ODEN

EINES PREUSSEN.

Iena,
in der akademischen Buchhandlung.
1786.

Ex Bibliot.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.
Ex
Bibliech. Regia
Berolinensi

Erſtes Buch.

Meinem

Vaterlande

und

Seinem

Zedliz

gewidmet.

Ode I.

An den Freyherrn von Zedliz.

— ∪ — ∪ — ∪ , — ∪ — ∪ ∪ — ∪
∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪
— ∪ — ∪ —
∪ ∪ ∪ ∪

Zedliz, der Du die Würde deines glänzenden Amtes
Deiner Groſse verdankſt,
Groſs durch verewigte Väter, groſser durch eigne Verdienſte,
Der Du den Lorberzweig
Jezt zum Bäumchen erzogen, welchen der Gott des Geſanges
In Prutenions Flur
Hegte und dorrend verpflanzte, da an der Elbe Geſtaden,
An der melodiſchen Spree

Viele Lorbenhaine ſich in gruenender Schoene
Woelben, des Galliers Neid:
Siehe, in der Schoepfung weitem Gewuehle, verſchwindet
Manches Staeudchen dem Blick'!
Weſſen Auge verweilet auf dem zwergigen Baeumchen,
Das, in Dunkel gehuellt,
Tief im rieſigen Walde, unter bewipfelten Tannen,
Auch ſein Haeuptchen erhebt?
Thaet's nicht die freundliche Sonne und der pflegende Himmel,
Blieb es ewig ein Zwerg,
Oder ſtuerbe, verſchmachtet, da ſein lustgefingsverlangen
Erſt zu reifen beginnt.
Alſo ſtarben in Deutſchland manche Kinder Apollens
In der Bluete der Kraft,
Denn ſie ſtanden verloren im gewaltigen Haine,
Daſs ſie die Sonne vergaſs,
Daſs der ſegnende Regen mit dem Kelche vorbeygieng.
Wenige Troepfgen nur
Schuettelten auf ihre Sproſſen jene ſtolzirende Baeume,
Die des Segens Genuſs

Und den Anblick des Himmels ihnen auf immer verdrangen.

Aber wo mit dem Blick',
Der in den Busen der Erde bis an die Herzadern dringet,

Voll Erwarmung und Licht,
Sie, die freundliche Sonne ueber den Huegeln verweilet,

Wo den Becher voll Kraft,
Nicht zu geizig, der Himmel leeret in die Gefilde,

Da gedeihet das Reis,
Welches in sandigten Thalern oder an Felsen hervorsprosst.

Heil, Prutenien, dir,
Heil dir, mein Vaterland! also pflegt dich ein gutiger Himmel!

Deine Reiser gedeih'n!
Welche verdorren, die hatten kein Vermogen zu gruenen,

Sterben an ihrer Natur!

Zeller, wenn Dir der Juengling, den Prutenien zeugte,

Seine Gefuehle sing't,
Ach! und seine Gesange nicht den Knaben verraten,

Nicht die zitternde Hand,

Welche die Saitentaenze wenige Lenze noch
tanzte;
O, so siehest Du hier
Erstlingsblüten des Baumchens, das der Himmel
erzogen,
Diesem Himmel geweyh't!!

Ode

Ode II.

An den Koenig.

1780.

Friedrich, dafs Du Koenig uns biſt,
Danken wir Gott!
Danken Ihm, dafs Er uns gab
Den zu verehren nach Ihm,
Der nach Ihm folgt!

Erbleichen mueſſe meine Lippe,
Erſteifen meine Zunge,
Loegen ſie Dir Gefuehle,
Welche das Herz nicht kennt!

O, dafs alle Lippen erbleichten,
Erſteiften alle Zungen,
Der vierfuefſigen Schmeichler;
Und ſtuenden dann auch,
Um ieglichen Thron,
Menſchen-Statueen, blafs und ſtumm!
Siehe, ſo giengen hervor
Iuenglinge deines Volkes
Und faengen ihre Gefuehle von Dir,

Und ihre Lippen gluehten
Wie der Gesang,
Und ihre Zunge
Stotterte nicht!

Nun aber — dass es alle Voelker wissen! —
Geben wir Dich der verdaechtigen Hymne nicht!
Friedrich, dass Du Koenig uns bist,
Danken wir Gott!
Danken es ihm mit der Thraene,
Die nicht vor dem Auge der Zuschauer prahlt!

Ode

Ode III.
Preuſſen.

Dem erlahme die Zunge,
— Will er ſich nennen Pruteniens Sohn —
Wem vor Freudengefuehl ieglicher Nerve
nicht zittert,
Beym groſsen Gedanken: „Vaterland!“

Spotte nicht, Fremdling,
Daſs uns hoher Geſang nicht ward!
Wir lachen derer, denen er ward,
Iſt ihrer des Sanges Wuerdiger nicht auch!

Keiner der unſern iſt kundig der Harfe,
Werth ihrer Hymnen Tauſende!
Uns mangeln nicht des hoechſten Liedes Themen,
Wohl uns, kein Lied verdaechtiget ſie!!—.

Ode IV.

An zwey Freunde

bey ihrer Reiſe auf die Univerſitaet.

υ — υ — υ —, υ — υ — υ υ — υ
υ υ υ υ
— υ — υ — υ —
υ υ υ υ υ υ

Hoch ſteht das goldne Ziel! an ſeinen glaenzenden Spitzen
Wehet der ewige Lorberkranz!
Nur wer die Hoehen errang, die goldenen Pfeiler umarmte,
Der nur ſchmueckt die Stirne ſich!

Der Gang iſt klippig und ſteil, und keiner moeg' ihn verſuchen,
Keiner wem's ſchwindelt, oder wer hinkt:
Der weile lieber im Thal' und winde ſich Kraenze von Blumen
Auch ein Veilchen ſchmuecket das Haar!
Ich ſahe Juenglinge, ſie kamen mit ſtolzer Geberde,
Bluehende Locken ſchwebten um's Haupt,

Die

Die Wange gluehte Kraft und Muth entglaenzte dem Auge,
Geiſt der hohen, woelbigen Stirn's
Wie Soehne des Morgenroth's, ſo kamen ſie her und beblickten
Einmal den Felſen, und lachten fein,
Und ſtiegen mit fluechtigem Fuſs' hinan und ſprangen und fahen
Spornend auf Einen zurueck, der klomm,
Verloren hinter ſie, gemach, und ſorgſam, und ſtoehnend.
Horch', da iauchzen ſie ſchon den Sieg!
Dort oben hupfen ſie ſchon die lezten, bezwungenen Schritte,
Strecken die Arme dem Ziele ſchon zu,
Und — — wehe! wo ſchwinden ſie hin? — ſie gitten — ſie ſtuerzen hinunter,
Ach, dort deck't ſe des Thales Sand!
Wer aber triumphirt nun neben den goldenen Pfeilern? —
Das iſt iener der muelſam klomm!
Er ſteh't und ſchaut umher und laechelt und ſiehe, des Lorbers
Gruene Blaetter ſpielen im Haar!

Kein leichter Schritt, kein Sprung im Anlauf', Freunde, verkuendet,
Die Umarmung des fernen Ziels!

Genies *), Genies, er kuerzt zwar schleunig die Laenge des Weges,
Aber er gluecket so selten nur!
Den schweren maennlichen Schritt, nicht selten Schritte des Kindes,
Klein und behutsam, fordert der Gang,
Der Gang, von Tausenden schon gewandelt, dennoch fuer Jeden,
Der ihn beginnet, ungebahn't

*) *Wer giebt mir ein deutsches Wort dafuer?*

Ode V.

Geſang und Thema.

1780.

Wen die Hymne hebt,
Der iſt ihrer nicht werth! —
Werth iſt der Hymne,
Wer ſie hebt!

Ewigkeit giebt die Hymne,
Des Andenkens Ewigkeit;
Die iſt Himmel
Und — Hoelle. —

Wen die Hymne hebt,
Deſs ſpottet [illegible] unbeſtochene Nachwelt;
Wer ſie heot,
Den verehren und ſegnen die Enkel und
wuenſchen ihn ſich.

Thaten ſind werth des Geſanges
Welchen die Harfe ſingt;
Thaten des Scepters und Thaten der Sichel,
Thaten vor Gott gethan!

Solche Thaten begeiſtern,
Schaffen Flug dem Geſange,
Daß er zur Sonne hinauf fluermt,
Ein maieſtaetiſcher Adler! —

Wehe dem Liede,
Welchem die Schmeicheley
Wachſerne Fluegel giebt!
Jetzo fluermet es auf, jetzo ſinkt es in's
Meer.

Ode

Ode VI.

Friedrich.

∪ — ∪ — ∪ — ∪ ∪ —

— ∪ ∪ — ∪ ∪ —

∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪

— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪.

Wo Steine mengft des Wanderers Fufs
Feffelten, wandelt der Pflug:
Wo Wellen von Sand aufblieſsen die Winde,
Wellet nun Zephyr die Saaten.

Aus Suempfen wachſen Schloeſſer empor,
Diſteln verwandelen ſich
In Roſen, und aus verwornen Gaſſgraeben
Heben ſich Linden-Alleen.

Der Pflueger, einſt beweint' er das Brod,
Welches vor Hunger er aſs:
Nun iſst er, und freut ſich, daſs ihn noch hungert,
Denn ſeine Scheuren ſind ſchwanger.

Der Du ſo gluecklich wandelſt das Land
Und ſeine Menſchen, o Du
Was biſt Du? ein Menſch? — ein Gott? —
Ach verſtumme
Leyer! denn FRIEDERICH iſt Er!

Ode

Ode VII.

An meinen Freund T...
Im Winter 1782.

Sieh'ſt Du, wie, vermummt in Schnee,
Dort die hohen Gebirg' an einander ſich draengen,
Gleich gebueckten, froſtigen Greiſen!
Siehe, die Stuerme tanzen im Schnee,
Feld hinauf und hinab,
Stampfen und wuehlen und ſpritzen,
Wie in den Fluten des Meeres.

Iezt nicht des Holzes geſchon't!
Freund, iezt thuerm' es auf im weitgewoelbten Kamine
Mit verſchwendender Hand!
Erquickend iſt da,
Wenn drauſſen der Himmel in Flocken herunter zu ſtuerzen ſcheint,
Der Anblick aufathmender, Flamme,
Wenn ſie zuerſt mit kleineren Zungen
Unter dem Holze hervorleckt,
Bald um alle Hoelzer ſich windet und wellig empor ſchlaegt.

Iezt blinke der Rheiner,
Im Keller gealtert zu Geiſt,
Iezt blink' er im unſparſamen Becher!
Lieblich toenet zum Knittern der Flamme
Der Becherklang,
Indeſs' an die Fenſter der Nordwind peitſcht.

Auf dann und reihe rings um's Kamin
So viel du der Flaſchen nur haſt
Und der Kannen und Kruege,
Alle des Rheiners voll!
Hier laſs uns ſitzen und trinken
Und ſingen Gleimiſche Lieder,
Und wenn wir begeiſtert uns fuehlen,
Alle kuehnen Geſaenge Friedrichs herkuliſcher
Thaten;
Dann, daſs wir den Winter zu ſcheuchen,
Holz noch haben und Moſt,
Danken wir Gott und Ihm.

Ode VIII.

An meine Freunde beym Frieden 1779.

Auf nun, ihr Brueder, getrunken!
Auf nun mit ſchweifenden Fuefsen
Den droehnenden Boden geſchlagen!
Auf und beginnet auf Harfen,
Beginnet auf brauſenden Fluegeln
Harmoniſchen Fingertanz, alle denen Erato gelaechelt!
Juengling umguerte die lockige Scheitel mit Myrthen,
Maedchen umſchatte mit Roſen
Den hohen, weifswelligen Buſen,
Dann kommt, und laſst in Laubkapellen uns opfern
Kueſſe der laechelnden Venus und Becher dem ſingenden Bachus!

Frevel waer' es, wenn noch
Vater Friedrich im blutigen Felde verweilte,
Wenn noch, vom eiſigen Himmel bedekt,
Sein heiliger Silberſcheitel auf Steinen des Ackers ruhte,
Er von den Baechen am Wege noch traenke;
Wenn noch aus tauſend ehernen Haelſen,
Bald mit des Donners Gebruell, und bald mit des Donners Geſchmetter,

Die Furien Habſucht und Rache
Gluehende Kugeln ueber ihn ſpien,
Und Er, das Schwerd in der blutenden Hand,
Selbſt in den Strudel des Streites ſich ſtuerzte,
Zu ringen aus den Klauen des Loewen
Dem wehrloſen Lamme ſein Erbtheil:
Dann waer' es Frevel,
Im ſeidenen Arme der Maedchen,
Von ihren Kueſſen durchgluecht,
Elifiums Wonne zu ſchmecken,
Zu trinken den geiſtigen Rheiner
Bis er in Goetter uns wandelt.

Aber ſiehe, nun kehrt Er zurueck
Ein Toeder der Zwietracht,
Ein Lebendigmacher des Friedens.
Ein Genius Deutſchland's!
Fuehrt uns die Juenglinge wieder heim,
Von der ermuedeten Huefte loeſst Er ihnen das Schwerd
Giebt in die abgehaertete Rechte die Sichel,
Und — — laechelt.

Ode

Ode IX.

Bachus Begeiſtrung.

1782.

Bachus, o Bachus, wohin raſſſt Du die gluehende Seele,
Von deinem Geiſte durchglueht!
Alſo greift der Orkan in Weſtgeſchwellete Segel,
Schleidert ſie Meilenweit hinan die wogigen Fluten!

Weh'! dieſe heilige Wuth,
Zu welchen Himmeln ſtuermt ſie mich auf!
Blizgeſchwinde durehſchneid' ich die Lueſte
Hoeher und hoeher hinein!

Siehe, ſchon ſeh' ich ſie tanzen den ewigen Tanz,
Die ſilbernen Erden um die goldenen Sonnen,
Hier tanzen ſie, da tanzen ſie, dort tanzen ſie!!
O Liber, Liber nicht weiter!

Hier will ich dich ausſtroemen,
Raſender Gott!
Daſs die ſilbernen Erden ſtocken im Tanze,
Und Sonnen und Erden lauſchen — —
meines Koeniges Lob'.

Hoer't, ihr ſilbernen Erden,
Hoert, ihr goldenen Sonnen,
Den Namen: Friederich! — — —
Ha, wo bin ich? — wo war ich? — Liaeus,
was eilſt du ſo bebend hinweg? —

Ode

Ode X.

An G — — — r.

— ∪ — ∪ ∪, — ∪ — ∪ ∪
— —
— ∪ — ∪ ∪ —, — ∪ — ∪ ∪ —
∪ ∪ ∪

Wer mit triefendem Aug' und muerriſchen
Augenwimper am Pult' ganze Naechte durchwacht,
Alle Iuenglingskraft, alle Lebens Iuſt
In der Lampe Dunſt unbarmherzig erſtick't,
Freund, (und waer' er ein Schoepfer Maeonid)
Haſſen muſs ihn mein Herz, ſeiner ſpotten mein Lied!

Weisheit wohnet nicht, wo die Freude ſtarb!
Und die Freude vertraegt runzlichte Stirnen nicht lang!
Tief geſenketen Kopf, gebogenen
Nacken und eine Bruſt, die am Pulte ſich preſst
Flieht Geſundheit der Freude Mutter, bald
Stirbt die Tochter ihr nach, und die Weisheit entweicht.

Willſt Du im Gemaeld' *lernen* dieſe Welt? —
Weiſst Du, ob daſs Gemaeld' nicht ein Lehrling entwarf?
Weiſst Du, ob es nicht ſchmeichelt, nicht verleumd't,
Ob's dem Angeſicht gleicht, wenn Du dieſes nicht kennſt?

Tritt iezt in die Welt, lerne Menſchen da,
Erich da Roſen und ſchmeck' Wein und Wermuth, dein Maas,
Dann verbirge Dich in dein Kaemmerlein,
Dann erſt nimm das Gemaeld' welches ein freundlicher *Kleiſt*,
Oder welches ein uebelbelaunter *Young*,
Iener ſchmeichelnd, und der voll Verleumdung, entwarf!
Unparteyiſcher und verſtaendiger
Richter kannſt Du dann ſeyn, freuen wirſt Du dich dann
Doppelt mehr denn iezt, wenn der Pinſel trift!
Sieh', iezt weiſst Du noch nicht, wo er log oder traf.

Ode XI.

An die Freunde.

υ υ — , — υ υ
— —

υ — υ υ — , — υ — υ υ — υ —

Dein Altar, Himmliſche,
Von Raſen erbau't, leidet purpurnen Teppich nicht!
Wo ein Bach zwiſchen Wald
Und zwiſchen Gebirg' neben Doerfern ſich ſchlaengelt hin,
Wo er mit koſendem
Gewelle beſpuel't manches duftende Blumenbeet,
Welches ein Maedchen ſich
Erzogen zur Luſt und zum Schmucke des blonden Haar's,
Da nur ſteh't dein Altar. —
In ſeinen Pallaſt ruft dich Reichthum und Ruhm umſonſt,
Du verweil'ſt bey dem Heerd',
Der galliſchen Gift nimmer kannte noch kennen wird;
Du verweil'ſt bey dem Mann',
Der nie, auch im Traum, goldne Kronen und Zepter ſah.

Dei-

Deinem Tritt' bahnt den Weg
Zufriedenheit und Unſchuld, welche den ſeidnen
Fuſs
Von der buntmarmornen
Und eiſigen Schwell' ploezlich wieder zuruecke zieh'n'
Nur des Sammts gruener Flur,
Der Huegel gewohnt, die ein ſonniger Himmel
waerm't.
So auch Du, Himmliſche!
Und ob mit Geſchrey, ob mit klingenden Bechern
Dir
Wink't der Schwarm trunkener
Mit Sternen und Band ueberſchminketer Narr'n des
Hof's,
Kehr'ſt du doch nicht zurueck.
Wo Ueberfluſs wohnt, nie mit ſorgendem Blick,
ſein Brod,
Ach, den Reſt ſeiner Ernd',
Ein Arbeiter bricht: ſieh', da laechelt kein Antliz
mehr,
Wenn den Tiſch duftendes
Gewoelke, der Hauch vieler Schaalen umwall't,
und hoch
Sprueht der Wein aus Kriſtal!
O Freude, du biſt, wie der labende Mond ein
Licht,
Das der Nacht ſich vermaehlt;

Und

Und fluende die Sonn' ewig ueber dem Scheitel uns,
Dein Geficht fachen wir nie.
Empfang meinen Dank, fieh', du wohneft bey mir, und willft
Ewig da wohnen, denn
Unendlichen Hafs fchwur mein Huettgen dem Pallaft, und
Diefer Rock iedem Stern', — —
Ein Maedgen ift mein, dem du, Goettin, dein Antliz gab'ft!

Ode

Ode XII.

Friedrich der Zweite,
den 3ten Januar 1779.

Hinweg, hinweg, vom Schaugelaender hinweg,
Dienender Poebel und herrſchender Poebel hinweg!
Des lyriſchen Bogens Verſucher tret' ich hier auf,
Nur von den Edlen des Volks zum Ziele zu ſchnellen die Pfeile!

Hier ſteh' ich!
Will ſpannen den Bogen,
Will ihn belegen mit goldnem thebiſchen Geſchoſs,
Steh — will's thun — und beb' — und zittre!

Weſs' Arm nicht wog dieſen Bogen,
Nicht wog dieſen Pfeil;
Ha, der ſpotte mir nicht
Ob des Zitterns und Bebens!

Du, mit dem Nerven - Arme,
Zum Pfeilſchnellen gebohren,
Du mit ſchneidendem Auge,
Zum Zielen geſchaffen,

Riesiger, lyrischer Schuetze Thebens!
Siehe, dir fleh' ich auf zum Parnass,
Wo du, mit einer Sonne das Haupt bedeckt,
Den goldnen Pfeilen ew'ge Musse schenkend,

Ruhest am Busen des Vaters,
Wo du, beselig't vom kastalischen Quell,
Richtend herunter schauest
Auf die Schuetzen der neuen Welt.

Siehe, dir fleh' ich:
Staehle mit Maennerkraft den Iuenglingsarm,
Gieb Sonnenscharfblick
Dem Lampen-daemmernden Auge;

Dss scharf schneide das zielende Auge das Ziel,
Dass der Arm dem lastenden Bogen nicht sinke,
Lossschnelle kraeftig
Scharf und schleunig der Pfeil in's Zieles
Mittelpunkt zische!

Wohl auf dann Bogen und Pfeil!
Wohlan mein Geist!
Spanne den lyrischen Bogen
Und gieb ihm Pfeile des Ruhmes!

Aber das Ziel, wo hebt ſich's empor?
Wen ſollen ſie treffen dieſe ſueſſen Pfeile?
Den mit den Augenwimpern weltregierenden
Zevs?
Oder Apollo, deſs' Finger bezaubert das
Ohr des Olympus?

Auf dann,
Auf dann mein Geiſt!
Auf und ſchnelle den Pfeil,
Schnell' ihn zum Throne Friedrichs hin!

Schaut, hier ſteh' ich und ziele,
Ziel' und ſchwoere vor den Kinderohren Galliens,
Schwoere vor den Maennerohren Deutſchlands,
Schwoere laut:

Koenigs Friedrichs Leben
Iſt ſeines Jahrhundertes Augen werth!
Nie fliegt kuenftig ueber den Erdball
Eins mit mehr Sonnenſtrahlen im Blicke!

Denn es wog ab auf gerechter Waage die Gottheit
Der Koenige Beſten fuer der Jahrhunderte beſtes!
Wog ihn ab — Heil euch Boruſſier! Hei!
mir! —
Fuer das trefflichſte unter den Voelkern!

Gallier,

Gallier, Britten, und ihr Germanier selbst,
Neid schielet ihr auf uns Borussier;
Wir aber stehen hoch und schauen hell
umher,
Denn unter der Sonne welch Volk verdie-
net unsern Neid!

Ode XIII.

Deutſchland und Preuſſen.

Goldner Saiten ertoent laengs der Elbe Geſtaden
Harf' und Leyer, es toent ſilberner Saiten Geſang,
Wo die Donau ſich wog't: Aber Geſaite von Baſt
Summt am Ufer des Pregels noch. — —

Kannſt du, o Vaterland, wie du ein Muſter im Schwerdſchlag,
Nicht im Leyerſchlag' auch werden ein Muſter? nicht auch
Nachtigallen erzieh'n, wie du Loewen erzieh'ſt?
Ach, der Loewe verbruellt den Sang! — —

Ode XIV.

Heldentod.

Wie die vollen Silberwangen des Mondes
Vor dem kommenden Tage
Allgemach erbleichen,
Bis unser Auge sie in den Aether verliert:

So stirbt in seiner Huette Mauern,
Auf sanftem Lager, ein redlicher Mann,
Seiner Heimath ein stiller, fleissiger Buerger,
Ein pflegender Vater fuer sein Haus.

Im Flor sein weinendes Antlitz verflechte,
Schleicht hinter seinem Sarge
Sein Busenfreund, den Knaben an der Hand,
Der noch nicht weiss, warum die Mutter
weint,

Die aus dem hoechsten Fenster ihrer Huette,
Die kleinern Kinder auf dem Arm',
Mit in die bange Stimmen
Der Todenglocken winselt.

Aber wie der Sonne flammendes Haupt,
Wenn's in die Fluten sich neigt, majestætischer blickt,
Vom lezten Blick des gluehen Angesichtes
Der ganze Himmel entgluehet:

So sinket in Fluten von Blut des Helden Haupt,
Das weiche Polster nicht kannte,
Nimmer im warmen, duftenden Zimmer
Am sammetnen Busen des Weibchens ruhte;

Wann aus ehernen Haelsen der Tod
Kugeln ueber ihn spie,
Oder des feindlichen Kriegers Schwerd
Blitze durch seine Gebeine.

Sein lezter gluehender Blick belebt den Funken des Muths
In jeglichem streitenden Bruder,
Dass er zu Tapferkeit aufflammt,
Und vom Fede der Schlacht wegfrisst die Schaaren der Feinde.

Dann schmettern Posaunen den Sieg auch ihm,
Auch ihm wirbelt die Trommel,
Auch ihm donnern Kanonen,
Auch ihm wehet die Fahne Lob.

Auch

Auch ihm ertoenet
Die Siegeshymne
In iglichem Tempel
Der geretteten Heimath.

Dann schwebet sein Geist
Mit tausend Geistern der Helden dem Heere voran,
Bahnet den Weg, scheuchet den Feind
Und Vaterland und Friedrich danken ihm!

Ode XV.

1. Vaterlandsgesang.

Ich bin ein Preuſs'! Ich eines Volkes Sohn,
Das ſich in eigner Sonne waermt!
Gieb mir Geſang, wer ihn mir geben kann,
Denn meine Freude will Geſang!

Gebt mir ihn nicht, ich habe ſelbſt Geſang!
Mein Volk hat alles, was es will!
Wohl auf du groſser, du ſtarker Geſang,
Groſser, ſtarker Geſang, wie meines Volkes Seele!

Auf meinen Fluegeln, kein jammernder Schwan,
Auf mutigen Fluegeln, ein jauchzender Adler,
Steure' ich hinauf und meine Fluegel rauſchen
Unſterblichen Geſang!

Sey unſterblich Geſang,
Weil du mein Vaterland ſingſt!
Sey unſterblich Geſang,
Denn *Friedrich* iſt unſterblich!

Friedrich iſt Koenig der Preuſſen
Und ich bin ſeines Volkes Sohn!
Das iſt nicht kuehn, daſs ich den Koenig
ſinge,
Denn ich bin ſeines Volkes Sohn!

Wir gaben Ihm die Krone, die Er traegt,
Wir Ihm das Schwerd in ſeine Hand:
Wir ſind die Kron' auf ſeinem Haupte,
Wir ſind das Schwerd in ſeiner Hand!—

Ein groſser, ſtolzer Adler flog
Hoch auf zur Sonn' und deckte ſie
Mit ſeinen ſchwarzen Fluegeln zu,
Und Nacht war's um Tuiſto!

Da ueberfiel des Koenigs Schwerd
Den Adler oben an der Sonne,
Der Maechtige fiel und ſeine abgehauenen
Fluegel
Lagen um ihn her!

Das Schwerd, das ihn dort ueberfiel,
Das Schwerd war unſer Volk! —
Wir hieben ihm die Fluegel ab,
Und unſer iſt der Tag!

Unſer iſt der Tag und die Sonne!
Und unſer Koenig hat ſie hoch geſtellt!
Sie ſteht und ſcheint den Voelkern in's Ge-
ſicht
Und achtet nicht, ob ſie nicht ſchlafen
koennen!

Sie ſteht und ſtrahlt den Koenigen der Erde
In's Nachtgewohnte Angeſicht!
Und wenn ſie ſich in ihre Kuellen huellen,
Brennt ſie die Kuellen heiſs!

Ihr ſollt nicht ſchlafen Koenige der Erde,
Denn ihr ſeyd Koenige!
„Aber ſie haben ja Weiber!
„Laſs ſie ſchlafen in Klugheit, damit ſie nicht
wachen in Thorheit"!

Nein, ſie ſollen nicht ſchlafen,
Denn ſie ſind Koenige!
Auf, ich will ſie verbrennen,
So ſchlafen ſie ewig in Klugheit!

Und der Koenig ſtellte ſeine Sonne tiefer,
Da traf ſie der Schlafenden Kopf, wohin ſie ihn
bargen,
Und brannte wach, was Leben hatt' in den Adern!
Da fuhren die Koenige auf und wueteten
gegen die Sonne.
Sieh'ſt

Sieh'ſt Du, es wogen von Norden und Sueden,
Von Oſten und Weſten maechtige Voelker herauf;
Die wollen Dich ſtuerzen, und loeſchen deine Sonne,
Und dann zuruck in ihre Betten gehn!

Send' deinen Athem aus
Und ſchuettle ſie mit deinem Sturmwind wach!
Da fandt' der Koenig ſeinen Atem aus,
Sein maecht'ger Athem fiel ſie an!

Wie die Orkane Gebirge von Sand
Maechtig durchwuehlen und ploetzlich zu Ebnen verfegen:
Alſo der Athem des Koenigs die Meilenbedeckende Heere,
Und ſchuettelte ſie in den Tiefen, und wo ſie ſtanden war's leer!

Und dieſer Athem waren wir,
Und unſer iſt der Sieg!
Und unſer iſt der helle Tag.
Und unſer iſt der Sieg!

Nun ſtehen wir in Norden hoch,
Der Koenig ſteht auf unſern Koepfen,
Die Wagſchaal in der Hand und waegt im Angeſichte
Der Himmel alle Voelker ab!

Wir haben ihn auf unſern Kopf geſtellt,
Denn unſer Kopf iſt ſtark!
Wir gaben ihm die Waagſchaal' in die Rechte,
Er aber waegt allein!

Und alle Voelker, welche vormals ſchliefen,
Sind aufgewacht, und ahnen unſern Tag!
Und alle Fuerſten, welche vormals ſchliefen,
Sind aufgewacht, und ahnen unſern Tag!

Und unſer Tag iſt hell und ſanft!
Wie freundlich iſt's in ſeiner klaren Sonne!
Wo aber noch der Nebel in den Thalern brauet,
Da graebt ihr heiſſer Stral ſich durch!

Sie graebt ſich durch, und ſie wird Siegerinn!
Und unſer iſt ihr Sieg!
Wir gaben ihr den Feuerblick in's Auge,
Vor dem das Dunkel aller Nacht zerſchmilzt!

Wer ſo viel groſſe Thaten thut,
Der iſt nicht ſtolz, wenn er ſich ruehmt!
Aus Norden iſt die Sonne aufgegangen,
Und ſoll nicht untergehn!

Ode

Ode XVI.

2. Vaterlandsgesang.

Ich bin ein Preuſs! Ihr Kinder Galliens,
Lobt nicht mein Volk, daſs ich nicht ſchaamroth
werde;
Denn unter ihm iſt kein verſchnittner Mann!

Ich bin ein Preuſs! o, daſs Britannien
Zu ſtolz iſt, auſser ſich ein ander Volk zu kennen!
Von ihm beneidet ſeyn, iſt neidenswerth!

Beneide mich, wer Augen hat zu ſehen!
Wer's nicht verſteht, was Sonnenſchein und Tag iſt,
Der wohnt in ſeiner Nacht vergnuegt und ſtolz,
Und ſeine Sonne iſt die ſchmutz'ge Flamme,
An der er ſeine Torpfe waermt.

Ich bin ein Preuſs'! und habe Sonnenſchein,
Und unſer Koenig iſt ein Einiger!
Er ſieht mit *ſeinem* Aug' und was Er heute ſieht,
Das ſah' Er geſtern auch!

Ode

Ode XVII.

Iamben.

Viel iſt gethan, und viel iſt noch zu thun!
Dein Reich iſt Tag; laſs sagen, wo du kommſt,
So lang du bliſt, und dringe deine Sonne
Den Voelkern nur, die noch in Nachten wohnen!
Sonſt kommen bald Jahrhunderte voll Nacht,
Wo ſich die Menſchen nicht mehr ſehn,
Wo ſie am Duft des Weyhrauchs ſich erkennen,
Und den ermorden, der nicht nach der Meſſe
duftet.

Siehſt du, dort hinterm Walde ſchleichen ſchon
Gewitterwolken zu einander hin;
Da bruten ſie zuſammen Blitz und Donner
Und lauern bis die Sonne untergeht:
Und gehſt du unter, weh! dann zieht das Wetter
Herauf, und ſchlaegt mit Regen und Hagel und Donner
All' unſre ſchoenen Fruchten tod.

Thu deine Thuren auf! Du gabſt uns deine Sonne;
Auf, fegle ſie nun feſt
In's Firmament, daſs ſie nie untergehe.

Das

Das Schwere iſt gethan, das Leichte
Wird bald das Groeſ-te ſeyn,
Wenn du's zu thun vergiſst!
Noch einen Krieg den Fuerſten, welche zaudern
Den Vorhang aufzuziehn, die Fluch und Spott und Tod
Dem Manne droh'n, der endlich ſehen kann
Und lauter ſpricht: „Loeſcht doch die peſtathmende Lampe,
„Der helle Tag ſpricht uns in's Angeſicht!“

Auf freyen Hoehen ſtanden einſt Altaere,
Da betete das Volk den groſsen Gott,
Der keinen Kopf hat und die eignen Augen
Nicht liebt, auf allen Vieren an!
Indes im Dunkel tiefer Felſenhoehlen
Die weiſſen Prieſter um den Altar lagen,
Der Menſchenblut und Menſchenwinſeln
Empor dampft', und mit ihren Dolchen
Die Glut anſchuerten und mit Meſsgeſaengen
Des Opfers Winſeln ueberſchrien!

Das ſah' der Koenig, und ſein ſcharfer Bliz
Flog aus der Scheide, ſieh'! in Aſchenhaufen
Zerfielen die Altaere rings umher.
Da hob Europa ſein beaſchtes Haupt
Empor, und ſah den Bliz in *Friedrichs* Hand
und ſchwieg.

Der

Der Weg, den Luther gieng, iſt weiter durch gegangen,
Ein Koenig gieng den Gang und mit ihm gieng ſein Volk:
Und ſieh'! ein Kaiſer iſt ihm nachgegangen,
Weil ihn der Koenig brach!
Wir ſtehen ſchon am Thron des Meſsgewandlers,
Und unſre Schwerder achten nicht des Schlueſſels,
Der Moerdern ſelbſt den Himmel oeffnen ſoll.
Hinan den Thron, denn ſinken ſoll der Thron,
Und ſinken ſoll der Pabſt und nicht mehr ſeyn.
Das iſt nicht gnug, daſs ihr den goldnen Kelch
In dem es Menſchenleben ſoff, am Mund
Dem Ungeheu'r zerſchlugt! es kriecht ſo lang
In ſeine Hoehl' und ſaeuft aus holer Hand,
Bis ſeine Prieſter wieder Fuerſten ſind!

Wohl an, o *Friedrich!* gehe tiefern Weg,
Erwuerge du mit deiner rechten Hand
Den Drachen, deſſen Koepfe warrlich ſonſt
Aus ſeinem eignen Blut erwachſen werden,
Wenn uns der Himmel bald mit Fuerſten ſtraft,
Die das Geſangbuch fragen, welch ein Urtheil
Zu ſprechen ſey, und welche That zu thun?

Auch das iſt Duldung, die Hyaene toeden,
Bis in die lezte Faſer, welche zuckt.

Und

Und wenn nun einſt kein Land mehr lebt,
Wo nicht der Chriſt zum Menſchen Bruder ſpricht;
Dann wird iedweder Mann mit *ſeinen* Augen
ſeh'n,
Und ſagen, was er ſieht:
Und was ſie ſeh'n, das wird verſchieden ſeyn,
Wie iedes Menſchen Aug'.

Dich aber, *Koenig*, ſehen alle Augen
Den *Einzigen*, der iſt und war,
Denn, wer da ſehen kann,
Sieht Eine Sonne nur.

Ode

Ode XVIII.

An Lina

bey ihrem ſechszehnten Geburtstage.

Als Du geboren wurdeſt,
War ich ein Knaeblein,
Kueſste Maedchen, wie Knaben,
Und wie der Muhmen duerte Hand.

Sieh'! da lachte der May den ſchoenſten Morgen herauf,
Fruehe entſchluepft' ich dem Bette,
Huepfte die Fluren hinein,
Badete mich in Meeren von Veilchen;
War ſo froh, ſo froelich wild,
Als wenn in der Chriſtnacht
Auf dem Tiſche des Schlafgemach's
Das vergoldete Spielwerk funkelte.

O! ich haette die Bluemchen der Flur
Alle gebrochen,
Alle gewunden in einen Kranz,
Vor inniger, namloſer Freude.

Von diesem Morgen an
Wurden die Lippen mir heiss,
Wenn ich meine Gespielinnen kuesste,
Mochten sie laenger verweilen an Munde der
Maedchen.

Schon sind sechszehn Fruehlinge verblueht,
Seit dieser Morgen mir lachte,
Und siehe, heut ist er
Zum siebzehnten Male wiedergekehrt.

Ode XIX.

Schiller.

1783.

Wie ein Strom, ietzo donnert er maechtig,
Denn er ſtuerzet den Ruecken des Felſen herunter;
Ietzo ſcherzt er in gauckelnden Wellen,
Denn er wandelt in blumigen Thaelern dahin:
Alſo ſtroemt, alſo flieſst die Begeiſterung
Von den ſilbernen Lippen der Harfe, die Bragar
Unſerm Schiller verliehen! — Schoener,
Sueſser taeuſchend erſcheint die Natur im Gewand,
Nicht gemacht nach dem truegenden Maasſtab',
Nach dem Galliſchen Zuſchnitt', den die Kritik giebt;
Wie er ihre Geſtalten verlangen,
Alſo kleidet ſie Schiller, verachtend der Zunft
Grau Geſez, und die rieſigen Menſchen,
Die in Kleidern des Zwerges ueber die Buehne
Schreiten, Lachen dem Poebel, dem Weiſen
Zorn, und Thraenen des Patrioten Aug'.
Vom Gemaeld' ſeiner graeſslichen Menſchen
Wie entgluehet, verſenkt in den Zauber des Mahlers,
Da verzeihet die ſtaunende Seele
Dir, o Menſchheit, den ſchaendlichſten Auswuchs
gern'!

Ode XX.

Im Ende des Herbſtes 1780.

„Wie melancholiſch aengſtlich rings umher
„Die Witt'rung auf der todten Erde ruht!
„In ſchwarzen Flor verhuellt die Sonne ſich,
„In Schnee- und Hagel-Meeren fluerzet ſchief
„Der ganze Himmel auf die Welt herab.
„Horch, wie der Sturm am Horizonte grollt,
„Iezt in den nackten Foreſten heulet und
„Um die Gebirge, durch die Kluefte bruellt.
„Die Wetterhahne girren, Kalch und Stein
„Roll't klappernd ueber die Daecher hinab,
„Die Fenſterladen pochen an die Wand,
„Die Fenſter zittern. — Hu, wie ſchaudert mich!
„O, waerm't das Bett'! verſchlafen will ich ihn
„Den uebellaunigen, den grauſen Tag".

Auf muntrer ſcher Iuengling zur Freude!
Laſs hageln, bruellen und ſauſſen,
Schuezt uns doch Ofen und Dach!

Hinweg, hinweg mit dem Truebſinn,
Wie paaren ſich Charon und Hebe?
Liaeus, Liaeus, ihr Mann!

Auf, haſchet des heutigen Tages
Vergnuegen, in Ewigkeit bringt uns
Kein andrer daſſelbe zurueck!

Noch fuerme uns die Jugend im Buſen,
Noch fiedet das Blut in der Ader,
Noch gluehet das Angeſicht!

Noch lebt und webt uns die Seele
Durch alle Winkel des Leibes,
Und Abend und Morgen iſt ſchoen!

So heitert die Stirne von Runzeln,
Vom Auge, zum Liebeln geſchaffen,
Die murriſchen Wimper hinweg!

Komm', Maedchen, komm' beuge die Flaſche,
Voll altes, deutſchgeiſtigen Rheiners
In iedes durſtige Glas!

Verſchwendet keine Minute
Mit unbachantiſchen Worten,
Bis auch kein Troepfgen im Glaſ'

Noch in der Flaſche mehr blinket! —
Dann laſst uns Geſpraeche beginnen,
Dann flieſſen ſie feurig und ſchnell

Von unſern begeiſterten Lippen,
Wie iezt der Wein in die Kehle.
Drum froeliche Bruder ſtoſst an!! —

Ode XXI.

Frevel.

Daſs dich ſchlage der Engel des Herrn,
Der du ſchlaegſt vor Muthwill und Stolz,
Des Vaterlandes zum Tode Geweyhte!
Haſt du ſchon die Bruſte deiner Mutter verlaſſen,
Unreifer Knabe?
Vermagſt du ſchon das Schwerd an deiner Hueffe
zu tragen,
Ohne daſs dir die Hueffe vor Schmerz der Schwie-
len erlahme?
Und du ſtehſt da vor den Maennern
Mit braunen Geſichtern und finſtern Locken
Und ſprichſt: Folge mir!
Und befiehlſt mit dem Stocke?

Ha, ſie verſtunden ſchon, was Schlachten
ſchlagen ſey;
In Sonnenbrand und Pulverdampf
Zerſchmachtete ihr Angeſicht,
Und ihre Felſen tranken Menſchenblut:
Da lagſt du noch auf deiner Mutter Schooſe
Und ſchriefſt und deckteſt mit der Bubenhand
Den Nacken, dem die Ruthe Striemen ſchlug!

Hinweg du adlicher Bube mit deinem heulosen Stocke
Vom Nacken des Kriegers, der krumm steht vor Alter!
Wie seine Lippe die Wuth verbeisst!
Wie sein grauer Kopf sich schuttelt unter den Schlaegen!
Da bricht eine Thraen' aus dem Auge!
Ach, er verschlucke sie gern,
Und tilgte sie gern auf der Wange!
Gen Himmel bricht sein Aug' und schweigt!

Wenden muss ich den Blick,
Dass ich nicht hingeh'
Und breche dem Knaben den Hals!

Stirb; und mit dir dein ganzes Geschlecht,
Dass deine Kinder selbst dich nicht erwuergen!

Nicht im siegenden Kriege,
Nicht auf den Leichen der Feinde,
Stirb im Bette! vom Weibe stirb!
Friedrich kenne dich nicht,
Gott gedenke dein nimmer! —

Ode XXII.

Preuſſ'ſche Soldaten im Schrittſchuhlauf. 1783.

Wir kennen der Meereswogen Tanz,
Und kennen Sturmgeſang,
Und kennen Froſt, der bis zum Boden des Stroms,
Die Fluten ſchmiedet zu Stein!

Uns haengt der helle Reif im Haar,
Wir wiſchen ihn nicht ab!
Wir ſchuetteln die Maehne, dann klappert das Eis
In unſern Locken, wir lachen!

Hinauf geſchliffen die Tafel von Eis,
Hinauf den ſtaehlernen Spiegel des Stroms!
Wie ſchleifet, wie ſchurret der ſtaehlerne Schuh,
Wie knirſchen die Fluten die Bahnen entlang!

Schlagt mit den Armen zum Liede den Tact!
Schlagt, wie der Storch mit den Fluegeln, den Tact!
Schlagt laut um die Schultern, und laut um die Bruſt,
Und klatſcht in die Haende, und ſchleifet hinauf!

So tanzten wir einſt in die Heere hinein,
Hinein in die kreiſchenden Rachen
Hundertmalhundert Kartaetſchen
Und klatſchten die Degen zuſammen, ein
Lied dem Tanze zum Tode!

So tanzen wir noch, will's Gott der Herr!
Will's Gott! ſo tanzen wir noch einen Tanz
Bey Schwerdergeſchrey und Kartaetſchengekreiſch
Vor unſerm ſeligen Ende!

Denn Friedrich iſt ein braver Mann,
Und kennt uns alle bey Namen!
Und kennt Er uns hier nich, ſo kennt Er uns dort,
Sind wir im Schwerde gefallen!

Was zauderſt du da uns hinten nach?
Her mit dem Geiſt aus der Flaſche!
Geſundheit dem *Koenig!* und uns einen Krieg!
Und nun die Flaſche gen Himmel!

Und nun, eh die Trommel den Zapfenſtreich ſchlaegt, —
— Da ruft ſie ſchon ueber die Haeuſer!
Hinauf an der Brueke! Dort knittert das Eis!
Wir ſparen das Leben zum Kriege!

Zwei-

Zweites Buch.

H e r d e r

gewidmet.

An Herder.

Epiſtel
bey Ueberſendung dieſer Gedichte.

„Ich weiſs wohl“ — ſpricht zu ſeinem guten Herrn,
Der arme Landmann, wenn er zum Geſchenke,
Von ſeiner Ernd' das erſtgebackne Brod,
So warm, wie's aus dem Ofen kam, mit vielen
Scharrfuefsen ueberreicht, — „Ich weiſs, gnaediger Herr,
„Sie eſſen wohl was Beſſers *alle Tage*,
„Als unſer einer, kaum *in ſeinem ganzen Leben*,
„— Die groſsen Feyertage miegezaehlt, —
„Zu ſchmecken kriegt, noch ſich bereiten kann:
„Allein, weil doch das erſte Brod vom Jahr
„Ein Feſtbrod iſt, und weil man doch zum Feſt
„In aller Chriſtenheit Geſchenke bringt,
„Wem man von Herzen gut iſt, und ſo gern
„Was ſchenken moegte, wenn er's ſonſt

„Nicht

„Nicht uebel nehmen koennte, lieber Herr!
„Und kurz zu ſagen, weil ich's gerne haette,
„Sie ſchmeckten auch von meinem Brod' einmal,
„Und ſpraechen, wenn ich wieder kaeme: Hoert,
„Eur Brod hat gut geſchmeckt! — Ja, darum bring
„Ich dieſen Biſſen erſtes Brod vom Jahr
„Hier zum Geſchenk, und weiter weiſs ich nichts,
„Als, Gott erhalt Sie und ihr ganzes Haus!„

Was hier der Bauer, oft zu gut, und oft
Zu ſchlecht, kurz, nicht natuerlich gnug
Fuer einen Bauern ſpricht, iſt nicht
Des armen Mannes Schuld; ich lieſs
Ihn ſprechen, was *ich ſelbſt* iezt ſprechen wuerde,
Haett' er nicht alles ſchon von ſeinem Brod' geſagt,
Was ich von dieſem Buche ſagen wollte.

Ode I.

An die Weisheit.

So kehre denn vom Sternensaal' zurueck,
Wohin du flohst, als auf der Welt, von Sued'
Nach Osten, bald der Dummheit Steine, bald
Der Bosheit Pfeil' umflogen deine Stirn':
O Weisheit, du mit Wiederschein vom Glanz
Des Herrn bekraenzte Geisterſonne! sieh'
Auch diesen duerftigen Altar, auf dem
Mein Weihrauch nur in duennen Woelkchen daempft
Mit gnaedgem Blick, und eile nicht vorbey! —

Seitdem ich schon den leichten Knabenrock
Von meinen Schultern warf, und mich vom Spiel'
Der ernstere Gedanke rief, beschien
Dein Morgenroth die junge Seele mir:
Nun lass mich auch, in aller Strahlenpracht,
Dich selbst am unbewoelkten Himmel sehn!

Sey meine Freundin! wenn du lieber willst,
Sey meine Mutter! warn' und straſe mich,
Begleite mich, wie Gottes Angesicht,
Und helle meinen Blick, dass Irrlichtsschein
Mir nicht der Feuerbusch Iehovens sey;

Dass

Daſs ich auch da, wenn es die Schickung will
Zu wandeln wiſ', wo keiner Ferſe Spur
Die Sicherheit des Weges mir verſpricht;
Daſs ich der bunten Luſtgeſtalt des Gluecks,
Die mit Bachantiſchem Gelaechter und Geklatſch'
Dreymal um die Pallaeſte flattert, dann
Verſtummt, erliſcht, und in den Wind zerflieſst,
Nicht *einen* Wunſch verſchwende; meinem Geiſt,
Ein freyer Himmel, ein beſcheidnes Dach,
Verloren in des Haynes gruener Nacht,
Ein klarer Bach, und eine Blumenflur,
Verſchoenert von Genuegſamkeit und Ruh,
Des Lebens Glueck, des Himmels Vorſchmack ſey!

Gewinne dann der Thor im Lottoſpiel
Der Welt, die groeſste Terne, Wolluſt, Ruhm
Und Reichthum; unter meinem Neide tief
Kriecht ſein Gewinnſt, wie in der Wieſe Sumpf
Die Unke kriecht, indeſs im Flammenſtrom'
Der Sonne, ſich des Adlers Fittig waſcht!

Ode II.

Natur.

Den 6ten September 1784.

Nicht zu Locken gefengt,
Nicht weiſs gepudert, das Haar,
Wie der Hirnleeren Gipspuppe:
Nein, wie die ſanften Wellen des umbluemten Baches,
Flieſst's ihr die woelbigen Schultern hinab.
Alſo wandelt Mutter Natur!

Ach! ſie wandelte ſo
Ueber den ganzen Erdboden einſt,
Nun aber hebt ſie den Schleier
Nur dort; wo die Herzen nackter Voelker
Keine gallifche Schlange ſtach,
Dort, wo das gefuehlvolle Raue
Noch keine ſeelloſe Verfeinerung tilgte!

O, ihr Deutſchen! wiſst ihr es nicht?
Eurer Vaeter Goettin war ſie!
Ihr opferte der Barde,
Ihr der Minneſaenger!
Sie gab dem Barden ſein Thema:
Schwerder von Keulen zerbrochen;

Sie

Sie dem Minnefaenger fein Thema
Herzen, beſiegt von Herzen!
Da ſuchte der Dichter nicht Toene,
Die Goettin gebar
Iedes Gefuehl
Mit ſeinem eignen Ton;
Und der Saenger fuehlete ſelbſt! —

O daſs der Deutſchen Geſchlecht
Nicht lieber vergieng,
Denn daſs iezt ihre Soehne Gallier ſind,
Die mehr laecheln dem Morgenroth
An der bekleideten Wand,
Des ahmenden Mahlers Werk,
Als der Morgenroethe
Am gewoelbten Oſt,
Wenn Mutter Natur ſie hinauf fuehrt
Durch Meere von Geſang und Wohlgeruch!
Mehr verſtuemmelter Linden
Peinlichgleichſchrittigen Linialgang,
Denn dem ſchweifenden Laufe hundertaermiger
Eichen!

Ode

Ode III.

Nacht und Tod,
den 13ten May 1784.

Duester alles, alles still und duester!
Ueber meinem Haupte haengt die Nacht,
Ein weites, einsames, schauerliches Gewoelbe.
Dickes Dunkel fesselt dicht am Auge
Meinen Blick, und meinen Athem nur
Hoert mein Ohr.
Wuesst ich's, dass ich hier im Felde liege,
Fuehlte mein Gebein die Erde nicht?
Seele stehe nun auf und sieh' und hoer' und fuehle,
Jezt entfallen deine Fesseln
Den Sinnen aus der tyranni[illegible] Hand;
Seele, raffe dich auf, und fleuch zur Zukunft hinnan!

Ich werde seyn, auch dann,
Wenn meine Freunde sagen:
Er ist nicht mehr.
Wenn dies mein Auge nicht mehr hoffen darf
Den Tag zu seh'n;
Und fuer mein Ohr kein Lispeln, kein Gesang,
Und selbst kein Donner toent,

Ich werde seyn, wenn dieses Fleisch
Zu Staub vertrocknet ist,
Und meine Knochen sind des Spatens Spiel,
Zersplittert und zerschellt.

Ich werde seyn, wenn schon Jahrhunderte
Weh'ten ueber mein Grab dahin,
Mein Leib vielleicht
Der Leib schon vieler andern war.

Dann Seele, dann wirst du noch seyn,
Wirst meine Seele noch seyn,
Dann Gott! dann bin ich noch Ich! —

Ach! dass ich dies so ganz nicht fuehlen kann,
Wie ich sehnlich es wuensche!
Ach, dass der Seele Schwingen immer noch
Die Kette haelt,
Und da, wo Gott der Zukunft Vorhang hob,
Der Geist nicht sehen kann!

Koennt' ich voraus ienseit des Grabes sehen
Mit meiner Seele Blick;
O! wuenscht ich dann die Todes Stunde nicht,
Und wuerd ich beben, wenn sie nun erscheint?
Iezt wuensch' ich sie, und ach! —
Sie koemmt, ich bebe!

So lafs mich beben,
Beben vor Gott,
Doch vor des Todes ſtumpfen Blicken nicht!
Iſt auch fuer meine Seele Finſterniſs und Schweigen,
Obgleich mein Leib
In Dunkel hier gewickelt iſt,
Mein Ohr nur meinen Athem hoert? —

Ode IV.

Wiedererinnerung.

1783.

Goettin Wiedererinnerung,
Du des gauckelnden Phantaſus Schweſter,
Heller aber die Stralenkrone der Warheit
Um das freundliche Angeſicht.

Gute Goettin,
Menſchentroeſterin,
Thraenentrocknerin,
Schwebe, ſchwebe hernieder zu mir!

Hell', o helle die Nacht meines Schickſals!
Ach, mich duerſtet ſchon lange nach Tag,
Ach, nach einem Stralchen der Sonne!
Helle, hello die Nacht mit deinem goettlichen Blick'!

Mahle mit athmenden Farben
Iene Seligkeitstrunkenen Tage,
Die ich im Mutterſchoos' Elbings
Schuldlos froelich durchlebte.

Mahle

Mahle ſie unter die Bilder des Todes,
Die mich iezt ſchrecklich umſtaunen,
Daſs die Bilder des Todes
Unter dem Glanze der Bilder froher Vorzeit
erloeſchen.

O, Tage des Fluegelgewandes,
Wie waret ihr blumigt und ſonnigt!
Mich quaelte nicht Reue, nicht Sorge
Als nur die ſueſſe, der Eltern Beifall Lae-
cheln zu ſeyn.

Das Gegenwaertige fuehlte die Seele ganz,
In's kuenftige dehnte mein kleiner Gedanke ſich
nicht;
Nur wenn auf den kommenden Tag die El-
tern mir Freuden verhieſsen,
Dann dacht' ich den kommenden Tag, dann
traeumt' ich die kuenftigen Freuden.

Nur dem entſchluepften Fehler
Floſs unerkuenſtelt die Thraene,
Bosheiten rann ſie nie,
Tueck' erpreſste ſie nimmer.

Gutherzig kueſst' ich mit ſchmeichelnder Lippe
Der Mutter zuecht'gende Hand,
Mein ſchrecklichſter Traum war die Ruthe,
Mein ſchoenſter der fliegende Ball.

Schoen war mein muetterlicher Garten,
Wo ich die Lenze der Kindheit durchſpielte,
durchſang und durchtanzte.
Blumen zum Kranze, Raſen zum Spielplaze,
Geſtraeuche zum Verſtecken waren genug.

O, noch ſeh' ich die Schatten, noch hoer' ich das
Athmen der Laube,
Die von der Hoehe des Gartens,
Gehenkt an zwey aeſtige Buchen,
Freundlich winkend, hinab ſah.

In mich haben gekuehlt deine Schatten! Am Buſen
der Mutter
Lag ich, ein Saeugling, und ſpielte mit deinen
liſpenden Blaettern.
Auf deinem beſcheidenen Tiſche lachte mir
oft
Die roethliche Erdbeer' in der ſchimmern-
den Milch;

Wenn mich beym Daemmern des Abends
Die freundliche Stimme der Mutter
Weckte vom Taumel des Spiels,
Daſs ich mein Abendbrod aeſſe.

O!

O! ich gedenke noch der finkenden Sonne,
Wie ſie die Fluten der Elbing gluehend hinabſank,
Ich mit meinen Geſpielen im plaetſcherndlen Kahne
Tanzt' auf den roſigen Wellen;

Oft nach dem Ufer zurueck ſah',
Wo, von Linden umſchattet, der ſorgſame Vater verweilte,
Ob er ſchon winke,
Ob uns ſchon rufe der gedeckte Tiſch.

Wie wir dann baten den freundlichen Gaertner,
Daſs er mit fluechtigern Rudern kehre hinueber!
Wie die Ruder dann huepften, wie das Kaehnen dann eilte,
Wie wir an's Ufer iezt ſprangen und tanzten zum Mahl in die Laube.

Wenn ich des allen gedenke
O, dann wallt mir das Blut heiſser die Adern hindurch,
Zittert mir iegliche Nerve,
Bebt mir der Buſen vor Freude,

O, dann ſchwindet die Miene des Kummers
Allmaehlig vom Antliz hinweg,
Wie das Dunkel der Nacht
Vor dem erglimmenden Morgen.

Dann ſchwimmet in ſuefser Taeuſchung die Seele dahin,
Dann ihr Lenze der Kindheit
Streckt ſie nach euch die zitternden Arme,
Will euch haſchen und kann nicht und girret und iammert euch nach.

Auch dir, du Morgen der Juenglings Jahre,
Athmeten goldene Locken um die glaenzende Stirne.
Ach, du prophezeyteſt mir heitern Tag und ſternichte Nacht;
Aber du warſt ein falſcher Prophete!

Dueſter iſt's nun um mich her,
Blize nur ſeh' ich, Donner nur hoer' ich,
Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag,
Regen und Hagel und wehe! kein Dach!

Von allen Raenden des ſchwarzen Wolkengewoelbes
Stroemen die Winde mir in's Himmelan-leckende Haar,
Peitſchen mein aermlich Gewand von den Schultern hinab,
Auf mich Nackten ſtuerzen nun die wuetenden Himmel! —

Ach, vergebens! ich ſchwing' mich nicht wieder
Hinauf zu den Huegeln der Vorzeit.
Die Truebſal laſtet ſchwer an meiner Seele
Schwingen,
Wie Bley am Fluegel des Schmetterlings.

O, ich Armer, Verlaſſener!
O, ich irrender, huelfloſer Juengling!
Daſs ſie die Winde verwehen, ſind meine
Thraenen erſchienen.
Ha! daſs ich mit all' dieſen Thraenen die
Seele nicht ausweinen kann.

Ode V.

An die Weisheit.

So weil'ſt du denn, wo deine Tempel ſteh'n
Am wenigſten? biſt nicht ſo finſter, nicht
So ſtoerr und ſtolz, wie deine Prieſter ſind,
Tritt'ſt nicht daher im Harniſch, traegſt kein'n Spieſs,
Wie ſie dein Bild im Tempel aufgeſtellt? —
So wohn'ſt du mehr in gruener Waelder Nacht,
Und tanzeſt auf der Fluren Sammet, auf
Des Baches Weſten, ſchweb'ſt im Weſt umher,
Sing'ſt in den fuefsgedaempften Floetenſang
Der Nachtigall, in's raſche Saitenſpiel
Der Lerche? biſt ein freundlich Maedchen, von
Dem Himmliſchen, die Veilchenkraenze ſelbſt
Dem Ackrer flicht, und wenn Ambroſia
Ihn nicht behagt, den irdnen Krug mit Milch
Ihm willig reich'ſt und ihn nicht durſten laeſst,
Weil fuer des Goetterntankes Wohlgeſchmack,
Zu ſeinem Gluck, er keine Zunge hat!

Wohl mir, o Goettermaedchen, daſs du nicht
So ſchrecklich biſt, wie du mir ſchieneſt, als
Auf Knien ich vor deinem Bildniſs lag,
Indeſs dein ſtolzer Prieſter Donner ſprach!

Wohl

Wohl mir, daſs auch vor meinem Fenſter du
Luſtwandelſt, wann das Morgenroth entglimme
Und lächelnd mir ein Morgengruesſgen nickſt!

Komm, Maedchen! komm! die Laute harret dein,
Der Oden muede, heiſser vom Paean! —
Die Goldberuenchte Saite, die nur Ruhm
Und Ruhm erklang, iſt abgegriffen ſchon,
Entſpanne ſie, gieb mir die ſilberne,
Die Freuden, Freundſchaft, Lenz und Liebe toent.
Komm, Maedchen, komm und lehre mich Geſang,
Wie ihn der Greis in *Halberſtadt* begann;
Da hoben aus dem Bach' die Nymphen ſich
Empor, bis an den Guertelloſen Schooſs,
Da lauſchten die Dryaden im Gebuesch,
Und auf des Haynes Wipfeln ſaſs das Chor
Der Amoretten, und der Zephyr lieſs
Sich nieder auf den naechſten Zweig und zog
Behutſam leiſs den Finger ein, und ſchwieg.

Ode VI.

Der kommen wird.

— ∪ — ∪ — , — ∪ ∪ — ∪ — ∪

∪ ∪ ∪

— ∪ ∪ — ∪ ∪ —

∪ ∪

Trägt ein deutsches Weib, Gattin des deutschen Mannes,
Unter dem Herzen dich noch?
Oder blühen dir schon rother die Lippen, strahlt es
Von den Augen dir schon?
Du, des Deutschland bedarf, wieder so deutsch zu werden
Als es lange nicht war!
Du, der ruestig und schoen in die Eichenwaelder,
Wie Gott Bragur, tritt,
Dass die Unken im Schilf' alle verstummen muessen,
Ehrerbietig des Hain's
Wipfel nieder sich beugt, und ein heilig Schweigen
Tausendohrig dir horcht!
Du, der kuehn und stark, kuehn zu des Werkes Anhub
Zur Vollfuehrung stark,

Jedem

Jeden fremden Baum, Galliens Birken, Englands
Naechtliche Buch', und Roms
Steilaufleigende Tann' ausgraebst, damit fester
Wurzle der Eichbaum, er
Mit gewundenen Arm' in die Wolken fasse!
Kommt, wir immern nach dir,
Barde Herrmann, o komm! brich die Sklavenkette
Unsrer Saenger, und brech'
Auch der Arm, der sie traegt! auf, und zerstoer' in
Deutschland
Jegliche Grotte, worinn
Frankreichs Wiederhall wohnt! Schweigen gebiet' dem Dichter,
Welcher des Burboniel's
Kinder-Taendeley mit dem Mannes-Tone
Unsrer Sprache behaengt;
Affen, denen Paris passende Kleidung zuschnitt',
Nun in Menschentracht
Auf die Buehne fuehrt *), dass ihm ein bruellend Lachen
Von den Gelaendern stroemt,
Und der Weise den Kopf schuettelt, und schweigt und fortgeht.
Zieh' dein flammendes Schwerd,
Treib

*) *Wie z. B. der Hussthmitt, eine franzoesische Operette, ins Deutsche uebersetzt vom Bibliothekar Reichard in Gotha.*

Treib aus unſerem Hain, gleich dem Engel Edens,
Das unheilige Volk,
Korez Rotte, die nur ſchuendet die Ehre Bregars,
Wenn ſie Opfer ihm bringt.
Kommen wirſt du gewiſs, denn die Morgenroethe
Kuendigt den kommenden Tag!
Aber koennt' ich dich iezt, weil ich noch lebe, ſehen;
Gerne gieb' ich ſie hin,
Sie, das einzige Gut, was mir nicht Menſchen gaben,
Dieſe Laute, vergnuegt,
Daſs dem enkelloſen nun gleichet das iuengſte Deutſchland,
Daſs im Schatten des Hain's
Iezt der Barde mir ruht! Bin ich auch Manna's Sohn nicht,
Ward mir auch nicht die Telyn. —

Ode

Ode VII.

Der Tod.

Wie wird mir ſeyn,
Wenn einſt dem brechenden Auge
Der weinenden Freunde Kreis entſchwommen iſt;
Wenn mein Gebein kein Lager nicht mehr fuehlt,
Der Puls verſtummt, in jeder Ader
Das Blut gerinnt,
Todeskuehle mich ueberſtroemt,
Arm und Knie ſich ſteift,
Und weiſs, wie ein Marmorbild,
Ich da liege? — —

Wenn nun auf ewig ich
Aus meines Zimmers Mauern
Getragen werd' und meine kalchne Lippe
Und mein verſteinertes Aug'
Von ihm nicht Abſchied nehmen kann;
Wann dumpf
Mein Sarg
Aufs Brett
Hin toent!
Ein weiſſes Tuch den ganzen Leib mir deckt?
Wenn dann der Sarg zur Thuere
Herein getragen wird und an's Gerueſte ſtoeſst,

Und

Und hole, hoelzerne Tonne rufi,
Und, mir zur Seite hingeſezt,
Izt auf mich wartet? — —

Wie wird mir ſeyn, wenn druf
Sie in den Sarg mich heben,
Ich in ein Bett von Spaenen niederrauſche,
Und noch ein Freund den Abſchiedskuß
Mir drueckt auf die ſteinerne Wange,
Und eine warme Thraene herab faellt! —
Wenn dann des Sarges Deckel ueber mir
Zuklappt — der Hammer ertoent,
Und meine Schlummerzelle
Unerbittlich mit Nageln verſchließt? —

Wie wird mir ſeyn, wenn dann die Todesglocken ſchallen,
Bangſamer Stimme mich rufen zur Gruft,
Und lange Trauermantel
Rauſchen am Sarge vorbey,
Der auf der wartenden Bahre ſchon ruht?
Wenn nun die Bahre zittert des Traegers Schultern hinauf,
Der Sarg nun langſam ſchwebet
Die ſchweigenden Straßen zum Kirchhof hinauf,
Izt an der offnen Grube ſteht,
Izt auf den Tauen ueber ihr,

Izt

Jezt in die Erde sinkt,
Jezt auf den Boden stoefst,
Erdgekloefs' und Menschenknochen hinab auf mich rollen,
Schlagen von allen Seiten an mein breternes Hausgen;
Auf einmal alles dann verstummet,
Kein einzig Lautgen um mich wandelt! —

Dann ist mir, — das hoff' ich zu Gott! —
Wie dem Manne der Armuth,
Der im zerflueckten Kleide
Lange durch Frost und Regen wandeln mufste,
Dafs Frost und Regen den Leib ihm traf —
Jezt ward ihm ein neues, ein reiches Gewand —
Jezt legt er das zertragne Kleid
In den verfleckreften Winkel der Kammer,
Und —— lacchelt. — — —

Ode VIII.

Die Geburtsſtunde.

In der Nacht des 13ten Octobr. 1783.

Sie toent, der Mitternacht ernſte Stunde,
Zugleich die Stunde meiner Geburt!
Sie toent — —
Wie ſchuettert mich ihr einſamer Schlag!

Wo war ich, da ſie toente vor tauſend Jahren?
Wer war ich, da ſie toente vor achtzehn?
Wer bin ich, da ſie toenet nun?
Wo, und wer werd' ich ſeyn, toent ſie
nach tauſenden einſt!

Gott und Schoepfer!
Warum bin ich nun?
Warum nicht ehe?
Warum kein Nichts? —

Mitternacht war's, als ich hervortrat,
Zu wallen des Lebens Bahn!
Mitternacht war's — —
Mitternacht war die Stunde meiner Ge-
burt!!!

Stunde der Geburt!
Du meines Schickſals Prophetin. — —
Morgenroth hat nie
Mein zu Thraenen geſchaffenes Aug' erblickt.

Durchkrochen hab' ich bald zwo lange Spannen des Lebens,
Kindheit und Alter des Juenglings;
Jahre hab' ich durchweint,
Aber durchlacht? Nenne mir einer die Stunde!

Wie ein Wuermchen,
Halbzertreten von des Wandrers
Unbarmherzigem Fuſse,
Im Sande ſich windet und kruemmet und jammert zu Tode;

Alſo wind' ich mich,
Und kruemme mich,
Und jamme mich zu Tode
Im Staube der Armuth, unter des Schickſals eiſernen Ferſe.

Gott und Schoepfer!
Warum bin ich?
Stunde der Geburt!
Warum nicht des Todes Stunde zugleich?

Iſt werth das Leben des Daſeyns?
Warum hauch' ich? ſeufzen zu koennen?
Warum ſeh' ich? kreuzende Blitze zu ſehen?
Warum hoer' ich? ſchmetternde Donner zu hoeren?

Ward mir darum Blut in die Adern gegoſſen,
Daſs durch zahlloſe Wunden
Ich es wieder vergoeſſe
Mit unſaeglichen Schmerzen?

War der Schoepfung Zweck
Der Geſchoepfe Qual:
Dann Weh', o! alles Weh' auf dich,
Stunde der Geburt!!!

Dann Fluch dir, Vater, ſtatt Dank,
Daſs du erkannteſt dein Weib!
Dann Mutter, deiner Stunden ſchrecklichſte,
Daſs du mich nicht erdrueckteſt im Leibe!

Ha! — wo bin ich! wo war ich! welch Feuer durch all' meine Glieder! —
Traeumt' ich? — Was hab' ich geſprochen?
Haſt du Gedanke der Hoelle endlich die Seele bezwungen!
O, er iſt von mir gewichen der Geiſt des heiligen Gottes!

Verzeih', verzeih Allmaechtiger dem Schwachen!
Heiliger Gott, verzeihe dem Suender!
Du nur bist Weisheit und Staerke?
Wir aber sind schwach und wissen nicht,
was wir thun.

Stunde der Geburt!
Du, meines Segens
Werth so lang ich lebe
Und werth in der Stunde des Todes!

O kehre,
Kehre zurueck,
Kehre wieder und geh',
Und nimm meinen Segen mit!

Du, der mich zeugte, du, die mich gebar,
Redlicher Vater, fromme Mutter,
Ueber euren Aschenkrug lodre
Mein Dank fuer Geburt und Erziehung, bis
mich der Aschenkrug fordert!

Und wenn ich euch
Einst wiedersehe,
Dich, mein Vater!
Dich, meine Mutter!

Einſt am Auferſtehungs Morgen
Wiederſehe mit dem Leibe,
Der mich zeugte,
Der mich gebar;

Wenn ich euch wiederſeh' als Verklaerte,
Selbſt ein Verklaerter:
O dann flieg' ich ſchnell vom Huegel, woraus
ich erſtanden,
In eure geoeffneten Arme hinueber,

Des Wiederſehns Freude beht dann mir durch die
verjuengten Gebeine,
Gluehe im verklaerten Angeſicht' mir!
Siehe, ſo flieg' ich dann in eure Arme hin-
ueber,
Den erſten Engelskuſs auf eure Lippe zu
druecken,

Segen und Dank fuer Geburt und Erziehung,
In des unſterblichen Auges
Erſten Freudenthraenen
Hin auf eure Wange zu ſtroemen!!

Drauf ſchweben, Arm in Arm, wir hinauf, zum Richter hinauf!
Den kommenden Wolken voll Engeln ruf' ich dann zu:
Dieſer, mein Vater! dieſe, meine Mutter!
Daſs ich iezt froelich dem Richter mich nahe, dank ich auch ihnen!

O Mutter,
Iegliche Thraene des Wehes bey meiner Geburt,
Iegliches Aechzen,
Lohne dir Got! mit Seligkeit lohn' er's!

O Vater, iegliche Nacht,
Durchſchwizt in Sorgen fuer mich,
Lohne, lohne dir Gott,
Mit Seligkeit lohn' er ſie!

Stunde der Geburt, du meines ewigen Seegens werth,
Werth meines Seegens in der Stunde des Todes,
Und in der Stunde des lezten Gerichts,
O kehre wieder und nimm meinen Seegen mit!

Bist nicht dem Menschen
Zum Engelsleben
Die erste Pforte du?
Du ihm die erste Pforte zum Anschauen
Gottes?

Wie durch die Thuere des Vorhofs
Der Priester gieng zum Allerheiligsten;
Geht durch dich Thuere des Erdenlebens
Der Mensch zum Himmel,

Dass, des Erdenlebens Felsenhoehe wallend hinauf,
Oft Stuermen entgegen muss ringen
Des Wallenden Bein,
Ist das eines herzlichen Seufzers wohl werth?

Des Wallens Ziel,
Des Ringens Kleinod,
Unsterbliche,
O unsterbliche Seligkeit!

Ich lege meine Hand
Auf den Mund und schweige,
Wenn ich gedenke
Der hohen unsterblichen Seligkeit;

Lege meine Hand auf den Mund,
Knie nieder in den Staub,
Und weine
Wonnethraenen vor Gott;

Weine Dankesthraenen die
Stunde meiner Geburt,
Dir, erste Pforte
Zur hohen unsterblichen Seligkeit mir.

Ode IX.

Die wilden Trinker.

1779.

Die Becher hoch, dem Fruehling dieſen Trunk!
Er laeſst uns dieſe Lauben Kuehlung athmen
Und Duft, und hat mit bunten Sammetteppicht
Uns dieſen Raſen ueberdeckt. Wohl auf!
Es lebe *Vet* mit *Flora* ſeinem Weibchen,
Und trinke iezt in ſeiner Roſenlaube
In *Linas* Garten — denn da wohnt er ia
Der ſchoenen Roſen wegen, wie man ſpricht,
Das aber glaubt, wer *Lina* nicht geſehn! —
Dort trink er iezt, an ſeines Weibchens oder
An ſeines Maedchens Bruſt, uns dieſe Becher nach.

Alt iſt der Wein, und iung und ſtark ſein Geiſt.
Noch Eins auf unſers alten Weines Wohl!
Kein Blaſsmund ſoll von deinem Geiſte koſten
Bis daſs uns ſelbſt die Lippe nicht mehr blueht.
Noch Eins auf unſer Wohl! gleich dieſes Weines Alter
Sey unſer Alter einſt; die Seele ſtuerm'
Mit Iuenglingskraft durch unſres Buſens Adern,

Und

Und ſprueh' uns unter grauen Wimpern
Aus jungem, blauen Aug' hervor.

Nun fuellt und leert eu'r Glas, ſo oft
Ihr wollt, und ſchonet heute nicht
Des alten Rheiners, ringt mit ſeinem Geiſt,
Bis euch die feſten Knie ſchwanken, bis
Eu'r Hals den Kopf nicht halten kann, bis ſtarr
Eu'r Aug' und eure Zunge lahm, bis ihr
Hinab in's junge Gras voll Blumen ſinkt,
Und ſtampft und glueht und euch im Graſe badet
und lallet.

Einſt koemmt der Tod und ſchlaegt mit ſeiner
Knochenhand
Auch uns die vollen Glaeſer an der Lippe
Zu Scherben, zieht dem ſchoenen vollen Anker
Den Zapfen aus und heiſst uns mit ſich gehn.
Wir mueſſen fort und ach, von Schritt zu Schritt
Zwingt uns der Grauſame zurueck zu ſeh'n,
Zu ſehen, wie des Ankers edler Geiſt
In's Gras dahin flieſst, o! und haelt uns feſt
Daſs wir da ſteh'n und doch nicht helfen koennen.

Geſchwind die Glaeſer und den Anker leer!
Dann komm' er, wenn er will; wir haben uns
Zur langen Reiſe ſatt getrunken! — in Plutos
Reich
Wohnt

Wohnt doch kein Weinſchenk! unter Jubel wandelt
Dort kein Pokal voll Rheinweins, oder nur
Voll alten Frankers in der Gaeſte Kreis
Umher! Mit hoelzern Bechern ſitzen wir
An Lethens nacktem Strand und gieſſen der
Vergeſſenheit eiskaltes Waſſer uns
In einen duerren Leib und ſeh'n uns an
Und kennen uns nicht mehr, und bleiben ſtumm,
Und blicken ſtill auf unſre Bruſt hinab,
Und, ach! wir werden ewig nicht berauſcht.

Ode X.

An meine Freunde.

Mit ihrem ſtralenden Blick, der tief in das feinſte Geaeder,
In's Mark der Erde dringt, durchſchaut die Sonne den Aether;
Und ſieh', die Wolken entfliehn! Es mahlet ſanftere Blaeue
Den ſtillen Himmel; es rieſelt hoch von den Gebirgen und Huegeln
In hellen Baechen der Schnee. Die Fluefle ſchwollen, da gaehnte
Die glaeſerne Rinde, da ſchluepften vom hellen Spiegel der Fluten
Die Schollen ſchleunig hinab; ſo wallen, wenn er ſich heitert
Nach langen Regen die kleinen, zerriſsnen Gewoelke vom Himmel.
In ſeiner Grotte von Eis erwachte der ſchnarchende *Hiems*,
Und hob aus dem Bette von Fellen den grauen Scheitel: da traeufelt'
Die ſchmelzende Grotte dem muerriſchen Alten in's Antliz; da raft' er

Sich

Sich auf und eilte dahin ueber Fluren und Berge nach Norden,
Verfolgt vom schreyenden Schwarme neugieriger Kraehen und Dolen;
Verlorner Schnee auf den Bergen verraeth des Fliehenden Fusstritt. —
Die Baeche sind wieder erwacht mit ihren floetenden Stimmen;
Der Wasserfall summet sein Lied, und speyt ueber silberne Lippen,
Rings um die Grotte des Felsen, vielfarbige Boegen von Wasser.
Der Faun im Dickigt des Waldes, versteckt tief unter dem Laube
Des Herbstes, horchet im Laub' und erkennt die freundlichen Stimmen,
Und schuettelt die schmuzigen Blaetter von seinen zottigen Hueften,
Und putzt sich die Ohren und huepft und lauscht bey ieglichem Schritte,
Und guckt zu den Haynen heraus. Die Dryas steigt aus der Wurzel
Des Baumes hinauf, und sieht hoch aus den Wipfeln des Hayne
Und schreckt mit verhaltnem Gelaechter die lauschenden Faunen und wieget
Mit all' seinen Zweigen den Baum. Die Nymphen entschluepfen den Quellen,
Und

Und tanzen am Huegel umher, und sammeln sich Muscheln und huepfen
Zum summenden Wasserfall hin, und fangen den farbigen Regen
Mit ihren Muscheln, bespritzen einander, und lachen und laufen,
Und schluepfen die Quellen hinein bis an die Schultern und lachen;
Und kehren wieder zurueck und tanzen im schwebenden Kranze,
Und wo sie tanzen, gewinnen die Thaeler ihr Gruen, und die Veilchen
Erheben sich unter den Fetsen. Dann stampfen die silbernen Fuesse
Geschwinder den sammetnen Boden. Zephyre mit dufrenden Athem
Entwallen den Tritten, und Thaeler und Hoehen und Fluren sind Blumen,
Und alle Lueste sind West. Dann stehen die Goetter Olympus
Von Iupiters Gastmalen auf und lassen ruhen den Becher,
Und sehen mit freundlichen Laecheln hinab auf die Maedchen des Tanzes,
Und Zevs entrunzelt die Stirn, und sieht unter bueschigen Braunen,
Mit freundlichen Augen hervor und denkt der Tage der Iugend.

Iezt

Iezt, ihr Iuenglinge, iezt berauſcht euch in Kueſſen und Taenzen;
Iezt ihr Maenner und Greiſe, iezt ſtehen dem Mann' und dem Greiſe
Taenze der Iugend und Kraenze und Pfaendelſpiele bey Mondſchein,
Steht ihm die Iugend wohl an! Wem nicht im Lenze der Buſen
Hoeher ſich hebet, der Blick zerſchmilzt in freundliches Laecheln,
Und die Wange nicht glueht; den drueckt ein ſteinerner Buſen,
Deſſen Augen ſind Glas, deſs' Stirn' und Wangen und Lippen
Sind des Bildhauers Werk; ihn duenken Eliſiums Fluren
Einſt ein Gemaeld an der Wand! Auf Brueder! uns athmet der Buſen!
Auf! uns bluehen die Wangen, uns ſtralet die Begierde vom Auge!
Auf! und ſegnet die bangen Gemaecher des Winters, wo Krankheit
Druetend, die Duenſte der Lampe niſten in iglichem Winkel!
Auf! ſchon athmen die ſchattichten Lauben vom neuen, den Raſen

Decket

Decket lebendiger Sammt. Hier lafst uns den Goettern der Freude
Opfern, was ihnen gebuert, hier im verſchwiegenen Schatten!
Hier lafs Daphne das Maedchen mit fliegenden Locken, und Chloe
Mit der klingenden Zunge, iene den Saiten der Zitter
Freundliche Weiſen entlocken, und dieſe *Gleims* Lieder der Liebe
Lieblicher ſingen, als *Gleim-Anacreon* ſelber ſie dachte,
Als er, im Geiſte, der Enkelin Toechter, und Toechter der Toechter
Hoerte ſingen ſein Lied im Arme des zaertlichen Juenglings. —
Alſo wird es geſchehen, und unſrer Urenkelin Soehne
Werden das Maedchen nicht lieben, das *Gleim-Anacreons* Lieder
Noch nicht kennet, noch nicht geſungen, noch nicht gefuehlt hat.

Ode XI.

An den Rhein.

Maechtiger, deutscher Strom, hin ueber die Erde gegossen
Aus der gewaltigen Hand des allvollbringenden *Wodan*;
Noch so gewaltig und kuehn, wie, da du der maechtigen Rechte
Hoch aus den Himmeln entfluerzteſt! heiſse Willkommen mit deinen
Donnernden Wogen den Barden aus Norden, er liebet die Sprache
Tobender Wogen, gewohnt an den waldigen Ufern der Oſtſee.
Siehe, die Stimmen deiner Kataraktten ertoenen
Fuerchterlich her, ein Donner! und die Stimmen des Nachhalls
Wirbeln den praechtigen Donner um deine gewaltigen Berge
Weit hinein in die Thaeler und Fluren und Waelder der Ufer.
Aber es ſinket der Ton, je mehr ſie die Zungen verdopplen,
Bis ſich, von Donnern ein Meer, in Baeche von Murmeln verliert.

Alſo

Alſo hoerteſt du vormals rollen den Donner des Sanges,
Als noch Bragars Athem, nicht das Keuchen der Maedchen,
Welche, vom Helleſpont vertrieben, flohen zur Tieber,
Stroemete durch die Telyn! Da rang *in wenigen* Buſen
Mit des Saengers Leben der nervigte Gott der Begeiſterung;
Aber es bebte das Herz den fluermenden Gang des Geſanges!
Vaterland klangen die Saiten, und Vaterland klangen die Schwerder
Lauter nach in den Heeren! Die Flammenwogen des Sanges
Goſſen ſich ueber das Heer und alles Blut in den Adern
Siedete auf, und der Barde hing ab den Eichbaum die Saiten,
Zog ſein eigenes Schwerd und fluermte voran in die Feinde!

Aber zu Choeren wuchs der Donnerer zahlbares Haeuflein,
Und der Donner ward ſchwach und ſchwaecher! Nun murmelt der Nachhall,

Stromentflosenen Baechen gleich, mit tausend und tausend
Lippen das Bardenlied nach! Der Saenger will donnern — und wehet.

Ach! verwayster Rhein, wo sind deine Goetter und Barden!
Tiefes Schweigen liegt auf deinen Ufern! Die Luefte
Deiner Hayne duerstet vergebens nach Sturm aus den Saiten!
Unter den schallenden Fersen der maechtigen Geister des Sanges
Tanzt deine Woge nicht mehr! O, neide die gluecklichen Schwestern!
Bragar besuchet zu Zeiten die Wellen der stilleren *) Elbe
Wo Hamoniens Thuerm' in ihren Fluten sich spiegeln,
Auch die Gewaesser der Donau blaehet sein goettlicher Athem,
Wo ihr waldiges Ufer in Kaiserpallaeste sich wandelt.

Auf! gewaltiger Rhein! was giebst du die trunkene Traube,
Schwanger von Freuden Walhallas noch dem Volke des Undanks?

Nur

*) *Die Elbe hat keine Kataracten, wie der Rhein.*

Nur dem heimiſchen Barden, der deinen Wogen zum Tanz ſang,
Lieſst du erglimmen die Trauben entlang deine bergige Ufer.

Auf! und lecke mit ſchaeumender Woge die Rebengebirge
Kahl, dem Winzer im Auge, daſs wiederkehre der Barde,
Suehne dich aus mit Geſang ein Donner, kraeftig und praechtig.

Ode XII.

An St — pf.

1782.

Wie unter dem Grollen des Baſſes
Deutlich wandelt
Die ſilberne Stimme des Diskant,
Welcher die Weiſe des Liedes lenkt:

Alſo wandle dein Thema vernehmlich
Durch alle grollende Stroeme
Deines Geſanges und leite
Deine brauſende Phantaſie.

Ein ewig Geſez ſich ſelbſt,
Mannigfaltig in Einheit,
Schaft die Natur, und ſinget *Einen* Geſang
Nicht mit wechſelnder Hoehe.

In enge Graeben gezwungen,
Schleichet truebe der Fluſs,
Des praechtigen Rauſchens vergeſſend: —
Alſo ſchleiche nie der freygeborne Geſang!

Doch

Doch, horche den Wogen des Rheins,
Wie sie donnernd
Und grollend und rauschend daher sich
waelzen!
Dennoch kennen sie Ufer.

Ode XIII.

St — pf. an Mnioch.

(Antwort auf die vorhergegangne Ode.)

Den 16ten October 1782.

Ich reiſe fort, und acht es nit!
Wohin ich ſtuerm', da iſt's Natur!
Und ſtuerzt der Rhein ueber die Ufer hinaus;
So iſt's auch halt dem Rhein Natur!

Und daſs er das gar ſelten thut,
Da mangelt's ihm an Staerk und Kraft:
Was er nit thut, das kann er nit!
Ich aber kann's und thu's!

Was er nit thut, das kann er nit,
Ich aber kann's und thu's!
Er ſtuerzt nit aus, das iſt Natur!
Ich ſtuerz' halt aus, iſt auch Natur!

Ode XIV.

An St. — pf.

(Wiederentwort.)

den 17ten October 1782.

Stark iſt der Mann, der tauſend Mann erſchlaegt,
Wie *Einen* Mann:
Groſs iſt er nicht,
Sein Name wird vergeh'n,

Und ſeine Rieſenknochen haengen namenlos
Dereinſt im Kirchgewoelb':
Der Kueſter zeigt ſie da dem Reiſenden
Fuer Elephantenknochen.

Groſs iſt der Mann,
Der Tauſend' zu erſchlagen
Gewalt im Arme fuehlt,
Und keinen Mann erſchlaegt!

Kann Gott nicht Alles?
Auch in einen Teig
Erd', Sonn', und Mond und Stern' zuſammen ruehren,
Geſtaltlos wie ein Nichts!

Schaff Wesen her in meine Phantasie
Wie du sie willst und kannst!
Nur schaff', wie Gott, aus einem Chaos
Welten,
Und nicht ein Chaos aus der Welt

Ode

Ode XV.

Entſchluſs.

1785.

In *Amaliens* Hallen
Singt Morgenland und Griechenland,
Und England und Italien
Sein Lied in teutſchen Zungen.

Sey mir willkommen, Morgenland! —
In hundert Fuerſtenhallen
Singt Griechenland und Rom
Sein Lied von Zevs und Iupiter;
Du aber ſingſt nur hier,
Und ſingſt ein allgewaltig Lied,
Von deinem Gott und *Unſerm* Gott!

Und weil du ſingſt von *Einem* Gott,
Und ſingſt von *Unſerm* Gott;
Und ſingſt ein allgewaltig Lied:
Drum ſing' in *Einer* Stimme nur,
Und ſing' allein nur hier!

Wohl auf, ich reiſs' den Fluten meines Sanges
Den ſchnurgerechten Graben ein!
Uneingemauert rauſchen ſie einher.

Sie

Sie ſollen nun nicht mehr die Trummerſchwelle
Des hohen *Kapitols* umlecken; ihre Wellen
Umplaetſchern nie die bunten Wieſen *Ferneys*!

Auf, wie die Fluten des Rheins! —
Hoch aus den Himmeln
Ueber zackige Felſen
Siedend hinunter geſtuerzet,
Donnern ſie nieder zur Erde,
Daſs die Himmel erſchroecken! —
Aber im blumigen Thale
Wallen ſie dicht an den Huetten
Froelicher Menſchen vorbey, —
Dann hoerſt du den ſauſenden Wellen
Nicht mehr die Stimme des Sturmes an.

Alſo du, mein ſtarker,
Du, mein teutſcher Geſang!

Auf, finge Groeſs' und Kraft, wie *Herders*
Geiſt!
Und Zaertlichkeit und Freundlichkeit
Wie ſeine Kinder und ſein Weib!

Ode XVI.

An Goldſtein. 1784.

Dieſe hohe, koenigliche Fichte,
Siehe! ſie ſteht mit ihren Fueſſen in der Erde,
Und faſst mit ihren gruenen Armen den Himmel!
So ſteht ſie immer!
Der Neid des ganzen Birkenwaldes,
Der ſeine Blaetter vor Truebſinn abſchuettelt,
Wenn's Winter wird,
Und, mit iammernden Heulen
Seine trauenden Haeupter unter einander verbirgt,
Wenn der Sturmwind daher kommt:
So ſteht ſie immer,
Ob ringsumher die Waelder erloeſchen,
Die Farben der Gefilde zerrinnen,
Die Berge ihren grauen Scheitel vermummen in Schnee,
Und da ſteh'n, wie gebueckte zitternde Greiſe.
Ewig traegt ſie ihre gruene Krone,
Schaut unerſchrocken den Stuermen entgegen,
Ringt mit ihnen hoch in der Luft,
Beugt ſich nicht und ſchuettelt den Schnee ab.
Aber ſie buhlet auch nicht um die Kunſſe der Weſte.

Mit

Mit denen der Wald ſchaeckert und taendelt,
Die in ſeinem Haare ſpielen und gaukeln,
Bis es erbleicht und welkend hinabſinkt.
Verachtend laeſst ſie die Falſchen
An ihren Fueſſen vorbeyſchluepfen
Und ſieht in die Sonne.

O Goldſtein, Goldſtein! ſoll dieſer Baum
Unſers Neides wuerdig ſeyn!

Ode XVII.

Den sechszehnten Junius 1784.

(Auf einem Berge bey Danzig.)

O, so erwacht doch,
Ihr ewig schlafenden Augen!
Wer Augen hat, der komme her und sehe,
Die Sonne Gottes geht auf!

Dort unten im Thale
Nisten die Haeuser der Menschen zusammen!
Da wohnen die Leute der Stadt,
Dort wo der Nebel so schwarz,
Wie der Rauch des Brauheerdes ruht.
Da schlafen die Traegen
In ihren dueftern Kammern,
Und trinken der Lampe giftigen Hauch,
Und wenn die Mittagssonne
Durch ihres Bettes Vorhang scheint,
Gaehnen sie muertisch den Tag an.

Ich steh' auf dem Gipfel
Des hoechsten Berges, rings umher
Mitten im Aether mein Haupt,
Mich traenken die Luefte des Himmels mit Kraft.

Die

Die Sonne kommt!
Sie ſchluepft aus den Fluten des Meeres herauf,
Wie ein koenſtlich Maedchen, mit gluehenden Wangen
Aus den Wellen des Bades bis an den Buſen herauf ſchluepft.
Silberne Tropfen traeufeln von ihren Haaren,
Sie lacchelt vor Luſt!

Alles ſchwimmt um mich her,
Himmel und Erde ſchwimmen
In gueldnen und ſilbernen Fluten,
Als ſtroemte die Sonne ueber ſie aus.

Erde, wo hoer'ſt du auf?
Sieh', am Geſichtskreiſs'
Flieſst Himmel und Erde vor Schimmer zuſammen.

Wie auf einem Felſen
Mieten im Meere
Steh' ich und blick' umher!

Tief unter mir ziehen die Nebel,
Gleich weitausgedehntem, gewaltigen Spinnengewebe.
Dort zerreiſst's an der Spitze des Kirchthurms,
Hier haengt's an den Stacheln der Fichte,
Das uebrige wandelt allmaehlig dahin.

Allmaeh-

Allmehlig kommen die klaren Gefilde,
Die deutlichen Gegenden wieder hervorgeschlichen.
Wie wenn der Schwamm den trueben Staub
Von der Flaeche des Spiegels sorgsam fegt;
Hell glaenzet sein blaues Angesicht wieder.

Wie glaenzen die braeunlichen Daecher der Stadt,
Wie flimmern die Knoepfe der Thuermel
Hier brennt das Gruen der Gefilde,
Dort schimmern die bungen Huegel
In ihren Regenboegen!
Wie glueht die Blaeue des Himmels!
Wie flammt die Sonn' in diesen Schauplatz hinein!
Und, ach! wie kuehlet der Anblick
Jenes umschatteten Teiches
Mitten im Feuer der Gegend,
Meine lechzenden Augen! —

Herr! Herr, mein Gott! ich bete dich an!
Vater der Freuden, ich liebe dich!
Nicht, weil's meine Mutter mich lehrte,
Nein, Vater! weil du so herrlich und gut bist!

Ode XVIII.

Der Engel Friedrichs des Koenigs, vor dem ſiebenjaehrigen Kriege.

(1778.)

Wueret, ihr Voelker! — und gebet die Flucht!
Hoer't ihr's, Pallaeſte, dieſſeit des Rheins;
Hoert ihr's, Roſenlauben, ienſeit des Rheins,
Und ihr Wagenhuetten an der Wolga!
Wueret, ihr Voelker! — und gebet doch die Flucht!
Roeſtet euch! und gebet doch die Flucht!
Auf und rueſtet euch! — und gebet doch die Flucht!
Schnallt eure Ranſtungen feſt um die Nieren!
Bindet mit dreyfachen Banden eu'r Schwerd an's Handgelenk!
Daſs die verlornen Waffen
Nicht verrathen die Spur eurer Flucht.

Sie kommen zuſammen des Nachts in unterirdiſchen Hoelen
Und ſtricken boeſen Rath, wie Jagernetze;
Aber Jehovah ſieht durch die Erde,
Wie des Menſchen Blick durch Glas;
Und ſein Gekroenter traegt ein ſchneidend Horn.

Seyd

Seyd wutend ihr Voelker! — und gelet die Flucht!
Ruestet euch! und gelet doch die Flucht!
Auf und ruestet euch! und gelet doch die Flucht!

Was ist's, dass dir das Auge flammt?
Dass du die Mahne schuttelst? Dass sich dein Schweif empoert?
Dass du den Rachen aufschlaegst und broellst
Und haust die staehlernen Klauen in's Erdreich?
Was ist's, dass du dich ruestest,
Und stolz hervorgehst zum Streite,
Du Loewin am Ufer der Donau?
Siehe die Pfeile des Jaegers
Zerschneiden die Sehne des Schenkels,
Und lahmen der Weiber nicht.
Und, ob sie auch Hoele der Loewen ist,
Deine Hoele wird winseln!

Du Baerin im Eisland!
Was hebst du den halberfrorbenen Nacken
Empor aus der Grube voll Schnee,
Und dampfst von der Nase,
Und richtest dich auf zum Menschengange,
Und erhebst deine Stimme zum Brummen,
Und lusterst nach Blut?

Baerrlicher bist du im Streit, denn die Loewin,
— Sie denkt ihrer Jungen daheim. —

Auch schrecklicher waer'st du mit ihrer Kraft!
Nun aber solltest du weilen,
Und deiner pflegen
In deinen Waeldern,
Bis deine Augen Feuersunken,
Deine Klauen Naegel werden;
Denn, siehe, deine Haut
Wird prangen um die Schultern der Iaeger.

Und du — was red' ich ihn an! —
Sieh' den wolluestigen Hasen,
Welcher sich waelzet im duftenden Grase!
Wie glaettet er sein Fell,
Und freut sich der spiegelnden Sonne
In seinem geglaetteten Balge,
Und putzt mit den Pfoten den Kopf und die Ohren!
Zeucht man auch also zum Streit' aus?
— Ich wende mich, dass ich nicht lache! —
Sieh', seine Fuesse
Werden seine Goetter seyn!
Sie werden ihn behueten in der Schlacht,
Dass ihn der Pfeil umsonst verfolgt.
Aber doch wird ihn erschrecken
Das Rauschen seiner eignen Laeufe,
Und wenn er schon heim ist, erkrankt er vor Schreck,
Und Weiber und Kinder weinen und sterben darob.

Auf

Auf nun ihr Voelker und ruestet euch mit
Kraft,
Und schmueckt euch zum Kampfe!
Damit der Ruhm des Siegers ewig sey,
Und geflickte Kleider seine Beute.
Auf nun ihr Voelker zum Siege,
Dass euch der Koenig besiege!

Ode XIX.

Der Engel Preuſſens.

Am 24ſten Januar 1712. *)

(1779.)

Wer iſt der,
Welcher daher kommt
Aus den Pallaeſten der Brennen,
Seine Kleider purpurgefleckt,
Sein Auge, wie die Mittagsſonne,
Seines Angeſichts Geberde
Wie die Mitternacht,
Langſam ſein Gang,
Wie des Uhrzeigers,
Kraeftig, wie des Roſſes?

Ich bin, der Gerechtigkeit lehret!
Richte den Erdkreis,
Waege die Fuerſten mit der Waage,
Weide das Schaaf
Im Angeſichte des Wolfes.

Warum

*) *Friedrichs Geburtstag.*

Warum iſt denn
So rothfarb dein Gewand
Gleich eines Keltertreters?
Sieh'! ich trete die Kelter allein!
Keines der Voelker iſt mit mir!
Wider mich ſind ſie alle,
Daſs ſie ſich theilen mein Erbe.
Aber ich hab' ſie gekeltert
In meinem Zorn',
Und ſie zertreten
In meinem Grimm'!
Drum iſt ihr Geiſt auf meine Kleider geſpritzet.
Das war ein Tag der Rache,
Und war ein Tag der Erloeſung!
Denn ich zerſchlug den Stecken des Treibers
Auf des Treibers Schaedel.
Menſchen trieb er, wie Stiere,
Sie muſsten die Aecker ihm pfluegen
Fuer Schlaeg' und Hunger!
Und die Wellen
Der jungen *) Oder
Wunderten ſich,
Daſs ſie jauchzen hoerten.
Ich ſtand' und ſah umher, und ſieh',
Kein Helfer war zu ſehn!

*) *Noch nicht weit von ihrem Entſprung, in Schleſien.*

Aber die Macht meiner Feinde
Dehnte sich aus
Vom Aufgang bis zum Niedergange,
Und ich stand mitten unter ihnen,
Wie ein Kiesel im Bach unter Felsen.

„Was braucht's hier Bogen und Schwerd!
„Lasst uns ihn greifen, wie ein junges Reh
„Im engumstrickten Gehoelze der Jagd.

„Unser seyn seine Kleider,
„Und seines Hauptes Schmuck!

„Unsre Raeder sollen seufzen
„Vor der Kraft seines Goldes!

„Wir aber wollen ihn selbst
„Zur Beute nehmen und binden,
„Dass wir ihn spannen an die Festtagswagen
„Unsrer Weiber und Kinder!

Und mich fasste die Furcht
Wie die Hand des Fiebers:
Aber der Ingrimm
Wie des Todes Arm!
Niemand vermogt's;
Dass ich durch ihre Schaaren nicht brauste,
Wie ueberstuerzende Stroeme,

Und

Und ſie verzehrte,
Wie himmliſches Feuer,
Denn Gott war mit mir!

Wiederum ſah' ich umher,
Sieh'! da ſcheuchte der Wolf
Das Lamm von ſeiner Weide, —
Und ich hob meinen Bogen auf:
Aber der Wolf entfloh,
Und barg ſich in die Hoele ſeiner Mutter.
Da fuehrt' ich das Lamm zurueck auf ſeine Weide,
Dort weidet es wieder in Frieden.

Alſo hab' ich zertreten die Stolzen,
Alſo die Stillen reden gemacht,
Und herrlich die Demuethigen!
Denn Gott war meine Kraft!
Schweigen wohnt im Lande
Auſſer der Stimme des Teſtes.

Ich ſteh' auf zerbrochnen Pfeilen,
Und nehme meine Krone vom Haupte,
Und gruefse meine Kinder,
Und ſegne mein Volk.
Laſs mich zur Ruhe gehn, denn ich bin muede!

Ode XX.

Deutſchlands Cherub,
beim Anfange des XVIten Jahrhunderts.
1778.

Troeſte, troeſte mein Volk,
Spricht euer Gott!
Rede freundlich mit den Kindern Teuts,
Und verkuendige Tag
Denen, die Mitternacht belaſtet.
Ach, es belaſtet
Mitternacht ſie alle!
Wer aber ſeufzet nach Tag?
Siehe! ſie wiſſen nicht, was Tag iſt;
Wie ſollen ſie darnach ſeufzen?

Hebe dein Haupt auf
Vom Mohngefuellten Kueſſen,
Du Volk, daſs keine Kraft verſchlieſt!
— Es ſchlafen viele Voelker!
Laſs ſchlafen in Wiegen die Kinder!
Du aber biſt ein Mann! —
Hebe dein Haupt empor und ſieh!
Kennſt du das Grauen des Morgens?

Dein Aug' iſt bloed' geſchlafen,
Erblinden moechte,
Rief ich die volle Morgenſonne.
Darum will ich den ſonnigen Tag
Den Windeln der Morgenroethe
Vor deinen Augen langſam entwickeln!
Zwey Hundertzeiten lang
Wird deine Morgenroethe reifen,
Eh' die Sonne ſelbſt erſcheint.

Sie kommt, ſie kommt, die Morgenroethe!
Die Wellen der Elbe
Baden in ihrem Glanze;
Die Thuerme der Fuerſtenſtadt,
Die einſt dem Volk mit Moenchenkoepfen
Den Eiſenzerbroeckelnden Koenig gibt,
Umwinden ihre Schlaefe
Mit Morgenroth.

Europa hebt ſein Angeſicht empor,
Und ſieht's, und flucht dem Morgenroth,
Und huellt ſeinen Blick in die Decke;
Denn ſeine Nachtgewohnten Augen ſchmerzt das
Licht.

Vergrabe dich noch eine Weile,
Fluche noch eine Weile!
Aber die Morgenroethe
Wird deines Fluchs nicht achten

Auf

Auf daß du sie segnest,
Und bald, bald wirst du sie segnen!
Dann ist's, dann prangt die volle Morgensonne
Herauf aus den Fluten der Spree!
Die Menschenkinder sehen sich an,
Und kennen sich wieder;
Denn es ist Tag!
Siehe! wie alle Pallaeste
Aufthun Pforten und Fenster,
Zu trinken das Licht der Morgensonne
Und ihre Waerme.

Wach auf der du schlafest,
Und traeume nicht mehr!
Sie traeumten graeßliche Traeume,
Erwachen und freuen sich laut!

Wo war ich? wo bin ich?
Sieh', alles ist Neu!
Die Suempfe sind Baeche,
Die Sandfelder Wiesen,
Die brennenden Wuesten mit Schatten bestreut.

Sieh'! die zernagten Gemaeuer
Jener beraubten Verliesse,
Juengst von Vipern und Ottern bewohnt:
Epheu, mit Rosen umranket,

Webet

Weber ſich um die Verliefse,
Woelbet ſich ueber den Truemmern,
Und die Verliefse ſind Grotten;
Hoch auf der gruenenden Woelbung
Girrén Taeubchen und ſchnaebeln ſich.

Alſo beginnet der Morgen!
Noch werden Wunderdinge kommen,
Freut euch ihr Kinder des Herrn!
Der Hirte wandelt mit den Schafen,
Um ſeine Fueſſe ſpielen die Woelfe.
Er wirft zur Luft den Stab weit von ſich hin,
Die jungen Woelfe laufen und holen ihn wieder,
Und ſchmeicheln um des Schafers Knie.
Der Loewe beſuchet die Huetten der Menſchen,
Und koſet mit den Kindern an der Schwelle,
Des Saeuglings Finger gaukeln ihm im Rachen,
Der Knabe ſitzt auf ſeinem Ruecken
Und reitet und lenkt ihn beym Ohr.

Das iſt der Tag des Herrn!
Der Tag des Friedens, wann die Voelker
Nur einen Koenig kennen ueber ſich
Und einen Vater nur und alle Brueder ſind;

Auf! lobſing' und iauchze dem Tage des
Herrn,
Volk des Herrn!
Er kommt, er kommt!
Steh' auf, der du ſchlafeſt und ſieh'!

Ode XXI.

Beym Frieden nach dem ſiebenjaehrigen Kriege. 1778.

Friede! ſprach Gott;
Und Friede ward!
Friede iauchzten die Erden,
Friede ſangen die Himmel!
Am Throne des Herrn ſtroemere lauchzen und Sang
Zuſammen in *eine* hochwogige Melodie,

Auf ihr Angeſicht fielen ſie nieder
Die unbiegſamen Maenner der Waffen alle,
Und beteten an in ihren hundert Zungen,
Und dankten Iehova;
Auf der Karthaunen donnerndem Halleluia
Wirbelten ihre Gebete die Wolken hindurch.

Der Himmel that ſich auf,
Da klang der Karthaunen Stimme
Wieder in ſeinen weiten kriſtallnen Gewoelben
Sanft zitterten ſeine weiſsmarmornen Pfeiler,
Auf ihnen die ſaphirnen Gelaender
Von tauſend Lichtern erleuchtet.

Von

Von ihren Stuehlen ſtanden die Seligen auf,
Legten die Kronen ab,
Knieten feyerlich nieder,
Und all' unſterbliche Harfen begannen.

Siehe, da ſchwebete *Kleiſt* vom oberſten Gelaender
In den Strom des Geſanges herab.
Wie ein Woelkchen, das mitten im brennenden Blau des Himmels,
Duenner und duenner,
Lichter und lichter ſich dehnet;
Bis es vom Strale der Sonne durchſchienen,
Gleich einem ſilberfarbigen Flore dahin zieht;
Alſo ſchwebete *Kleiſt* daher.
Sein weiſses Gewand entwickelte ſich,
Wand vom Buſen ſich loſs,
Und floſs entfeſſelt von beyden Schultern hinab.
Glaenzende Froelichkeit war ſein Blick,
Morgenroth ſeine Wange,
Im Auge wohnte das weinende Laecheln nicht mehr;
Sein Laecheln war rein und hehr,
Wie das Laecheln der Sonne,
Wenn ſie ins feingewebte Morgenroth tritt;
Siehe, ſo ſchwebt' er herab,
Und gieng zum Engel der Harfen und ſprach:

„Nun

„Nun gieb mir meine Harfe,
„Daſs ich ſie einweihe mit Geſaengen der Freude!
„Als ich herauf kam,
„Mocht' ich die Saiten nicht ruehren,
„Sie haetten mir unter den Haenden geſeufz't;
„Denn mein Vaterland
„War ausgezogen zum Kriege,
„Und ſein Koenig mit ihm!
„Lieber, nun gieb mir die Harfe,
„Daſs ich ſie einweihe mit Geſaengen der Freude!"

Da gab ihm der Engel die Harfe.
Da trat *Kleiſt* in die Mitte des Saales
Und ſang!
GOTT ſang er und FRIEDERICH.
Und die Himmel ſchwiegen.

Ode XXII.

An Faber

Im Winter 1786.

In deiner Jugend, Freund,
So lange Leib und Geist
Zwey neuvermaehlten Gatten gleichen,
Die sich noch lieben, wie am Hochzeitstage:

In deiner Jugend, weil der Leib die Tanzgesaenge
Des Geistes tanzt, der Geist den Tanz des Leibes singt;
Gleich zween Gatten, wann am Mondenabend
Der Mann den Fluegel spielt, indess sein Weibchen singt!

In deiner Jugend, Freund,
Vergiss der Freude nicht! —
Es koemmt die Zeit, da saengst du gern
Waer' nur der Ton aus deiner Kehle nicht verschwunden!

An-

Anhang.

Die Schwaene auf der Ilme.

in Weimar.

1786.

Als zu Gespraechen der Weisheit die groessern Griechen der Teutschen
Sich um *Amaliens* Thron' versammelten, schlichen die Musen,
In die Vorhallen nach, zu horchen den Goetter-gespraechen.
Und sie verwunderten sich zu hoeren *Sokrates* Stimme,
Und sie erkannten sich selbst in den Strahlengedanken des Weisen,
Welche durchforschten die Tiefen und Hoehen der Kraefte der Geister
Und der Koerper; und freueten sich sehr der herrlichen Sprueche,
Welche *Sokrates* sprach, von Schoenheit der Seele des Menschen,
Und von Schoenheit der Seele des Liedes, und staunten; denn alle
Diese herrlichen Sprueche hatte vorzeiten Apollo

Ihnen im Dunkel des Hains, ein ewig Geheimniß, vertrauet,
Daß nicht die Lieder der Menschen zu Liedern der Götter sich saengen.

Auch vernahmen sie bald des kuehneren *Sophokles* Rede,
Grosse, erschuetternde Thaten, gepredigt wie vom Kothurne!
Und es waren die Thaten eines gewaltigen Teutschen,
Der *mit der eisernen Hand* erschlug die Knechtschaft der Freyen —

Aber die Fuerstin stand auf und that das Gewand ihres Priesters
Um den Busen des Forschers, und hiess zur Linken des Thrones
Sitzen den Prediger grosser Thaten! — Da sahen die Musen,
Froelich wundernd, sich an, und frugen einander mit Blicken,
Und verstanden sich schnell und wandelten ihre Gestalten
Schleunig in Schwanengestalt, zu wallen die Wasser der *Ilm*e.

An Gleim.

Ach! Er iſt geſtorben und iſt begraben zu ſeinen Vaetern, und ſchlaefet nun auch die unerwecklichen Naechte!

Gleim, den Hut in der Hand, den einſt der Tode getragen,

Steh't am Sarg' und weint die bitterſten Thraenen und trocknet

Mit dem Hute ſie ab, den einſt der Tode getragen.

Laſs Ihn ſchlafen, *Gleim*, ſein Geiſt iſt hinueber gegangen,

Und was *Friedrich* that, das hat Ihn nimmer gereuet!

Siehe den Hut nicht an; ach! er begehret zu viele Thraenen! weine die wenigen Tropfen deines Lebens

Alter Vater nicht hin: wir haben des Herzleid's zur Gnuege!!

Sieh', Er iſt gegangen zu ſeinem Gott und zu deinem

Gott, und iſt gegangen zu ſeinem *Kleiſt* und zu deinem!

Blick' gen Himmel und sechle die starrende Thraen' aus dem Auge!
Sez' dir den Hut auf die Scheitel, den einst der Tode getragen,
Und du wirst singen den Todten, wie du den Lebenden sangest,

Singe den Todten nicht, wie du den Lebenden sangest! —
Lege dein Saitenspiel mit in die Verwesung des Koenigs!
Sieh', dein letzter Gesang *) haengt an den Saiten der Harfe,
In drey trueben Thraenen, die sollen schlafen mit *Friedrich*,
Und erwachen mit Ihm in drey hellglaenzenden Perlen.
Diese wird Ihm Gott, statt aller Verklaerungen Kronen,
Geben in's bluehende Haar; und alle Koen'ge der Erde
Werden es seh'n, und *Kleist* und der gewaltige *Klopstock*.

Dem

*) "*Singt Ihn, den Einzigen*„ u. s. w.

Dem Geburtstage der Frau P. S. 1786.

Auf einem silberschimmernden, sammetnen Woelkgen des Himmels
Sass der heutige Tag, ein junger, freundlicher Engel.
Um den Busen und um die glaenzenden Schultern des Engels
Flos ein spielend Gewand, von Morgenroethe geweber,
Aus den Locken der Stirne sahen drey bluehende Rosen,
Freundlich wie der Blick, und roth wie die Wange des Engels.
Also schwamm er daher in seinen lachenden Himmeln!
Hinter ihm stieg die Sonn' herauf, und die Schatten der Thaeler
Schmolzen schleunig hinab vom lachenden Gruen der Gefilde,
Bis an den naechtlichen Wald. Da rauschten die Wipfel des Waldes,
Und es flogen tausend lieblich singende Stimmen
Von seinen Zweigen empor, und flogen dem Woelkgen entgegen.

Langsam schwebte das Woelkgen die helleren Luefte hinunter;
An der Quelle das Thal's, wo leise schwellet die Ebne
Zu einem blumigen Huegel, da sezt' in die Zweige des Baeumchens,
Welches die Quelle beschattet, das sinkende Woelkgen sich nieder. —
Unter dem Baeumchen stand ich; mir winkte der freundliche Engel.

„Iuengling, hier hast du drey Rosen, die schoensten Rosen des Jahres,
„Denn sie haben mir selbst in den Locken der Stirne gebluehet.
„Nimm sie und, — sieh'st du den Garten, der dort vom Huegel hinabhaengt,
„Und die Laube, welche vom Moos bewachsenen Gemaeuer
„Ueber den Bach sich neigt und ihre Haare bespiegelt! —
„Dorthin bringe die Rosen und gruesse, wen du da findest,
„Denn du wirst finden nur die, der ich diese Rosen erzogen.„

Sprach's

Sprach's, und gab mir die Rosen aus seinen Locken
und hob' sich
Mit dem Woelkgen empor, und schiffte hinein in
die Himmel.

Sieh', ich habe gefunden, und bringe was
ich empfangen,
Nimm denn, *schoenere Frau*, die schoensten
Rosen des Jahres!

Die Trinker an die Empfindler.

1781.

Thraenen hin und Thraenen her,
Will sie euch vergoennen!
Weint euch tod und trinkt nicht mehr,
Dafs wir zechen koennen!
Macht euch Trank aus Mondenschein,
Und uns sezt bey euern Wein,
Wollen beide trinken!

Waſſer schmeckt zu Thraenen gut,
Wein zum Lachen beſſer;
Wein giebt Stirn' und Wangen Glut,
Waſſer macht sie blaeſſer,
Blafs gleich eurem Mondenschein,
Darum gebt uns euern Wein,
Weint und laſst uns lachen!

Mond und Stern' am Himmelsplan,
Was sind die dem Zecher?
Unsre Sterne, Lobesan!
Sind gefuellte Becher;
Unser Himmels Firmament,
Wo der Wein in Glaesern brennt,
Unser Mond die Flasche.

Michels des Bauern Lied, als sein Feld in Seegen stand.

1778.

Trallirumlarum, hunderttausend Mann,
Steh'n meine Aehren dort im Felde!
So gross und stark, als Gott sie geben kann!
Nun, Liesel, her mit allem unserm Gelde,
Und koch' und brat' und schaff' uns Wein,
Gott ist mir gut und ich will Koenig seyn!

Ja Koenig, Weib, von hunderttausend Mann!
Und die sind mein von Gottes wegen!
Wenn das fuerwahr der Kaiser sagen kann,
Je nu, so hab' er meinen Seegen,
So trink' er heute Wein, wie ich,
Und esse Fleisch, und sing' und freue sich!

O, Dank dem Regen, Dank dem Sonnenschein,
Und Dank dem lieben Donnerwetter!
's traf alles heur zu seinen Zeiten ein,
Fuer mich nicht frueher und nicht spaeter!
Drum gieb mir Braten, schaff' mir Wein,
Gott ist mir gut, und ich will's selber seyn!

Der Bauer Michel vom Koenige.

1778.

Was iſt der Koenig mehr als ich?
Auf ſeinem goldnen Thron
Sizt er nun zwar ſo fuerchterlich;
Doch nehm't ihm Schmuck und Kron,
Und zieht ihm meine Jacke an,
Und ſagt mir doch, wie laufst's ihm dann?

Auf die Luftſchifferey.
1784.

War's denn des Schiffens nicht genug
Auf allen Nereiden,
Hat er nun zur Frau Luna gar
Sein Schifflein hin beſchieden!

Ey, Franz, ich daechte, lern' er doch
Recht ſchiffen erſt hienieden,
Und ſey mit ſeiner Schifferey
Bey *Calpe* nur zufrieden!

's giebt wahrlich andre *Elifets* noch
Dort an des Mondes Kueſten:
Wenn die Ihn nun — als Haſe heur —
So an ein'n Bratſpieſs ſpieſsten?

Saeng' Er dann wohl von Cipripor
Zum *Knick* und *Knack* der Flammen?
Le Diable! bruellend wuerd' Er ſchier
Die ganze Fahrt verdammen!

Und

Und liebt Er jt, mein guter Franz,
So ein' Luft-Promenade;
Sankt *Elijas*, ohne Recompenſe,
Erzeigt Ihm' dieſe Gnade,

Und giebt Ihm auf dem Wolkenſaal
Redout' und Ball gar eben,
Und leiſt Ihn, unter Baſsgeſang,
Auf Haend' und Fueſse ſchweben.

Wohl freylich waer's ſo uebel nicht,
Thaet Er zum Monde ſteigen,
Und lieſs ſich da, wie *Aſtolph* einſt,
Die Weisheitsflaſchen zeigen,

Und traenke dann das Flaeſchlein leer,
Drauf dieſes ſteht geſchrieben:
„*Hier hen die Franzen 'n ein gethan,*
„ *Was ſie heur gar nit lieben!!*„

So waer' die Schifferey gen Mond
Der ganzen Welt behaeglich,
Und kaem' kein Narr mehr ueber'n Rhein,
Wie's iezt geſchiehet taeglich.

Doch, guter Franz, das Traenkgen dort
Iſt nicht Fouillon gar eben,
Und wuerde Er das Flaeſchlein nur
Beſch'n und wiedergeben.

Kicks, Kacks! waer' ſeine ganze Fahrt,
Er kaem' vom Mond hernieder,
Wie oefters kehrt aus Koenigsberg
Ein Purſch nach Hauſe wieder.

Auch glaub' Er nicht, das Luftſchiflein
Thu' guten Dienſt im Kriege,
Daſs man, giebt's Rosbachſch's Feuer ab,
So flugs von dannen fliege!

Kanonen hinten drein geſchickt;
Da gab' es Purzelboecke!
Mach' Er, damit er laufen kann,
Sich lieber kurze Roecke;

Und laſs den Winden ihren Lauf
Und bleib' Er fein hienieden,
Und ſchnapſ' Er hier ſein Glas Liqueur,
Wozu Ihr Gott beſchieden.

Was fangt dort an ein Windlein klein,
Mit feinen Spinnwebfluegeln,
Wenn's unter all' die Stuerme komme,
Die sich zum Spasse pruegeln?

An Herrn Kandidat Bach in Breslau.
(Koenigsberg den 3ten Januar 1784.)

Nu, Herr Gevatter, geht's denn noch
Auf ſeinem Goettreikutter?
Es ſcheint mir ſo ein kurrig Thier!
Wirft's denn auch oft hinunter?

Hab' auch ein Pferdlein ſo geſtalle,
Nur noch ein wenig kleiner;
Das iſt mir gar ein theurer Gaſt,
Friſst Marzipan, ſaeuft Rheiner!

Und hat der Nicken Wunder viel!
Iſt ſteig, wirft ſich nieder,
Oft rennt's mir unterm Leibe fort
Wald ein! — Nu ſuch' es wieder!!

Das Thierlein reit' ich auch nicht mehr,
Und halt's nur zum Verleihen;
Denn manchem Gratulantenmann
Dem ſoll es bas gedeyhen!

Der Miethslohn iſt, nach Zeit und Ort,
Bald Thaler, bald Dukaten:
Doch hab' ich noch mein eigen Pferd,
Und welches? magſt du rathen!

Stallmeiſter Klopſtock hat ein Thier,
Das macht die Kapriolen,
Und ſchnaubt, und ſtampft, und wirft den Kopf,
Als wollt's der T** holen.

Den Hengſt zwingt auch kein andrer Menſch,
Als eben der gedachte,
Den geht er, wie er's haben will,
Bald donnernd, und bald ſachte.

Auch hab' ich dir ein Pferd geſeh'n,
Das hat Horaz dreſſiret,
Das macht Parad' und iſt nicht wild,
Und geht, wie ſich's gebühret.

Im Zuegeln war Horaz ein Mann!
Er hielt's im Zuegel feſte,
Und gab den Sporn; da gieng's, wie Sankt
Clemens zum Leichnamsfeſte!

Das Pferdlein ist nun zu Berlin
In dem Kadettenhause,
Doch koemmt's nicht mehr, wie beym Horaz,
Zu einem Fuerstenschmause.

Der Mann, der's da im Stalle haelt,
Nachtt es von seiner Speise,
Und schont's, und macht ad astra nicht
Zu oft mit ihm die Reise.

Ein Schimmel gar mit seidnem Haar,
Und rund und glatt, wie 'n Spiegel,
Von Silber seinen Hufbeschlag,
Vom feinsten Gold den Zuegel,

Und die Schabracke rother Sammt,
In *Wolmerschans* floriret,
Das hat kein Roemer und kein Griech,
Und kein Franzos trottiret:

Das lebt von Ros' und Veilchen nur,
Die in Sankt Deutschland wachsen:
Macht bald Gallop, dass einem graus't,
Bald sanften Trapp, bald Facksen.

Das Pferdlein, welch's Herr Amtmn hat,
Iſt auch ein Thier gar eben,
Wohl, wenn man's ſieht; ſo denket man
's hatt' kaum das liebe Leben:

Allein es iſt geſund und friſch,
Kann ſchreiten und kann traben,
Und ſetzt auch wohl, wenns noethig iſt,
So ueber einen Graben.

Das Thierlein lieb' ich gar zu gern,
Und brauch' es manche Stunde;
Es ſcheut ſich nicht, und klaffen gleich
Zehn Journaliſten Hunde.

Ich reit's zu meiſten ueber's Feld
In ſchoenen, heitern Tagen,
Auch thaet' ich oft manch Haeſelein
Damit gar ſchwitzig jagen.

Nun reit' ich's zur Parade ſo
Herr Bruder dir zu Ehren:
Reit' du auf deinem ſtolzen Roſs,
Ich mag' wohl donnern hoeren?

An Madam S*
1786.

Das war ein allerliebster Tag
An Sitten und Geberden,
Und wer ihn beſſer haben will,
Der ſoll ein Maulwurf werden!

Phlegmatiſch iſt der Wintertag,
Wird nimmer wach und munter;
Und wenn er ſich im Bette rührt,
So ſtaeuben Federn 'n unter.

Der Frühling gar ſanguiniſch iſt,
Und ſeine Frau Aprillen,
Ein arges Weib, traegt ſeinen Hut,
Und macht's nach ihren Willen.

Der Sommer, ein Koleriker,
Hat immer was zu ſchelten,
Bald muſs es unſer Regenſchirm,
Bald Sonnenſchirm entgelten.

Der Herbst, ein Melancholikus,
Thut mit sich selber zanken,
Und wenn er 'nmal bey Laune ist,
So schreibt er Nachgedanken.

Bewahr fuer Winter, Herbst und Lenz
Mit seinem boesen Weibe!
Ich lob' mir den Koleriker,
Der hat doch Ehr im Leibe.

Und weil er noch kein Ehmann ist,
So liebt er schoene Frauen,
Und laesst, wenn sie spazieren gehn
Sich gar sehr hoeflich schauen.

Zum Beispiel, gestern, schien's, als saess'
Die Muetz' ihm nicht nach Willen;
Die Sönne steckt' er schon in Sack
Und thaet' die Spritzen fuellen.

Den Blasbalg zog er graerlich an,
Die Luefte wurden hecktisch,
Und ieder Hypochondrikus
Verkroch sich hintern Ecktisch.

Da giengen wohl zwey schoene Frau'n
Spazieren aus, und sprachen:
Ob's regnen wird? Der Himmel pflegt's
Wohl hoeflicher zu machen!

Und nahmen ihren Sonnenschirm,
Und sprachen schoene Sachen?
Und sieh', die Sonne kroch hervor
Und fieng an mit zu lachen.

Der Greisgram liess den Blasbalg steh'n,
Nahm den Flakon, und machte
Den Damen stracks sein Devoir,
Und wer es sah', der lachte.

Die Voeglein sahn's, und lachten sehr,
Und Wiesen, Thal und Hoehen,
Und Erd und Himmel laechelten,
So schoen war's anzusehen.

Es war ein allerliebster Tag
An Sitten und Geberden,
Und wer ihn besser haben will,
Der soll ein Maulwurf werden.

Hr. W . . f.

Haett'ſt Du gelebt zu den Zeiten des Weltumfegelnden *Noa*;
Waer'ſt Du mit ihm entflohn den alles verſchlingenden Fluten!
Denn er haette von iedem Geſchlechte der Thiere des Erdreichs
Nur die Weibchen allein in ſeine Arche genommen,
Und fuer all' dieſe Weibchen nur Dich! —

Luftſchiff.

Jahr aus, Jahr ein
Kuenſtelt Vetter Franz am Luftſchifflein,
Sucht das rechte, fixe Windelein
Zum Himmelfahrenden Maſchinelein.
Ey Vetter, macht Euch ſolch' Unruh? —
Sezt Euch hinein; ſo fahrt's ſchon zu!!

Unter

Unter dem Schattenriſs eines ſchoenen Moedchens.

Ein Engel waer ein Koerperfreyes Weſen?
Ein bloſſer Geiſt? — — ſo wuerf' er ja nicht Schatten!
Nun ſeh't doch her, und ſprecht: Weſs' dieſer Schatten?

Abſchied von St — ch.

Vergiſs mein nicht, dann zieh' in Gottes Namen!
Verhuelle nicht dein gluehend Angeſicht!
Noch einen Kuſs, noch einen Handſchlag! — Amen!
Vergiſs mein nicht, und Gott vergeſs dich nicht! —

1785.

1781.

Zwey I — — sche Buerger.

An einem Abende; da die dasigen Studenten einigen Professoren die Fenster einwarfen.

Schneider.

Ach, dass sich Gott erbarm', hoer' mahl das Lermen an!
Es bruellt, es knallt, es puft, da klirren schon die Scheiben!
Sind die erst Magistrat; Herr Gott, Genade dann!
Da werden sie's, schier wie Sankt Nero, treiben!

Fleischer.

Ho, Magistrat! — wo soll das her?
Ja, wenn der Galgen Rathhaus waer'! —

An Mademoiselle T.

Wer Dich die Schoenheit nennt, waer' Schmeichler, waer' dein Feind? —
Ist denn der Luegner, Maedchen, dein Freund? —

An

An Frau Y.

Fluch' ihn zur Hoelle nicht hin! ein Jahr ſchon bewohnt er die Hoelle!
Iſt es nicht eben ein Jahr, ſeit er zum Weibe dich nahm? —

An Mademoiſelle T.

Wer Dich aller Maedchen Krone,
Wer Dich deines Volkes Ehre,
Wer Dich einen Engel nennet:
Sieh, den ſchilteſt Du einen Schmeichler,
Willſt nicht laenger mit ihm ſprechen,
Willſt ihn nicht vor Augen ſehen!

Ach, was ſoll ich Aermſter machen?
Schmeichler mag ich gar nicht heiſſen,
Taeglich moecht' ich mit Dir ſprechen,
Immer wenigſtens Dich ſehen,
Und die Wahrheit muß ich reden!

Tanz-

Tanzlied
(im bunten Kreife.)

Alle.

Deutſches Maedchen, deutſcher Sinn!
Deutſcher Juengling, deutſcher Sinn!
Maedchen und Juengling von deutſchem Geſchlecht,
Unſchuld und Frohmuth ſind Mutter und Sohn!

Auf und flechtet den tanzenden Kranz,
Auf und ſinget den fliegenden Sang!
Schwebe du bunter lebendiger Kranz
Mit deinen ſingenden Blumen umher!

Deutſches Maedchen, deutſcher Sinn'
Deutſcher Juengling, deutſcher Sinn!
Maedchen und Juengling befluegelt den Kranz,
Auch unſre Vaeter tanzten, wie wir!

Aus der Knoſpe der Unſchuld empor,
Bluehet die Roſe der Freude ſo roth:
Auf dann, ihr Maedchen, und wehet den Tanz,
Auf dann, ihr Juenglinge, brauſet den Tanz!

Deut

Deutſches Maedchen, deutſcher Sinn!
Deutſcher Juengling, deutſcher Sinn!
Oeffnet den bunten, ſchwebenden Kranz,
Loeſ's't euch, ihr Blumen, und tanzet allein!

(In abfallenden Taenzen.)

Maedchen.

Auf zu Taenzen und auf zu Geſang,
Wem in den Locken die Roſe noch blueht!
Singt wie die Nachtigall, tanzt wie der Weſt,
Wirb'le dich, ſchlaengle dich froelicher Tanz!

Juenglinge.

Auf zu Taenzen und auf zu Geſang,
Wem in den Adern die Jugend noch fluerme!
Maennliche Stimm' und maennlicher Trit
Adle den ſingenden, wirbelnden Tanz!

Maedchen.

Auf zu Taenzen und auf zu Geſang,
Wem in den Locken die Blume noch blueht!
Hueter ihr Maedchen die Roſen im Haar,
Daſs ſie nicht fallen im wirbelnden Tanz!

Juenglinge.

Auf zu Teenzen und auf zu Geſang,
Wem in den Adern die Jugend noch fluetmt!
Stuermet durch ſchlaengelnde Gaenge den Tanz,
Brauſet in maechtigen Stimmen den Sang!

Maedchen.

Tanzet gelinder die Maedchen vorbey,
Schwimmet die ſaeuſelnden Teenze, wie wir!
Toenet gelinder den lieblichen Sang,
Singet in klingenden Stimmen, wie wir!

Juenglinge.

Saeuſelt ihr Maedchen den ſchwimmenden Tanz!
Singet in klingenden Stimmen den Sang!
Wir aber ſtuermen und ſchmettern daher,
Weſtwind' und Nordwinde wirbeln den Tanz!

(Auf einer Stelle ſchwebend, oder balancé.)

Maedchen.

Wirbelt dann, ruſtige Stuerme, den Tanz!
Toenet dann, brauſende Stroeme, den Sang!
Unter des Waldſtromes Wogengetoen
Schlummern die Stimmen des rieſelnden Bachs.

(Schwe-

(Schwebend auf einer Stelle.)

Jünglinge.

Schweigt ihr Gesenge des brausenden Serom's,
Singet ihr schluchzenden Bacche allein!
Ruhet ihr Tenze des reissenden Sturms,
Wehet ihr lieblichen Weste allein!

(walzend.)

Mädchen.

Auf wehet ihr Locken,
Mit Blumen gesteckt,
Und wehet und hauchet
Uns kuehlige Luft!
Uns wehen die Locken
Um's gluehe Gesicht,
Uns athmen die Blumen
Erfrischenden Duft.

Drum schwebet ihr Schwestern
Der Westwinde Tanz,
Und lispelt leicht ueber
Den Boden dahin.
Und bluehen hier Graesgen
Und Veilchen der Flur,
Der Tanz ueberhauch' sie,
Und trete sie nicht.

Wir ſchweben, wir ſchweben
Den ſaeuſelnden Tanz,
Es hauchen die Ferſen
Am Boden dahin!
Blueht Veilchen vom Weſte
Des Tanzes gekuehlt,
Blueht ſchoener uns unter
Dem wehenden Fuſs,

Wie flattern die Fueſſe,
Wie flattert das Haar,
Wie wallet in Wellen
Das leichte Gewand!
Noch einmal ihr Schweſtern,
Noch einmal herum!
Nun flattert ihr Locken,
Nun flattert zur Ruh.

(Schwebend auf einer Stelle.)

Tanzet, ihr Sturmwinde, tanzet nun auch,
Auf nun, ihr Sturmwind', und tanzet uns nach!
Tanzet, ihr Sturmwinde, ſchwebenden Kranz,
Wo nur das Auge die Taenze vernimmt.

Iuenglinge.

(Schwebend.)

Nein, wir tanzen nicht ſchwebenden Kranz,
Wo nur das Auge die Taenze vernimmt!
Nein, wir tanzen des Sturmwindes Gang!
Was wir betraten, das bluehet nicht mehr!

Aber wir tanzen des Sturmwindes Gang,
Daſs wir zertreten die Neſſeln der Flur,
Daſs ſie nicht ſtechen des Weſtwindes Fuſs,
Wenn er nun ueber die Blumen hinweh't.

Gebet, ihr Weſte, gebt uns die Hand!
Ob wir auch ſtuermen, wir ſtuermen fuer euch!
Gebet, ihr Maedchen, gebt uns die Hand,
Flechtet den bunten, tanzenden Kranz!

Alle.

(im bunten Kreiſse.)

Deutſches Maedchen, deutſcher Sinn!
Deutſcher Iuengling, deutſcher Sinn!
Maedgen und Iuengling von deutſchem Geſchlecht
Tanzen auch Taenze, der Unſchuld geweyh't!

An Schlichtegroll.

Die Froelichkeit des Iuenglings, welchen noch
Kein fehlaflos Amt, kein Weib mit ihren Kindern,
Und keine Fuerſtengunſt gefeſſelt haelt,
Iſt einem Floetenſpieler gleich, der, — nicht
Fuer armen Lohn gedungen, — bald am Morgen
Und bald am Abend bey des Mondes Glanz
Hinaus geht in den Duft des Lindenwaeldgens,
Ein Lied zu ſpielen, wie es ihm gefaellt.

Die Froelichkeit des Mannes aber gleicht
Dem Muſikanten, der mit ſeiner Geige
Auf's Betteln zieht, und fuer ein Mittagsbrod,
Im Wirthshaus, was der trunkne Gaſt verlangt,
Aufſpielen muſs: er ſitzt und ſpielt und ſingt
Zum froh'ſten Tanz, indeſs ſein Haupt
Matt auf den Buſen haengt,
Sein truebes Aug' die frohen Saiten anweint.

Darum, o Iuengling, weil dein Auge noch
Nicht lachen darf, wenn deine Seele weint;
Weil noch dein Antlitz ſteifen Ernſt des Amtes
Nicht heucheln muſs, indeſs' die Seele lacht;

Darum

Darum', o Iuengling, weil du Iuengling biſt,
Sing' was dir wohlgefaellt und geize nicht
Mit deiner Froelichkeit, und bliefeſt du
In frohen Liedern deine ganze Lunge
In deine Floete aus, genug du that'ſt es doch
Nicht gnaed'gen Efelsohren zu gefallen!

Auf das Grabmal eines Iuenglings.

Weinet rings umher bey allen Graebern!
Ach, dort liegen alte, ſchwache Leute,
Die der maecht'ge Tod hinunter zwang!
Aber weinet nicht bey dieſem Grabe,
Denn hier liegt ein ſchoener, ſtarker Iuengling,
Der, zu ſchlummern, ſelbſt hinunter ſtieg.

An Herrn Mylius in Jena *)

Der Zeitungsſchreiber ſchreibt's, und ganz Europa weiſs:
„An welchem Tage dieſes Jahres,
„Um welche Stunde, *Seiner Majeſtaet*
„Von Gallien, ſich *hoechſt* genoethigt ſah'n,
„Des ueberladnen Magens wegen, *gnaedigſt*
„Ein Vomitiv den Auſtern nachzuſchicken,
„Und daſs *Sie* bald darauf *geruhet* haben
„Auch Ueblichkeit zu ſpueren, und ſo weiter,"
Und ganz Europa hat Geſpraech am Theetiſch!

Allein der brave Mann, mit ſeinem Ruf
Verſchloſſen in ſein leeres Kaemmerlein,
Thut Fuerſtenthaten, die ſein Volk,
Das ſeiner Thaten Frucht genieſst, nicht kennt.
Er weiſs allein, wie viel er Gutes ſchafft,
Und muſs es oft im Traume ſich geſtehn.

*) *Dieſer brave Mann hat ſich mit Errichtung einer Leſebibliothek, um die Studirenden der hieſigen Akademie verdient gemacht.*

So sizt ein fleiſ'ger Handwerksmann und sorgt
Mit seinem baaren Schweiſs, um laengſt verſprochnen Lohn,
Fuer seines Staates Leib, so gut, und beſſer noch,
Als sein Beichtvater fuer des Staates Seelen:
Indeſs der Charletan, von einer ganzen Stadt
Umringt, bei Paucken und Trompetenſchall,
Fuer blankes Geld all' seinen Apparat
Von Pillen, welche man den Floehen
Eingeben soll, daſs sie an Bauchſchmerz ſterben,
Verkauft. Das Volk iſt froh, und giebt, wenn Geld ihm fehlt,
Sein Bett' und Kleid fuer das Remedium
Aus Bett' und Kleid die Floehe zu vertreiben.

Laſs Du, mein Freund, dem Charletan sein Glueck
Und auch den Thoren, die den lezten Groſchen
Ihm auf die Buehne werfen, ihre Narrheit;
Des Menſchen Wille iſt sein Himmelreich!

Sieh', der Student, der ſich mit seinem Dornenkittel
In Brod und Ehre ſetzen kann, begehrt
Von dieſer Welt nur einen Dornenkittel;
Und fuer die Narren hat ihr Gott,
Ganz wie ein Gott, geſorgt.

Vom Narr'n verlangt der Staat und kriegt, so viel er will,
Fuers Privilegium: Der Weise aber,
Verlangt vom Staat; und was er will, ist viel,
Denn, ob er gleich fuer sich sich selbst nur braucht,
So sieht er doch, wo's seinen Nachbarn mangelt.

Sprich nie zum Fuersten oder zum Minister:
„Mein lieber Herr, Gott hat euch scharfe Augen
„Gegeben, hat euch auch auf einen Berg gestellt,
„Von wo eu'r Staat zu uebersehen ist;
„Allein, was eure Dichter auch erzehlen,
„Eu'r Aug ist nicht so scharf, und Eure Hoeh' zu hoch,
„Als dass ihr gar in iedem Teiche dort
„Den Fisch, und all' Gewuerm, das in den Thaelern kriecht,
„Erkennen koennt! Ich aber wohne dort,
„Und sag euch, Herr, in ienem Teiche
„Sind schoene Fische, aber lasst den Teich
„Zudaemmen, wo er ausgerissen ist,
„Sonst gehen alle schoenen Fische euch zum Henker!"

Der Fuerſt und der Miniſter halten deine
So wohlgemeinte Warnung fuer Pasquill
Auf ihre Augen, und du magſt dich bald
Empfehlen, eh ſie nach dem Kammerdiener
klingeln!

Schlieſs dich vergnuegt in deine Kammer ein.
Und in Verdauungsſtunden ſieh durchs Fenſter
Den Thoren auf dem Markte zu;
Und aergre dich nicht mehr, du guter Mann,
Wenn blos aus langer Weil' die Herren
Zu deinen Buechern kommen, ſie befahn,
Und wenn ſie alle Buecher durchgeblaettert,
Und alle Bilder angelaechelt haben,
Zum Abſchied ſprechen: „Ei da ſind ich nichts
fuer mich!
„Schaff uns Romane her, was ſollen wir
„Mit all den Tugendbuechern und
„Mit Kants Kritik und Herders Menſchen-
lehre?
„Dergleichen Schriften hat mein ſeliger Vater
„Wohl an die tauſende in Schweinsleder
„Und Pergament gebunden, nachgelaſſen!“

Ein

Ein Bildchen.

Loeſche dein Lampgen nun aus, der Mond ſcheint durch die Gardinen!
Dort zum Schlummer einladend, beblickt er den ſammetnen Sopha;
Wirf die Gardinen zurueck, damit er ihn voellig belaechle.
Sieh', ſein freundlich Geſicht, umlocket von weiſslichen Woelkgen!
Laeſst ihm nicht lieblich der Schmuck, der um ihn wallenden Locken?
Sey mir heut ſchoen wie der Mond, mein Maedchen, und loeſe den Haarputz,
Ringle die Locken hinab und laſs Dir die ſeidenen Haare
Flieſſen ueber den Buſen, und wirf das ſeidene Halstuch
Ueber die Schultern zurueck! Ey, ſieh', das ſchalkhafte Maedchen,
Unter dem Buſentuch' noch ein dichtgeſtricktes Filet-Netz!
Auch das Netzgen muſs fort! Was will da der ſtrauebende Finger?
O, wie pocht dir das Herz, wie zittert durchs atlaſsne Roeckgen

An

An meine Lende dein Knie, wie bebt dir der ſeufzende Athem!
Schoen, da wallet der Buſen von ſelbſt aus dem indiſchen Netze! —
Schlage die Augen nicht nieder und wende die gluehende Wange
Nicht in den Schatten zurueck! So, ſchlieſs die wolluestigen Arme
Feſter um meinen Nacken, und laſs die pfirſichne Wange
Ruhen an meinen Lippen, und in den Schwanen des Buſens
Meine beſcheidene Hand! — Nun ſchlummr' ich zum Himmel hinueber!!

Eine

Eine Freundin an einen Freund.

Schlummernd am Buſen der Liebe, vertraeumſt du dein ſueſſeres Leben!
In den wallenden Locken ſpielen, noch bluehend, die Roſen,
Welche dein Weibchen dir gab; die Nachtigall floetet dir Lieder
Von ueberſchattenden Zweigen, und Veilchen umduften den Raſen,
Wo du, im Arme der Liebe ſchlummerſt dein gluekliches Leben!

Sieh', im Taumel der Wonne, vergiſs't du die feſtlichen Tage,
Welche die weniger gluecklichen Menſchen mit Sehnſucht erwarten,
Und mit geſammelter Freude begehen, feſtlich zu feyern;
Denn ein ieglicher Morgen iſt dir ein ſchoenerer Feſttag,

Darum feyert die Freundſchaft iene freundliche Stunde,
Da dir die Sonne zuerſt in's weinende Angeſicht lachte,

Da dich die froeliche Mutter zuerſt an die wallende Bruſt nahm,
Da ſie dich herzte und ſprach: Ich hab' ihn der Erde geboren,
„Hab ihn gebohren zu Laecheln und Thraenen, zur Freundſchaft und Liebe,
„Hab ihn geboren mir und meinem Manne zum Sohne!!"

Schlummre denn immer am Buſen der Liebe dein glueckliches Leben!
Leiſe wind' ich ich den Kranz der Freundſchaft in deine Locken.
Laß die Blume der Freundin dicht neben den Blumen des Weibgens
Bluehen um deine Scheitel in froher, freundlicher Eintracht.

Schlummre nun immer dein Leben in ſuefsen Traeumen vorueber,
Iſt doch die Erde zu arm uns wachende Freuden zu geben!

(An Zwey Neuvermaehlte.)

Suefs wehet der Odem der iungen Natur,
Wenn ſie auf roſigen Woelkchen
Die lachenden Himmel des Lenzes hinauf
Wandelt im Lichte des Morgens.

Ein ſingendes Saitenſpiel in der Hand,
Weckt ſie die Saenger der Haine;
Sie kennen die Stimmen und flattern empor,
Setzen ſich mit auf die Wolke.

Und ſetzen ſich, ſchaeckernd, dem Maedchen Natur
Hoch auf den Griff ihrer Zitter;
Und trippeln vor Freude, und ſingen vor Luſt
Mit in die Stimmen der Saiten.

So wandelt, ſo ſchwimmet in Iubelgeſang
Laengs den Himmel das Woelkchen,
Und von dem Buſen der iungen Natur
Wehen gruene Gewaender.

Sie wallen und wehen vom Woelkchen herab,
Sie ſind die Weſte des Lenzes;
Sie ſaeuſeln hoch ueber die Wipfel des Hains,
Was ſie beſaeuſeln, ergruenet.

Und

Und hinter dem Zuge gruenet der Hain
Empor in all' ſeinen Wipfeln;
Und vor ihm beugen die Wipfel ſich tief,
Bittend um Grueno und Schatten.

Und gruenen die Waelder, und gruenet das Thal;
Senket ſich leiſe das Woelkchen,
Und bringet die Englin, junge Natur
Nieder in blumige Thaeler.

Dann kommen die ſchoeneren Maedchen der Flur,
Kraenzen das himmliſche Maedchen,
Und kraenzen die Englin junge Natur
Sich zur Englin der Liebe.

Und ihren Segen giebt die Natur,
Sie ſegne doch wahrlich am beſten!
So ſegne dann Euch die Englin Natur,
Segn' Euch die Englin der Liebe.

Lied

Lied von einem Engelchen.

Die Lieb iſt ſo ein Engelchen
Mit kleinen, ſeidnen Fluegelchen,
Mit bunten Gewaendern angethan,
Das gar vortreflich ſingen kann.
Ihm dankt die Nachtigall ihren Geſang,
Ihm dankten die Baeche den ſchluchzenden Klang.
Sein Athem iſt Weſtwind, er wuerzet die Luft
Mit Veilchen- und Roſen- und Lilien-Duft.

Auf Roſenwoelkchen ſchlaeft Er ein
Und wiegt ſich ſo in die Himmel hinein,
Und ſchifft auf den Lueften her und hin,
Und leiſe Winde ſchaukeln ihn.
Am Morgen fliegen die Lerchen hinauf,
Und wecken das ſchlafende Engelchen auf:
Sie bringen Ihm Blumen im Schnabel und ſtreun
Sie in ſein roſiges Bettchen hinein,
Und ſingen und lachen ihr froeliches Lied,
Bis ihm der Schlaf vom Auge flieht.

Im Winter ſchleicht das Knaebelein
In's heimliche Stuebchen der Maedchen hinein
Und ſchlaeft, gewickelt in Hermelin,
Den truegben, muerriſchen Tag dahin.

Am Abend erwacht Es und flattert umher,
Und flattert im Zimmer die Kreuz und die Quer,
Und flattert zum offnen Fluegel und singt,
Das iede Saite wiederklingt;
Und senkt auf den Busen der Schoensten sich nieder,
Und lehret sie *Gleim-Anakreons* Lieder.

Im Fruehlingsabend, still und schoen,
Ist's Engelchen am Mond' zu seh'n.
Bald sitzt Es drauf und schaukelt sich,
Bald guckt's hinein und spiegelt sich,
Und pickt mit den Fingern dann und wann
Die klingende, silberne Scheibe an.
Und Maedchen und Iuenglinge weilen im Thal
Und lauschen leise dem singenden Schall,
Und horchen dem schon verflogenen Klang,
Und waehnen, es sey Sphaerengesang.

Auch laesst sich das liebliche Engelein
Am Himmel sehn bey Sonnenschein.
Es schwebt daher in der heitern Luft
Und klatscht die Fluegel zusammen und ruft,
Und winkt das schoenste Maegdlein hin
Und wirft ihr Rosen und Immergruen
Hinab, und singt: „das Roeselein,
„Das soll die Freude des Kusses seyn;
„Doch bald verwelkt das Roeselein,
„Das Immergruen soll ihre Dauer seyn,

Dann

Dann lacht's und fliegt in die Himmel hinein,
Und selig ist das Maegdelein!
Ein gutes Juengling wird ihr Mann,
Und sie ein liebes Weib dem Mann!

Gar oft bey stillem Mondenschein
Besucht sie das Lieb-Engelein
Und klopft an's Fenster, und guckt hinein.

Einst werden sie Greis und Greisin seyn
Und noch besucht sie das Engelein.

An mein Buechlein.

Nimm meinen vaeterlichen Segen, geh und finde,
Wohin dein Schickſal dich auch fuehren mag,
Doch einen Freund, der dich und deinen Vater
Bedauert, wenn er uns nicht lieben kann.
Und find'ſt du keinen, nun, ſo geh nach Hofe,
Daſs ueber Tafel, wann die gnaed'gen Baeuche
Schon naeher an den Tiſch geſchwollen ſind,
Und nun die Koepfe zu verdauen haben,
Der Hofnarr dich mit einer Katzenſtimme
Vordeclamire, daſs die Baeuche alle
Sich wieder hungrig lachen! — Geh' mein Kind,
Ich weiſs dir keinen beſſern Segen! — Geh'!

Nachrede.

Warum nicht Vorrede? — Weil die erſten Bogen ſchon gedruckt waren, ehe ich noch daran dachte, etwas mehr von dieſen Gedichten zu ſagen, als ſie ſelbſt von ſich ſagen koennen.

Die meiſten dieſer Gedichte ſind aus meinen Knabenjahren her, denn ich bin iezt noch ein Juengling.

Das fleiſſige Leſen und ſelbſt das erſte Exponiren des Horaz machte mich luſtern nach deutſchen Gedichten, welche den Horaziſchen aehnlich waeren, wenn auch nur ſeinen mythologiſchen Fictionen nach.

Damals kannt' ich von deutſchen Dichtern und Gedichten nur allein den ſeligen *Stoppe* und *Huebners* ſelige oder gottſelige Gedanken, denn die Toden ſind ſelig. Von dieſen und dem Elbingiſchen Geſangbuch unterrichtet, hatt' ich ſchon ſo manches andaechtige Kirchenlied in Alexandrinern zuſammengereimt, eh' ich noch den Horaz ſah'; und was war natuerlicher, als daſs — wie ich ihn endlich las — mein Wunſch, deutſche Gedichte in ſeiner Weiſe zu hoeren, ein aufferordentlich genuegſamer Wunſch war, ſo daſs *Stoppe* und *Huebner* ſelbſt nichts geringeres haetten wuenſchen koennen.

Schon damals fieng ich an den Horaz zu ueberſetzen, und ich kann mich nicht enthalten, ein Paar Anfaenge dieſer Ueberſetzungen, die Arbeit eines zehenjaehrigen Knaben, iedem, dem's Lachen behagt, mitzutheilen.

*) Du

*) Du haſt uns ſchon ſeit langer Zeit,
O lieber Gott, ſo ſehr beſchneyt,
Vor Donnern und vor Regnen,
Vergiſst du uns zu ſeegnen.

Die Leute ſind gar ſehr erſchreckt
Und hab'n die Haend' empor geſtreckt
Und bitten deinen Namen:
Behuet vor Suendflut. Amen! —

Denn als vor Zeit' die Suendflut kam,
Sie Menſchen, Haus und Hof wegnahm,
Die Pyrrha ſah' auf Erden,
Was nie geſehn wird werden.

Denn ſeine Wallfiſch ohne Zahl
Trieb Protheus auf die Berg' zumal,
Zerſtoeret ward das Taubenhaus,
Der Fiſch guckt aus dem Neſt heraus!

*) Nach der bekannten Kirchenmelodie: *Wenn wir in hoechſten Noethen* u. ſ. w.

Wer koennte vermuthen, dafs dies Horazens zweyte Ode im erften Buche: Jam fatis terris — — vorftellen ſollte? Eben ſo:

*) Gar gluecklich wirſt du leben,
Thuſt du dich recht beſtreben,
Ein frommer Chriſt zu ſeyn;
Wem Gott iſt recht gewogen,
Der braucht nicht Pfeil und Bogen,
Er gehet doch zum Himmel ein.

welches den Anfang der Ode: Integer vitae — — bedeuten ſoll.

Ein Gedicht: *das Ungewitter* betitelt von meiner ganz eignen Erfindung (ohne dafs ich mich nemlich nach einer Ode des Horaz, oder nach einem Kirchenliede beſonders richtete) iſt aus ienen Tagen das beſte. Wenn der Leſer ſo guetig iſt, dieſe Nachrede fuer einen Brief an einen guten Freund anzuſehen; ſo wird er's mir nicht uebelnehmen, wenn ich auch von ienen Reimen ein Paar herſetze.

Es

*) Nach der bekannten Kirchenmelodie: *In allen meinen Thaten* u. ſ. w.

Es hat gedonnert sehr,
Geblitzet hin und her!
Der Himmel hat gebruellt, als wuerd'
er sehr geschlagen;
Als wollt' er den anklagen,
Der ihn so schlagen thut!
Doch es war Gottes Ruth',
Die ihn so hat geschlagen,
Drum sollst du nicht so klagen.
Bey Schlaegen sein Gedult,
Vermindert unsre Schuld.

So viel sind' ich noch in meinem Gedaechtniss von den Reimen dieses Gedichts, welches in seiner weiteren Ausfuehrung den Himmel als einen grosen Mann vorstellte, welcher von Gott mit der Ruthe geschlagen wird, dass ihm das Blut (die Blitze) ueber den Nacken laeuft, weswegen er denn so gar erbaermlich schreyt und bruellt.

Zu dieser Zeit fieng ich an die Bibel zum zweytenmal (das erstemal las ich sie

wie einen Katechiſmus) durchzuleſen, und ſie machte mir die Augen auf.

Nicht lange, ſo ſchrieb' ich Pſalme und Weiſſagungen in Proſa, und vergaſs *Huebner* und *Stoppens Parnaſs im Sattler*. Von der Zeit ſind die XVIII. XIX. XX und XXI. Ode des zweyten Buchs dieſer Gedichte, obgleich ſpaeterhin etwas verbeſſert. Auf einmal geriethen mir *Kleiſts* Gedichte und *Asmus* in die Haende. Ich verſtund nicht, was ich aus beyden zugleich machen ſollte, und legte den *Asmus* auf eine Weile in's Repoſitorium, indeſs ich *Kleiſts* Gedichte Tag und Nacht und beſonders, eine lange Krankheit hindurch, im Bette las.

Dieſe ſchienen mir damals ganz und gar deutſche Gedichte im Geſchmack des Horaz, und mein voriger Wunſch war ſo uebertroffen und beſchaemt, daſs ich wahrlich anfangs nicht wuſste, ob ich mich freuen ſollte. Ich las und freute mich; und warf meine deutſchen Reime nach dem Horaz getroſt in's Feuer.

Der

Der Horaz ſelbſt ward wieder hervorgeſucht und bald *Kleiſt*, bald der Lateiner geleſen.

Aus dieſer Lectuere entſtanden die meiſten der Oden, die ich hier ins Publikum ſende, beſonders die, welchen man den Horaz, wenn auch nur unbeſchreiblich ſchwach, anhoert.

Eines der erſten von dieſen Gedichten iſt das: *Die wilden Trinker*, betitelt, Seite 90, ſo wie auch die X. Ode des zweyten Buchs.

Dazu kam *Klopſtock* mit ſeinen Oden, deren Verſtand mir manche ſchlafloſe Naechte gekoſtet hat. Auch dieſe Lectuere wird man einigen meiner hier gelieferten Gedichte anmerken, ſo wie einigen Liedern des Anhang's das Leſen des *Asmus*.

Jezt erhielt ich ſchnell nach einander die meiſten deutſchen Dichter und las mich zum Narren; bis ich endlich zum drittenmale meine Bibel vornahm, und mir der *Oſſian* aufgieng.

Ich

Ich habe redlich arbeiten, und viel verbrannt; was uebrig geblieben iſt, ueberreiche ich hiemit der Welt, welche vielleicht ein freundlicheres Urtheil ueber dieſe Jugendarbeiten ſprechen wird, als ich ſelbſt.

Ich laſſe andern den Horaz und den Virgil und alle Roemer gern, und wohne bey meinem *Oſſian*, und bey meinem Jeſaias und Hiob. Den letzten hat mir *Herders Geiſt der hebraiſchen Poeſie* zu ſehr an's Herz gelegt: aber blos nachahmen werd' ich nie mehr. —

Munch.

Inn-

Innhalt.

ODEN
Erſtes Buch.

I. An den Freyherrn von Zedlitz Seite 5
II. An den Koenig . . . 9
III. Preuſſen 11
IV. An zwey Freunde, bey ihrer Reiſe auf die Univerſitaet . . . 12
V. Geſang und Thema . . 15
VI. Friedrich . . . 17
VII. An meinen Freund T 19
VIII. An meine Freunde beym Frieden 1779 21
IX. Bacchus Begeiſtrung . . 23
X. An G — — — r. . . 25
XI. An die Freunde . . 27
XII. Friedrich der Zweyte . 30
XIII. Deutſchland und Preuſſen . 34
XIV. Heldentod . . 35
XV. 1. Vaterlandsgeſang. . . 38
XVI. 2. Vaterlandsgeſang . . 43

XVII. Iamben . . . Seite 44
XVIII. An Lina, bey ihrem sechszehnten Geburtstage 48
XIX. Schiller 50
XX. Im Ende des Herbstes 1780 . . 51
XXI. Frevel 53
XXII. Preuſſische Soldaten im Schrittschuhlauf 55

Zweytes Buch.

An Herder 59
I. An die Weisheit . . . 61
II. Natur 63
III. Nacht und Tod . . . 65
IV. Wiedererinnerung . . . 68
V. An die Weisheit 74
VI. Der kommen wird . . . 76
VII. Der Tod 79
VIII. Die Geburtsstunde . . 82
IX. Die wilden Trinker . . . 90
X. An meine Freunde . . . 93
XI. An den Rhein 98
XII. An St — pf. . . . 102
XIII. St — pf an Mnioch . . 104
XIV. An St — pf. . . . 105
XV. Entschluſs 107

XVI. An Goldſtein . . Seite 109 1784
XVII. Den ſechszehnten Junius 1784 . 111 "
XVIII. Der Engel Friedrichs des Koenigs vor dem ſiebenjaehrigen Kriege . 114 1778
XIX. Der Engel Preuſſens am 24. Januar 1712 . . . 118 1779
XX. Deutſchlands Cherub, beym Anfange des XVIten Jahrhunderts . 122 1778
XXI. Beym Frieden nach dem ſiebenjaehrigen Kriege . . . 127 "
XXII. An Faber . 130 1786

Anhang.

Die Schwaene auf der Ilme in Weimar . 133 1781
An Gleim . . . 135
Dem Geburtstage der Frau *F. S.* . 137 "
Die Trinker an die Empfindler . 140 1781
Michels des Bauern Lied, als ſein Feld in Seegen ſtand 141 1778
Der Bauer Michel vom Koenige . 143 "
Auf die Luftſchifferey . . 143 1784
An Herrn Kandidat Bach in Breslau . 147 "
An Madam S. . . 151 1786

Hr. W — — f. . . . Seite 154
Luftſchiff 154
Unter dem Schattenriſs eines ſchoenen Maedchens . . . 155
Abſchied von St — ch. . . . 155
Zwey I — — ſche Buerger . . 156
An Mademoiſelle T. . . . 156
An Frau Y. 157
An Mademoiſelle T. . . . 157
Tanzlied 158
An Schlichtegroll 164
Auf das Grabmal eines Iuenglings . 166
An Herrn Mylius 167
Ein Bildchen 171
Eine Freundin an einen Freund . 173
An zwey Neuvermaehlte . . 175
Lied von einem Engelchen . . 177
An mein Buechlein 180
Nachrede . . . . .

Papillons.

Erzählungen, Dialogen und Gedichte.

Erste Sammlung.

Halle,

bey Francke und Bispink. 1788.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

„Wir leben eine kurze Zeit, und schwärmen um-
„her, von Blume zu Blume; wir wer-
„den gefangen, ein wenig betrachtet, dann mit
„glühenden Nadeln gespießt, bunt durch einander
„in kleine Glasschränkchen gethan, und so, statt
„eines Gemähldes — an die leere Wand eines
„Museums oder eines Toilettenzimmers aufge-
„hängt.

„Man spielt mit uns, wenn wir leben, und
„spielt mit uns, wenn wir todt sind! Man ärgert
„sich zuweilen, und freut sich zuweilen, wenn wir
„nicht in Linne's System passen!! — Husse, frö-
„lich und lustig, so lang es währt, lieben Brü-
„der! " —

So sang ein erfahrner, weiser, und — was sich bei gesunder Weisheit von selbst versteht — ein frölicher Schmetterling, als ihn eben der Barde Sined *) — denn wer sonst, als ein Dichter könn-

*) Es ist vom Barden Sined oder dem Pater Denis bekannt, daß er, wie Klopstock mit Tobakstrauch — sich mit Schmetter-

te den Gesang eines Schmetterlings hören und verstehen? — mit seiner Fangkappe ereilte. — —

Indeß, — (denn wie es mir scheint, will der Leser unsere Wendung schon gemerkt haben) — indeß, lieber Schmetterling, es war ganz und gar nicht nöthig, daß du selbst diese Bemerkungen über dich machtest, und sie in diesem unmetrischen Liede verlautbartest; wenn du dabei nämlich — wie unser Leser schon glauben will — keine andre Absicht hattest, als die, uns bei diesem Büchlein, — vermöge gewisser Aehnlichkeiten — zu einem guten, passenden und modernen Titel zu verhelfen. Denn, — — nichts ist leichter! — auch wir hätten diese Bemerkungen über Dich machen können.

Du hast sie aber nun einmal gemacht, und es ist gut!

„Ich glaube nicht, sagte mein Abschreiber — denn eine alte Tante hab ich nie gehabt — " Ich glaube nicht, sagte mein Abschreiber, der in seiner Jugend mit den Namen und Aemtern eines Bedienten, Friseurs und Comödianten Karten gespielt hat. — „Ich glaube nicht, — und dabei sah er mit einem recht bescheidenen Lächeln auf den abgeschriebnen Titel dieses Büchleins hin — „daß alle Leute dies „Wort! verstehen werden. Ich: freilich — —! „aber

lingen die müssige Zeit vertreibt. — Diese Anmerkung sey — wenn nichts mehr — doch eine Apologie des Tobakrauchens

„aber da man heut zu Tage wenig Herren und „Damen findet, die sich die Haare brennen und „in solche Papiere wickeln lassen; so u. s. w.“

„Gut, sagt' ich, lieber Freund, daß Er diese Anmerkung macht! — Die Orthographie ist ohnedies ein böses Ding für unsre jungen Schriftsteller!“ —

Sie sehen also, lieben Freunde, daß es besser wäre, wenn der Titel dieses Buches: Schmetterlinge, oder Sommervögel hieße: weil diese beiden Wörter auch keine Sylbe mit dem Worte Papillotten gemein haben. —

Allein, was geschrieben ist, das ist geschrieben! oder vielmehr: ein Franzose, — es versteht sich, daß ich blos die Narren meine, wenn ich sage: die Menschen sind Narren! — hat immer bessere Talente zu einem Marktschreier, als ein Teutscher; und eine Bagatelle ist überall etwas ganz anders, als eine Kleinigkeit. —

„Aber, seh Er doch hier: da steht ja Papillons, erstes Bändchen! — Mich dünkt, ich habe: erste Sammlung geschrieben!

„Alles einerley, mein Herr!“ —

Mein Abschreiber hat nämlich keinen Begriff von einer Inkonsequenz; dafür aber weiß er sehr gut und noch aus der Schule her, daß man eine ganz andre Logik als Theolog und eine ganz andre als

Philosoph haben könne; ohne daß man deswegen mehr als eine Vernunft bei sich zu führen braucht. —

Nach einigen Erklärungen von meiner Seite, und einigen Misverständnissen von seiner Seite, war seine letzte Instanz die Autorität. — Er meinte, daß der Busen eines schönen Weibes zu zweien Uhrkästchen *) oder die goldne Ente im Schilde des Hotels gerade über, zu dem schönen Fräulein, was dort, gleich neben dem Schilde, zum Fenster hinausblickte, — oder endlich die Kette à la Trenk, die obbenanntes Fräulein um den Hut trägt, zu der heissen Liebe des jungen Officiers, der ihr diese Kette geschenkt haben soll, — daß diese Dinge, Paar und Paar, sich gerade so zu einander verhielten, wie sich der Haupttitel: Papillons, zu dem Nebentitel: Erstes, zweites oder drittes Bändchen verhält: und daß sich also dieses Büchlein, schon seines Titels wegen, dem Geschmack aller vornehmen Leute (wie er sich ausdrückte) und dem Geschmack des Wirthes zur goldnen Ente, genugsam empfehlen werde.

Ich weiß nicht mehr, ob ich ihm höflich genug auf diese Instanz geantwortet habe, — aber das weiß ich — und der Leser kann mein Zeuge seyn, — daß ich den Titel nicht stehn ließ, wie er stand. —

Wie es aber bei alle dem zu verstehn sey, wenn man sagt: eine Strausfeder oder ein Palmblatt

*) Zielt auf eine ganz neue und bis jetzt noch wenig bekannte Mo-

blatt oder eine Kinderklapper habe dieſen und jenen Druckfehler, weiß ich nicht, obgleich ich wohl weiß, daß jene Produkte, eben ſo gut, wie unſre gegenwärtigen Inſekten, würklich Druckfehler haben; und ich bitte deswegen, die hier bezeichnete Anmerkung ja nicht zu überblicken *). —

Vielleicht wird mancher witzige und ſatyriſche Leſer, beim erſten Aufſchlagen, unſre Papillons in gewiſſem Betracht für graue halten; allein wir können mit Wahrheit verſichern, daß das geringſte, was wir bei ihnen bezweckten, die graue Farbe geweſen iſt; — und daß wir ihnen ſehr gern ein beſcheidenes Annähern an die Farbe der Unſchuld gegönnt hätten.

Indeß, wir ſtellen unſre geſammelten Papillons auf, und wünſchen, daß man ſie mit Vergnügen anſehn und betrachten möge. In allem Ernſt aber würden wir untröſtbar ſeyn, wenn es blos ſolche Buttervögel wären, wie ſie jeder Knabe — von ſeinem pädagogiſchen Hofmeiſter zum Einfangen ſolcher Thierchen treulich abgerichtet, — in ſeinem entſtehenden Naturalien-Kabinette, oder im Käſtchen ſeines Spielzeuges, überall aufweiſen kann.

In-

*) Hier iſt der Text um der Note willen gemacht. Wir erſuchen den, wie bekannt, geneigten Leſer, daß er ſich, eh' er zu leſen anfängt, die kleine Mühe nicht verdrießen laſſe, und nach dem hinten beigebrachten Verzeichniſſe, die ärgerlichſten Druckfehler ein wenig corrigire, — beſonders diejenigen, welche Sinn zu haben ſcheinen.

Inhalt.

1. Abdallah und Balsora, eine morgenländische Scene, von K.

2. Wallina und Millona, eine Elegie von J. J. Mnioch.

3. Timoleon, eine griechische Scene.

4. Drey Elegien, von Mnioch.

5. Gustav Fredau, von K.

6. Zehn kleine Gedichte, von Mnioch.

7. Kleine Erzählungen.

8. Die Irrungen, von K.

I.

Abdallah und Balsora.

Eine

morgenländische Scene.

Abdallah und Balsora? —— Lieber Gott! wenn mir meine Amme eins ihrer Geschichtchen zum sechsten oder achtenmal erzählen wollte, dann ward mir so bange dabei, daß ich sie flehentlich bat: Liebe Amme! weist du denn gar nichts anders? — nur das alte Mährchen nicht mehr! ich hab's der Mama schon so oft erzählt, daß sie's nicht mehr hören will. — —

„Das ist wohl möglich!“

und die gute Amme ließ sich dann erweichen —

„sehr glaublich!“

und rückte mit einem andern lustigen Mährchen hervor, und wenn sies hätte erlügen sollen. Dann war ich so

fromm! — und vergaß ſogar der Furcht, daß ich auch dies vielleicht noch oft würde hören müſſen — —

„Das iſt viel!“

Meine Amme erzählte mir, wenn ſie mich recht artig haben wollte, immer etwas Neues —

„Daran hat die Amme recht gethan!“ Nun?

„Nun?“

Wollen Sie nicht die Anwendung machen?

„von der Amme?“

Das eben nicht! aber von einem oft wiederholten Mährchen auf mein damaliges Intereſſe und —

„von meiner Balſora, auf Ihr jeziges, wollen Sie ſagen? —“

Aufrichtig geſprochen, Ja! — Sie wiſſen, ich laſſe mir gern von Ihnen erzählen, aber am liebſten doch, wenn Sie etwas Eignes erfunden haben, oder auch, wenn ich nur die Geſchichte, die Sie erzählen, ſey ſie auch eine alte, noch nicht weis: aber die Balſora kenne ich ja durchaus! —

Das iſt mir lieb!“

Lieb? Nein, im Gegentheil, ſollte es Ihnen nicht lieb ſeyn; denn ich verſichere Sie, daß ich nicht Achtung darauf geben werde!

„Dagegen habe ich gar nichts!“

So? und Sie ſehen alſo nicht gern, wenn ich bei Ihrer Erzählung aufmerkſam bin, wenn ich davon gerührt werde? —

„Dis iſt mein höchſter Zweck bei meinem Erzählen!“

Dann widerſprechen Sie ſich —

Ich ſollte nicht meinen!“

Aber Ihre Erzählung iſt einmal bekannt! Ich weiß, Abdallah iſt bei einem weiſen Manne; der weiſe Mann hat eine Tochter; Abdallah liebt dieſe Tochter, ſie ihn; der König, ſein Vater — —

„Mit Erlaubniß! Sie glauben doch, daß ich die Geſchichte weiß?“

Freilich, als Verfaſſer —

„Nun, und doch ſcheinen Sie es auf eine förmliche Erzählung anzulegen, das iſt ja mehr, als wenn ich ſie einem, der ſie zehnmal geleſen hat, zum eilftenmale erzählen wollte —“

Aber ich will Ihnen ja nur beweiſen —

„daß Sie die Geſchichte wiſſen, — und erzählen ſie mir zu dem Behuf noch einmal. — Freilich wäre es nicht nöthig! aber Sie wollen doch, und hätten's gewiß gern gethan, und Ihre Erzählung wäre Ihnen lieber geweſen, als alle

andere,

andere, weil's Ihre Erzählung war. — Von der Seite wär ich also gerechtfertigt!"

Wie so?

„Sagen Sie mir doch, woher kennen Sie die Geschichte?"

Ich habe sie schon längst in einem alten englischen Journale gelesen — auf den Titel besinn' ich mich nicht mehr —

„Richtig! hier hab' ich sie auch einmal gelesen — und ich gebe dis Ihnen als meine einzige Quelle an. Nun weiter!"

Dann hat sie, wo ich nicht irre, Wieland in seinen ältern Gedichten bearbeitet.

„Wieland? — hm! das weiß ich nicht!"

Ferner hat ein gewisser Herr Schiller *) Erzählungen aus dem Englischen übersezt, und darin steht Abdallah und Balsora ausführlich zu lesen.

„Ein gewisser Herr Schiller? So?"

In Frankfurt und Maynz! und was das Aergste ist, nahm die Berliner Bibliothek es diesem Herrn Schiller sehr übel, daß er den alten Kohl wieder aufgewärmt hatte.

„Vor-

*) Nicht etwa der Dichter, sondern der Buchhändler.

„Uebel?

Und zwar mit den Worten: „Einige auch schon in Deutschland sehr bekannte und mehrmals übersezte Stücke, z. B. die Geschichte des Mirza ꝛc. Abdallah und Balsora u. a. hätten wir hier doch nicht wiederzufinden erwartet — " Nun?

Nun?

Das schlägt Sie doch?

„Daß ich nicht wüste! haben Sie die Erzählung der angeführten Schriftsteller gelesen?"

Nein!

„Vielleicht antworten hundert, die meine Erzählung lesen, auch Nein!

Möglich! aber hundert andre haben die Wielandsche, Schillersche oder noch einige andre gelesen: und die Ihrige — wird überschlagen! Das Interesse ist wenigstens hin.

„Ist die Geschichte schön?"

Vortreflich! Reich an schönen, rührenden, großen Scenen —

„Sie meinen also, daß der Stoff gut sey?"

Sehr gut! —

„Ich las einmal in einem Buche die Beschreibung einer Schlacht.“ Es muß schrecklich gewesen seyn! sagt' ich; und blieb kalt. Ein alter Officier, der bei der Schlacht gewesen war, erzählte mir noch einmal davon, und bei der Erzählung klopfte mir das Herz; mir traten die Thränen in die Augen — es war, als wenn ich alles vor meinen Augen sähe, das Röcheln der Sterbenden hörte; — — es war für mich eine süße, schauerliche Stunde!“

Das glaub' ich! — wie kommen Sie aber darauf?

Hm! es waren doch zwei Beschreibungen von einer Schlacht — —!

A ha! Sie wollen beweisen, daß es auf die Behandlung des Stoff's ankomme. — O ich zweifle nicht, daß Sie Ihren Stoff aufs beste werden benutzt, daß Sie alles aufs lebendigste werden dargestellt haben — —

„Erlauben Sie, daß ich zweifle! Ueber die Güte meiner Darstellung will ich nicht urtheilen; aber ich glaube, ohne allen Stolz behaupten zu können, — (das Wieland'sche Gedicht kenne ich nicht) — daß unter allen Erzählungen derselben Geschichte, meine die beste sey. —

Sie glauben doch nicht — —

„Ich glaube nichts! Allein da kein andrer, beim Erzählen der Geschichte, weder etwas dazu gedichtet,

dichtet, oder ausgemalt, noch die episch-dramatische Form d. h. die lebhafteste gewählt, sondern blos den nackten Stoff geliefert hat: so sehen Sie, daß ich der bin, der eine Bearbeitung dieses Stoffs gewagt hat. Und da ich, soviel ich weiß, der Einzige bin, so muß ich natürlich auch der Beste seyn.

Aber meinen Sie nicht, daß die Bearbeitung dadurch, daß der bearbeitete Stoff bekannt ist, viel verlieren könne?

„O ja, bei dem Leser, der Ueberraschung für die erste und einzige Vollkommenheit eines pragmatischen Gedichts hält.

Aber doch sind die Ueberraschungen recht anziehend —

„Sehr möglich! und nach der gemeinen Erfahrung gesprochen, sehr richtig! Unsre meisten dramatischen Dichter jagen ja auch nur danach — und um recht zu überraschen, kann freilich das Motiviren der Begebenheit nur dann in Betrachtung kommen, wenn es jenem nicht schadet! — Andre möchten dem Motiviren vielleicht den ersten Platz geben — — Doch dis führt uns zuweit! —

Genug auch! — ich habe wohl geirrt —

„Das

„Das können Sie noch nicht wissen. Denn meine Behandlung kann noch sehr elend seyn; und dagegen könnte ich mich nicht rechtfertigen. Lesen Sie nur meine Balsora; und wenn Sie mich dann noch fragen: Freund! warum haben Sie sie geschrieben, warum haben Sie das alte Mährchen noch einmal aufgewärmt? — Dann soll es mich reuen, nicht, daß ich sie geschrieben habe — denn hier hab' ich meinen Lohn dahin! — sondern, daß ich sie habe drucken lassen!

Abdallah und Balsora.

Alraschid, König von Persien, — seine besiegten Völker, die Chroniken des Landes und die Dichter seines Hofes nannten ihn den Großen, den Morgenstern, die Perle des Orients — war der grausamste, blutdürstigste Tyrann, der je den eisernen Zepter geführt hat. Zwanzig seiner Sultaninnen hatte seine Eifersucht hinrichten, und fast eben so viel seiner Söhne hatte sein Mistrauen erdrosseln lassen. Nur Ibrahim und Abdallah, die Söhne seines liebsten Weibes; Kinder, die mit dem herrlichsten Geist das sanfteste Herz verbanden, waren ihm noch übrig geblieben: — und ihr gutes Glück mußte ganz vorzüglich über sie gewacht haben, daß er bei diesen Talenten ihrer geschont hatte.

Der Tyrann war indeß alt geworden, es waren seine jüngsten Kinder, und fast muste er vermuthen, daß er in ihnen die lezten würde würgen können: er beschloß also, um seinen Stamm nicht erlöschen zu lassen, sich durch ein wohlausgesonnenes Mittel vor ihnen zu sichern, so wenig auch sonst eine andre, als Alraschids Seele an den unschuldigen Knaben einen Gegenstand des Mistrauens gefunden hätte. Der große Alraschid — oder

viel-

vielmehr Alraschid der Große — musterte alle seine Hofleute, um einen von ihnen zum Erzieher seiner Söhne zu wählen, und fand, daß er denen, die ihn am lautesten und wärmsten als die Sonne der Welt und als die Krone der Fürsten priesen, seine Kinder — nicht anvertrauen wolle; — der sicherste Mann schien ihm der zu seyn, der ihm bisher am kärglichsten geschmeichelt hatte, und der doch, trotz dieser Unwissenheit in der höfischen Klugheit, sich bei seinen Würden und noch dazu in der allgemeinen Verehrung des Volks erhalten hatte.

Helim, der Aufseher des schwarzen Pallastes, und das Haupt der Aerzte in Persien, war dieser Wundermann. Er kannte die Kräfte der Kräuter, war erfahren in der höhern Astrognosie, und den Geheimnissen des Siegels Salomons — kurz, er war ein vollkommner Weiser im orientalischen Sinne des Worts. — — „Er ist ein Pedant, dachte Alraschid, — er mag meine Söhne zu Pedanten bilden!“ und so war Helim zu ihrem Erzieher bestimmt.

Eines Morgens, da Alraschid sich heiterer als gewöhnlich — und bei seinen Jahren wird ungewöhnliche Heiterkeit am Morgen, auch an einem Sultan sich wohl erklären lassen — aus den Armen der ersten Sultanin gewunden hatte, befahl er, Helim zu rufen.

Helim, so sprach der gnädige Fürst, deine Weisheit hat Gnade vor meinen Augen gefunden. Ich habe dich erkoren zum Erzieher meiner Söhne — sie sind noch sehr jung — nimm sie zu dir, und erziehe sie in deiner Weisheit. Es ist mein ernster Wille, daß sie durch die Wissenschaften von allen gefährlichen, übermüthigen Gedanken abgezogen werden sollen.

Helim beugte seine Stirn zur Erde.

„Nimm sie auf dein Landgut, daß sie die Pracht des Hofs nicht verführe — und lebe von nun an nur ihnen. Aber bei deinem Leben verbiet' ich dir, ihnen Herrschsucht und zu vielen Muth einzuflößen! — sie sollen bis an meinen Tod in Dunkelheit bleiben, und nicht eher ihre Augen zum Glanz des Throns erheben! —

Helim. Die Stralen der Weisheit sollen den Glanz des Throns verdunkeln, und die Einsamkeit des Landes soll sie vergessen lehren, daß sie Königssöhne sind.

Alraschid lächelte, denn er fand auch in dieser Antwort, Bestätigung seines obigen Urtheils, und sagte: Ja, das ist mein Wille! — dann fuhr er ernster fort: Jede ihrer Bewegungen, jeden, auch den kleinsten Verdacht bezahlst du mit deinem Kopf. — — Geh! —

Der weise Helim küßte noch einmal die Füße des Throns, und gieng. Noch an demselben Tage wurden die Prinzen ihren Erzieherinnen und Erziehern, den Sultaninnen und den Verschnittenen entnommen, und auf Helims Landgut gebracht, welches ziemlich weit von der Residenz, in einer glücklichen Gegend lag, mit Weinbergen, Grotten, fließendem Wasser — und allem, was der gnügsame Wunsch eines persischen Weisen von einem persischen Landgut nur verlangen konnte, sehr artig versehen war. —

Die Knaben glaubten, in eine neue Welt versetzt zu seyn; aber die neue Welt gefiel ihnen. — Viel Wochen lang hatten sie nur zu fragen — und Helim mußte sich aus den höhern Sphären seiner Weisheit herablassen, um über alltägliche Gegenstände Antwort und Erklärung zu geben. Lächelnd lehrte er sie oft die Beschaffenheit und den Gebrauch der nächsten Dinge um sie her, der bekanntesten Naturprodukte, und der gebräuchlichsten Werke der Kunst, über welche eines Sultans Sohn sich sehr gut von dem Knaben jedes Landmanns kann unterrichten lassen. Mit liebreichem Ernst ging er von diesem spielenden Unterricht zu seinen höhern Lehren, die er und die Weisen der Vorzeit aus der Betrachtung der Natur der Dinge gezogen hatten, zur Erkenntniß eines höchsten Wesens, und zur Forschung nach dem letzten Zwecke der Welt — über. Doch unterließ er nicht — wie denn oft die besten Köpfe aus Vorliebe für tiefe Schul-

weise

weisheit auch in unsern Tagen, so manches Ueberflüßige in der Erziehung nicht unterlassen — ihre Augen nach und nach für die Geheimnisse morgenländischer Weisheit zu öfnen und ihnen in erhabnem, mystischen Ausdruck das Anschauen des blauen Licht's aus Osten und des Salomonischen Siegels zu verkünden. Zum Glück für unsre Prinzen war er indeß mit diesem Theil seines Unterrichts etwas sparsam, auch begann er ihn erst nach einigen Jahren ihres ländlichen Aufenthalts. Doch bin ich ungewiß, ob wir mehr die Ertheilung dieses Unterrichts oder seine Kargheit damit, als ein Zeichen seiner wahren Liebe für die Prinzen ansehen sollen! —

Ibrahim war der ältere, und also nach den Gesetzen des Landes für den Thron bestimmt. Helim ließ ihn aber aus Ehrfurcht vor seinem mistrauischen Vater, und vor seinem eignen Kopf, so lange in der glücklichen Unwissenheit seiner Bestimmung, bis er zu der Ueberzeugung gelangte, daß seine weisen Grundsätze der Seele des Jünglings den stolzen Gleichmuth gegeben hätten, der allerdings zu der Nachricht: er sey, als ältester Königssohn nicht für ein Leben in bequemer Dunkelheit, nicht für die Bebauung eines Morgen Landes, sondern für die Regierung eines unermeßlichen Reichs und vieler Tausend Unterthanen bestimmt, sehr erforderlich war. Nicht als ein wünschenswerthes Glück, nicht als die lachende Aussicht in ein Paradies, sondern als ein schweres, sorgenvolles Amt, wozu ihn schon bei seiner Geburt

die Gottheit eingeweiht habe, ſtellte er ihm dann die Ausſicht auf ſeinen väterlichen Thron vor, und der junge Prinz wünſchte ſeinem Vater aus noch mehreren Gründen, als ſonſt ein guter Sohn ſeinem Vater es wünſcht — ein langes Leben; doch nicht aus Weichlichkeit, nicht aus Furcht vor der drückenden Laſt der Regierung — denn beide kannte Ibrahim nicht — ſondern blos aus der edlen Beſorgniß, er werde nach langen Jahren noch nicht tüchtig ſeyn, zu dem wichtigſten Amte, das die Vorſehung den Sterblichen aufgelegt hat. — Alle Grundſätze ſeiner Moral, die der weiſe Helim und ſein eignes Herz ihm eingeprägt hatten, wandte er in einſamen Spaziergängen auf ſeinen künftigen Stand an: und Helim ſoll ihn oft in der entfernteſten Grotte ſeines Weinbergs in eifrigem Gebet um Erleuchtung und Weisheit getroffen, und mit Freudenthränen ſich ſtill wieder entfernt haben, um ſeinen frommen Schüler nicht bei der Quelle der Weisheit zu ſtören, die heller und reiner ihm floß, als er ſie ihm je durch ſeinen Unterricht ſchöpfen konnte. Sein gutes Herz, ſein heller Verſtand und ſeine eifrige Begierde nach Unterricht, auch in den verborgenſten Wiſſenſchaften, machten ihn dem weiſen Helim ſo theuer, daß er ihn als ſeinen Sohn liebte, mehr ihn liebte, als je der beſte Unterthan ſeinen, auch den beſten, Königsſohn, geliebt hat.

Indeß nun aber Ibrahim auf die weiſen Lehren Helims horchte, oder im Wäldchen hinter dem Weinberg allein

allein umherwandelte und über die Anwendung einer neuen Lehre dachte, oder den Sinn eines neuen Geheimnisses aus dem Schatz Salomonischer Weisheit zu ergrübeln suchte, durchstrich Abdallah, der jüngere Sohn Alraschids, die Berg' und Thäler der Gegend, setzte sich an den kleinen Fluß, der sanft an einer einsamen Grotte des Gartens vorüberfloß, und sang ein Liedchen vom Gleim oder Weiße des Morgenlandes, und wenn er recht innig froh war, wenn die Sonne einmal recht reitzend auf- oder untergegangen war, so machte er wohl selbst ein Liedchen, und sang es den staunenden — Vögeln und Fischen zu seinem großen Entzücken vor. Ein Lied, was Prinz Abdallah in seinem funfzehnten Jahre machte, das hernach Volkslied ward, und von den Dichtern des Landes häufig imitirt und von Prosaikern citirt worden ist, hat sich bis auf unsre Zeiten erhalten; es lautet also:

*) „Wenn du, o Sonne, aus dem Bade deiner „diamantnen Fluten dein röthlich Angesicht erhebst, und „des Bades leuchtende Perlen aus deiner goldnen Locke „sinken; dann seh ich mit staunendem Blick dich an, und „kann nicht länger dich ansehn, und denke: Prächtig ist „sie, wie des Harems stolzeste Schönheit, die in Perlen „und purpurfarbner Seide, — und in allem Schmucke, „und in allen reichen Geschenken, die eines Königes Liebe „schenkt,

*) Nach einer englischen Uebersetzung aus dem Persischen.

„ſchenkt, — jetzt aus ihres Zimmers ſilbergeſticktem „Vorhange tritt.

„Aber betracht' ich dein ſanfteres Angeſicht im küh„len Lichte, im dunkeln, erquickenden Klar dieſes ſtil„len Teiches, der von der Dämmerung wehender Abora„bäume umkränzt iſt, — wo du deine blendenden Strah„len im Schatten ablegſt, und dein Bild — jetzt dem „ſanften Geſichte des Mondes ähnlich — in den leiſen „Wellen baden läſſeſt; dann ſeh ich nicht mit Staunen, „dann ſeh ich mit verweilendem Blick, mit ſanfter, ſich„mehr genießender Wonne dich an, und denk es nicht al„lein, und fühl' es, und ſing' es: Schön iſt ſie! ſchön „wie das Mädchen der Flur, das keines Goldes und kei„ner Perle und keiner purpurnen Seide bedarf, um nicht „allein des Jünglings Auge, um ihres Geliebten Herz „zu erfreuen.

Der weiſe Helim ließ den Prinzen herumſchwärmen und Verſe machen und ſingen, ſoviel er Luſt hatte; er nutzte zugleich ſeine Neigung zur Poeſie, und brachte ihm den größten Theil ſeiner Lehren in Liedern bei, von denen er die meiſten in ſeiner Jugend ſelbſt gemacht, die andern aber von den moraliſchen Dichtern ſeines Landes entlehnt hatte.

Des Prinzen Herz war rein, wie die Fläche eines Cryſtallſpiegels, unſchuldig wie Gesners Schäferinnen,

und mitleidig, wie ein ſanfter Regen nach einer anhaltenden Dürre. Er liebte alle Menſchen, ſuchte ihnen, ſo gut er nur konnte, Freude zu machen, gab den Bewohnern von Helims Landgut gern, was er hatte, und freute ſich über den ungekünſtelten, freundlichen Dank einer Mutter, der er ein reiches Geſchenk für ihre Kinder gebracht hatte, — und mochte ihren Dank doch nie ganz aushören.

Sein Herz war ſanfter, als es je ein Fürſtenſohn hatte, und haben darf. Anders, als alle Menſchen liebte er Vater Helim, anders — und mit Beiſpielloſer Zärtlichkeit ſeinen Bruder, (ſo, daß nachher das Sprüchwort, eine groſse Brüderliebe durch Liebe Ibrahims und Abdallahs ausdrückte) anders noch — — ſollte er bald lieben lernen.

Helim hatte eine Tochter — ſein Weib war ſeit Jahren ſchon todt — Balſora hieß ſie. Schön war ſie, wie die knoſpende Roſe, die ſich im milden Sonnenſtrahl entfaltet; ſchlank war ſie, daß ein junger Grieche ſie ſeine Artemis genannt hätte, und im vollkommenſten Ebenmaaß war ihr Körper gebaut — die perſiſchen Dichter hätten die Houris aus Muhameds Paradies in ihr zu ſehen gemeint, wenn es nur einem, ſie zu ſehen, gelungen wäre. — Sie verſprach viel, aber ſie leiſtete mehr, als ſie verſprach. —

In einem ſchönen Körper muß eine ſchöne Seele wohnen, ſagte der griechiſche Weiſe: und — hat ſein Ausſpruch auch bisweilen große Widerleger gefunden; ſo ſchien doch Balſora vorzüglich geſchaffen zu ſeyn, uns ein Beiſpiel von ſeiner Wahrheit zu geben. Ihr Geiſt durfte ſich ſeines Körpers nicht ſchämen; und ihr Körper konnte auf dieſen Geiſt ſtolz ſeyn. So gut Schönheit und Grazie der Seele in der Form eines ſchönen Leibes verſinnlicht werden können, ſo gut waren ſie es in dieſer Geſtalt: aber, auch hier bewies die Natur, daß ſie ſelbſt, wenn ſie durch ſinnliche Vollkommenheit geiſtige Vollkommenheit bezeichnen will, das Schickſal jedes andern ſchönen Künſtlers hat. — — Die herrlichen Anlagen ſeiner Balſora auszubilden, war ſonſt Helims eifrigſtes Geſchäft geweſen: er wollte ſie nicht nur alle üblichen Kenntniſſe ihrer Landsmänninnen, er wollte ſie mehr lehren, und ſie als ein Muſter weiblicher Bildung darſtellen. Nach der Ankunft der Prinzen war die Sorgfalt ihres Erziehers getheilt worden, denn Helim fand die neuen Ankömmlinge in ſeiner Familie, würdig, ſie als ſeine Söhne zu lieben; doch verlor Balſora durch dieſe Theilung der väterlichen Sorgfalt wenig — ſie hätte mehr verloren, wenn ſie unfähig geweſen wäre, durch eigne Beſchäftigungen, den ihr nun zum Theil entzogenen Unterricht zu erſetzen — ſie gewann, denn ſie bekam zwei Lehrer ſtatt Eines.

Die Prinzen hatten in den ersten Zeiten zuviel Beschäftigungen, als daß sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders, als auf Vater Helim, die Gegenstände der Natur und die Lehren der neuen Weisheit hätten hinlenken können. Balsora war, ihnen gleich, gegen alle Sitte des Morgenlands, sehr oft in ihrer Gesellschaft, fand in den Prinzen anfangs nichts weiter, als — Prinzen, und Theilnehmer am Unterricht und der Liebe ihres Vaters. Sie nahmen ein völlig gleiches Interesse an einander, welches so allgemein war, daß, wäre es so allgemein geblieben, wir nun keine Geschichte von ihnen erzählen und lesen könnten.

Abdallah hatte ein weiches Herz, der sanftern Eindrücke aller Art empfänglich — wie hätte er auch sonst auf den Gesang der Nachtigall horchen und Lieder machen können! — Er wäre zwar nie auf den Gedanken gefallen, daß seine Einsamkeit ihren so anziehenden Reiz bei ihm verlieren würde, wenn nicht der Wunsch in ihm erwacht wäre, Helims Balsora, seine Balsora nennen zu können. Doch sobald erwachte dieser Wunsch nicht — Jahre lang schlief er in seinem Herzen: aber desto lebhafter und mächtiger waren seine Träume. Er wußte sich das Behagen, das er an der Gesellschaft des schönen Mädchens fand, lange nicht zu erklären; aber doch verrieth er das Gefühl dieses Behagens nur allzudeutlich. Seine Liebe zu den Menschen, die sein gutes Herz keinem versagte, schien sich bei Balsora zu verdoppeln, und

ſogern er jede Gefälligkeit jedem, wer es auch war, der ihrer bedurfte, erwies, ſo ſchien bei ihr ſeine Bereitwilligkeit, ſein Eifer ihr zu dienen, auch wenn ſies nicht bedurfte, zwiefach williger zu ſeyn.

Seine fröhlichen Lieder auf den Auf- und Untergang der Sonne und den Tanz ihrer Strahlen über die funkelnden Wellen des Fluſſes, oder ſeine ſanften Klagegeſänge über den Schmerz der Nachtigall, wenn ſie eins ihrer Jungen verliert, — und über andre ähnliche Materien, — verſtummten, und lange wollte ihm kein Liedchen auf ſeine ſonſtigen Lieblingsgegenſtände gelingen, ſo daß er endlich ganz, Lieder zu machen, vergaß. Indeß fand er ſich viel fleißiger um Vater Helim ein, der ſeine getreueren Schüler, den Prinzen Ibrahim und ſeine Tochter, immer um ſich hatte. — Er ſaß mit ihnen im Zimmer — aber immer ſaß er neben Balſora, er gieng mit ihnen ſpaziren, aber nur neben ihr gieng er. Doch wandte er ſeine Rede nie an ſie, ſondern an Helim, oder an ſeinen Bruder — eben ſo machte es das Mädchen. Sah er ſie am Fenſter, ſo machte er ſich in dem Theil des Gartens, den ſie daraus überſehen konnte, unaufhörlich etwas zu ſchaffen: nur kam er dem Hauſe nie zu nahe, und wenn ers that, ſo ſchlug er doch nicht ein einzigmal die Augen nach dem Fenſter auf, ſondern, um zu ſehen, ob ſie noch da wäre, ſuchte er einen entfernten Strauch, und ſah daraus ungeſehen hervor. Sie — hatte gewöhnlich eine kleine Arbeit beim Fenſter, über die

die sie oft verstohlen hinwegblickte: erblickte sie ihn einmal nicht, so ruhten unwillkührlich ihre Hände und ihre Augen suchten ihn — kam er aber wieder aus seinem Busch hervor, dann arbeitete sie noch einmal so fleißig. — Dis Spiel wiederholten sie unausgesetzt alle Tage. — Waren sie beide im Garten, so wollten sie immer einander begegnen; kamen sie sich aber nahe, so suchten sie ängstlich Auswege, und Balsora gieng einen Nebengang zur Rechten, Abdallah zur Linken. So suchten und mieden sie sich täglich, und fanden ihr süßestes Vergnügen darin. Sehr selten sprachen sie einander — doch wenn sichs traf, daß ein kleines Gespräch nicht zu vermeiden war, so wurden beide roth, sahen zur Erde, und sprachen abgebrochen und einsilbig. — Hatten sie einen Gang miteinander zu gehen, so giengen sie oft ganz stumm, und suchten nach einem Gedanken, um ein Gespräch anzuknüpfen; oft hatten sie aber diesen Gedanken erst gefunden, wenn ihr Gang geendigt war. Doch hätten beide dis Vergnügen nicht für die lauteste, beredteste Gesellschaft hingegeben. Sie hatten beide keine klaren, oder entwickelte Vorstellungen von ihren Empfindungen: wie konnte also Abdallah in dieser Zeit seine Gefühle in Worte, in Sprache, in Lieder ergießen? Seine alten Gesänge gefielen ihm nicht, sie ekelten ihn fast an, weil sie mit seiner jetzigen Stimmung zu stark contrastirten; — neue konnte er nicht machen, denn wovon hätte er singen sollen?

Der weiſe Helim — hatte anfangs kein Arges daraus — nur fing er an, ſich zu wundern, daß der luſtige Herumſchwärmer, Abdallah, nun ſo ein ſtiller eifriger Zuhörer geworden; daß ſeine Zunge, die ſonſt ſoviel ſchwatzte, nun ganz verſtumt war; daß der junge Dichter nun von ihm keine neuen Lieder mehr verlangte, auch ihm keine mehr vorſang. Auch an ſeiner Balſora wollte er kleine Veränderungen bemerkt haben; — ſie war vergnügt, wie zuvor, ſie war noch vergnügter, aber nicht mehr luſtig. Daß er — denn er war ein feiner Menſchenkenner! — den wahren Grund errieth, ſteht ſehr zu vermuthen; aber er ſagte nie etwas davon, und wandte keine Mittel an, ihre aufkeimende Liebe in die Grenzen der Freundſchaft zurück zuführen, oder vielmehr, die engern Grenzen der Liebe zu erweitern. Es ſey nun, daß er zu ſeinen Grundſätzen und ihrer Philoſophie das gute Zutrauen hatte, die Liebe würde keine Macht über ſie haben — (denn wie oft kann Verliebe und ein kleines Vorurtheil auch den Weiſeſten irre führen!) — oder daß er glaubte, ihre Liebe nicht hindern zu dürfen, weil er mit Recht ſo ſtolz war, zu glauben, daß ſein Mädchen auch für einen Prinzen nicht zu ſchlecht ſey, oder daß er endlich ſo viel Liebe für den Prinzen hatte, ihm ſein Mädchen zu gönnen — kurz er blieb nichts weiter als — Zuſchauer. Noch weniger als dis war Ibrahim, — denn er, der kaum dem Namen nach, die Liebe kannte, der in Balſoren nichts, als eine Geſellſchafterin und Freundin ſah, ahndete nicht das geringſte, daß ſein Bruder mehr

an ihr finden könnte. — Da er aber seinen geliebten Abdallah, ausser in den Stunden des Unterrichts, noch seltner sah — (seine Beschäftigungen kennen wir!) — und also noch weniger seines Umgangs genoß, so machte er ihm einigemal zärtliche Vorwürfe darüber. Abdallah fiel ihm weinend um den Hals, bat um Verzeihung, versprach reuevoll Besserung, war den folgenden Tag eine ganze Stunde bei ihm, — bis er merkte, daß Balsora im Garten sey. — Jetzt verließ er ihn unter irgend einem ziemlich leeren Vorwande; und Ibrahim — las weiter in einem Buche, das neulich einer der größten Philosophen seines Reichs geschrieben hatte.

So lebte unsre kleine Familie, — entfernt von allem, was die menschliche Gesellschaft Uebels hat, im Genuß alles Glücks, das sie den Menschen nur gewähren kann. — Ihr Leben, wenn ich in einem Bilde sprechen darf, war eine lange Idylle, und jeder Tag war eine oft reizendere Geschichte, als Geßners Pinsel sie malen könnte. Sie lebten beneidenswürdig, aber unbeneidet, glücklicher als je eine Gesellschaft. Was wars auch Wunder! jeder genoß die Befriedigung seiner Lieblingsneigungen — und diese Lieblingsneigungen durchkreuzten sich nicht, sie liefen in parallelen Wellenlinien neben einander; Herz und Verstand aller, war hinlänglich und aufs reizendste beschäftigt. — Wer hätte nicht unter ihnen leben mögen!

Unsre jungen Freunde waren allmälich heran gewachsen — sie blühten in Gesundheit und Kraft, sie waren Zöglinge der sanften Freude. Balsora, war nicht mehr der knospenden Rose gleich, sie war die jung aufgeblühte Rose, die mit ihrem Duft das Herz des Menschen erquikt, der Schmuck und die Zierde des Gartens Gottes. Abdallah war der kraftvolleste, blühendste Jüngling geworden, den sich die Einbildungskraft unsrer Leserinnen nur schaffen kann. — Viel hatte ihm die Natur von des Weibes Sanftheit, mehr aber von der erhabenen Schönheit des Mannes gegeben, die jene nur wie durch einen dichten Flor durchschimmern ließ. Beider Verstand war ereflich ausgebildet, unverändert war ihr Herz geblieben, unverändert an Reinheit und Unschuld, unverändert in ihrer Liebe. — Das sonderbarste war, daß sie nie in vernehmlichen Worten sich ihre Liebe gestanden hatten, ob sie gleich die heißeste war, die je ein Herz erwärmt hatte. Sie vermieden es mit noch immer sichtbarer Bemühung, allein im Tannenwäldchen zu wandeln, oder im Zimmer allein zu seyn; — in der Gesellschaft ihres Vaters und Bruders nur waren sie beredt: — aber sie sprachen, in dem sie ihre Worte an einen von diesen beiden richteten, immer nur mit sich, und sie verstanden den Sinn ihrer Worte. — Waren sie indeß doch einmal allein, und so nahe bey einander, daß Stillschweigen hier offenbar mehr verrathen hätte, als jedes Gespräch; — so sprachen sie — von einer Lilie, die sie, oder er hatte — aber sie schenkten sich die Lilie nicht. — Sie hätten von allem

in der Welt mit einander ſprechen wollen, nur nicht von ſich; — indeß andre Liebende von nichts anderm in der Welt, als allein von ſich ſprechen. Aber ihre Herzen waren einverſtanden, ſtillſchweigend hatten ſie ſich das feierlichſte Bündniß der Liebe zugeſchworen, das je geſchworen wurde.

So lebte Balſora, als eine blühende Roſe, die ſich unter dem Schatten eines kleinen Gebüſches birgt, die ſich ihrer kleinen Welt freuet, und ſich nicht kümmert, was auſſer ihrem Plätzgen im weiten Garten vorgehe. Aber nicht ſo unbekannt war ſie, als ſie zu ſeyn wähnte. Sie, deren Herz ſich wenig um Hof und groſſe Welt kümmerte, war unverſchuldet der Gegenſtand des Hofgeſprächs — und zu ihrem Unglück auch der Hofbewunderung geworden. Davor ſie zu ſchützen, ſie nicht für des Monarchen Harem, oder gar für das ſtolze Diadem einer Sultanin zu erziehen, war ſtets des weiſen Helims Abſicht geweſen — überzeugt, daß ihr künftiger Gatte, hülle er ſich in Leinen oder in Purpur, ſättige er ſeinen Magen mit Brodt und den Früchten ſeines Gärtchens, oder kühle er ſeinen Gaumen mit des weiten Arabiens Seltenheiten, — an der Seite ſeiner Tochter, ein glücklicher Mann ſeyn werde, wenn er nur ein fühlend Herz hätte. Er hatte ſie gebildet, daß ſie zwar einen Thron ſchmücken konnte — doch daß ſie lieber ihm entſagen würde, um dem Geliebten ihres Herzens, — der allein von ihr, und durch den ſie allein beglückt werden ſollte, in eine ländliche

Ein-

Einſamkeit zu folgen. Dieſen Mann hatte ſie nun gefunden. — Die Zukunft fürchtete ſie nicht, denn zu reizend war ihr die Gegenwart und unerkannt wohnte die Liebe in ihrer Seele. — Abdallah hatte Vater und Reich vergeſſen — er hätte gewünſcht, Perſiens König zu ſeyn, aber nur, um ſeine Balſora als Königin zu ſehen, und mit ſeiner Liebe ihr zugleich das Diadem darzubieten, wenn ſie das verlangt hätte. — Aber lieber würde er des Throns vergeſſen haben, um allein im ſeligen Genuß ihrer Liebe leben zu können: — doch er durfte des Throns nicht vergeſſen, er hatte und machte keinen Anſpruch auf ihn. Auch er fürchtete die Zukunft nicht, denn zu reizend war ihm die Gegenwart — er ſorgte nicht, wie ſich ſeine ſtumme Liebe auflöſen würde, denn er hielt ſie für kein Räthſel, er fürchtete kein Nein auf die Erklärung ſeiner Neigung, denn er dachte nicht darauf — — ſie zu thun; — er fürchtete keine Störung ſeiner unſchuldigen Freude von auſſen, denn er war von Vater Helims und ſeines Bruders Liebe überzeugt. So lebten ſie beide im ungeſtörten Genuß der Gegenwart — und dachten nichts als ſich — dachten alſo nur gute Menſchen, und herzliche Theilnehmer und Schöpfer ihres Glücks.

Aber bald ſollte ſich ihr kleiner Kreis von Menſchenkenntniß auf Koſten ihres unſchuldigen Herzens erweitern. —

Osmin, ein Mann, den Gleichheit verderblicher Gesinnungen, zu des Tyrannen Freund gemacht hatte, der über den Leichnam eines rechtschaffenen Greises bis an des Thrones Stufen getreten war, und dem das Ungeheuer auf dem Thron die Hand reichte, nicht weil es ihn liebte, — denn nie bezeichne dieses Wort die Verbindung zweier Böswichter — sondern weil er in ihm den Mann nach seinen Absichten fand — war der zweite des Reichs, Alraschids Grossvizier, sein vertrauter und Ausführer seiner geheimen Plane, der mit des Königs Geschäften so viel zu thun hatte, daß er an die Geschäfte des Staats nicht denken konnte.

Alraschid gedachte selten seiner Söhne, doch vermehrte jedes Jahr seine Besorgnisse, Ibrahim möchte Kraft und Muth in sich fühlen, dem Reiche einen Regenten, statt eines Wüthrichs zu geben. — Doch hatten Helims Nachrichten seinem Argwohn viel Kraft genommen, und er freute sich — blos weil er dis für das kräftigste Mittel seiner Sicherheit hielt — wenn er hörte, Ibrahim sei in die Tiefen der Weisheit eingeführt, wenn die Dichter — die etwas von des Prinzen Beschäftigung gehört hatten — ihn in ihren Hymnen und Panegyriken als den ersten Weisen des Morgenlands, und die Sonne salamonischer Weisheit priesen. — Die Zerstreuung, in der ihn weislich Osmin um seiner selbst willen erhielt, zog ihn überdis von solchen mismuthigen Reflexionen ab — doch konnte es wohl geschehen, daß in leeren Stun-

den bei dem Gefühl seiner Unwürdigkeit — das keiner, der seinen Plaz schändet, ganz verleugnen kann, — ihm der Gedanke an seine hofnungsvolle Söhne aufs Herz fiel. In einer dieser unglücklichen Stunden — fand Osmin seine Stirne ungewöhnlich umwölkt — er stuzte ob dem ungewohnten Anblick — fürchtete, daß die Bubleerin der Nacht des Unmuths Anlaß ihm gegeben, oder daß etwa eine Zurückerinnerung an Reich und Regierung, ihm das Herz gerührt und die Ahndung des unglücklichen Zustandes seines Volks ihm die Seele bewegt habe. Aber nichts von alle dem durfte er fürchten. Alraschid hatte blos einen Rückfall seiner alten Krankheit, der dismal ihn heftiger angriff — den sein kluger Arzt doch nicht hatte verhindern können.

Alraschid. Gut daß du kommst, Osmin! — ich habe Grillen, furchtbare Grillen. —

Osmin. Der Geist meines Königs ist unermüdlich, sich selbst zu beunruhigen, indeß die Welt sich bestrebt, Ihm schon hier die Freuden des Paradises zu verschaffen.

Alraschid. Was vermag die Welt! — Osmin — ich will allein seyn. —

Osmin. Wenn das Bestreben des treusten Knechts etwas vermag —

Alraschid. Befiehl, daß keiner es wage, mich hier zu stören — Du kommst bald zurück. —

Osmin ging — die Höflinge stuzten ob dem Befehl — und flüsterten sich ihre weisen Vermuthungen über des Königs ungewöhnlichen Hang zur Einsamkeit zu; sie waren aber viel zu listig, als daß sie die wahre Ursach hätten vermuthen können. — Osmin gieng zurück und die Vermuthung verwandelte sich in Bitterkeit, gegen den einzigen Vertrauten des Königs. —

(Osmin kommt zurück.)

Alraschid (noch im stillen Nachdenken). Ja — Du sollst meinen Willen ausführen. — Aber — dein Kopf steht auf dem Spiel. —

Osmin. Ich werde mein Leben gern im Dienst meines Königs aufopfern, nicht aber wegen Verletzung irgend einer aufgetragenen Pflicht.

Alraschid. Nun so höre! Ibrahim tritt heut in sein neunzehntes Jahr — ich weiß es genau, habe mitten unter den Freuden meines Hofs meine Rechnung fortgesezt — der Knabe war mir schon so vieler Anlaß zur Sorge — sollt's der Jüngling nicht noch mehr seyn?

Osmin. Doch noch der alte Kummer! O mein gütiger König, Du plagst Dich mit einem

Gespenst der Einbildungskraft, das nie Würklichkeit werden wird! — Ibrahim ist entfernt von allen zu kühnen Ansprüchen — und das Volk segnet deinen Zepter.

Alraschid. Gut! daß du daran mich mahnst — Gestern kam unser Sklav früher von seiner Kundschaft zurück — er stand an der Thüre des Harems — und ich selbst lies mir dismal seine Nachrichten bringen (der Vezier entfärbt sich) — Sein erstes, was er mir sagte, war, das Volk wünsche sehr den Prinzen einmal zu sehen — man raune sich ins Ohr, er sey ermordet — — Ich wollte weiter nichts hören. —

Osmin. Leeres Geschwäz, großer König! womit sich der Pöbel eine müßige Stunde vertreibt: — bei dem geringsten neuen Anlaß wird er den Prinzen vergessen.

Alraschid. O gieb ihm diesen Anlaß bald. — Ich weiß nicht, warum seit einigen Jahren mir das Volk so furchtbar ist. — Ich muß das Gespenst von mir treiben, und sollt ich Ströme von Blut vergießen. — Fordre, Osmin, jede Summe die du brauchst, meinen Hof durch unaufhörliche Feste glänzend zu machen. — Schaffe mir Weiber! ich will dem Vater seine Tochter abkaufen, oder laß sie ihm stehlen — laß Vater und Bräutigam ermorden — wenn sie mir helfen kann — ich will sie auf meinen Thron setzen, wenn sie ohne dis nicht Mein seyn will. Osmin, Osmin schaffe mir Ruhe. —

Osmin. Möchten sich doch diese furchtbaren Phantasien der Einbildungskraft, von den reizenden Bildern der Gegenwart vertreiben lassen! Wer würde hier Anlaß zu der quälenden Unruhe finden! Umringt von den treusten Dienern, umgossen von den entzückendsten Vergnügungen jedes Sinnes, von den glänzendsten Festen, gefeiert von einem anbetenden Volke. — —

Alraschid. Stelle in den Hintergrund deines Gemäldes einen Thronfolger, der den Dolch auf den Vater gezückt hat, um ihn zu strafen, daß er nicht gegen ihn als Säugling den Dolch schon zückte. —

Osmin. Wenn Du, mein großer König! nicht Dein Vertrauen auf die sichern Nachrichten Deines Knechts setzen willst — sollte nicht vielleicht ein Besuch, den der gütige Vater seinem Sohn in der Einsamkeit schenkte, das kräftigste Mittel seyn, den König von seiner Krankheit zu heilen? Er würde dann selbst sehen, wie wenig Anlaß Er zu diesen Besorgnissen habe.

Alraschid. Vielleicht — Ja ich will Helim überraschen — nicht in dem Glanz eines Königs, sondern ohne Gefolge — du allein begleitest mich; — aber finde ich in dem Prinzen nur die kleinste Anlage zum Rebellen — hat er sich etwa in der Gegend furchtbar — oder, noch schlimmer! — gar beliebt gemacht, tritt er mir nicht als ein Sklave unter die Augen — verräth er

nur unwillkührlich einigen Trotz oder Herrschsucht — so bring ich seinen und Helims Kopf von meiner Wanderung zurück — ich will sie hier im Zimmer anheften lassen, und sie sollen die Hüter meiner Ruhe seyn.

Osmin. Vielleicht hat dieser Besuch noch heilsamere Folgen für die Zufriedenheit meines Königs.

Alraschid. Wie meinst Du das Osmin?

Osmin. Mein Kundschafter, den ich auf Helims Landgut halte, hat mir berichtet, daß Helim eine Arznei für den König habe, die ihre Würkung nicht verfehlen wird.

Alraschid. Ja, ich habe schon oft an Helim gedacht, — er ist der Erste meiner Aerzte — aber ich habe ihm nicht getraut! er erzieht meine Söhne. — Doch, ich will's sehn! — Laß aufs schleunigste die Anstalten zu unsrer Abreise treffen. — Nein, mache sie selbst — und beobachte über meine Abwesenheit das tiefste Stillschweigen. Gieb eine plötzliche Krankheit vor, die Thüren meiner Zimmer sollen verschlossen bleiben — und das Volk soll ein dreitägiges Fasten für meine Gesundheit halten. Geh! —

(Scene in Helms Garten.)

Balsora. Und Du glaubest würklich, mein Prinz! daß man blos durch sich selbst glücklich seyn könne? Sollten nicht die äußern Umstände vielmehr die Ursache unsrer Zufriedenheit oder Unzufriedenheit seyn? wärs auch nur deswegen, weil man von Jugendauf gewöhnt ist, sie dafür zu halten.

Abdallah. Du hast wohl recht, meine Liebe, daß die Umstände viel thun, unsern Willen zu bestimmen: allein ich möchte sie doch gern immer nur als den Anzug betrachten, der — ich mag ihn so oft wechseln, als ich will — mich und meine Gestalt nicht verändert.

Balsora. Doch! — Wenn Du nur das Unterkleid anhast, lieber Prinz! schimmert die Gestalt Deines Körpers mehr hindurch, als wenn Du das Oberkleid noch drüber gezogen hast. — Woher käme denn wohl die Verschiedenheit der Gesinnungen der Menschen, als von ihrer verschiednen Lebensart, von ihren Arbeiten, die ihnen mehr oder weniger erlauben, ihren Geist auszubilden, — kurz, von äussern Umständen.

Abdallah. Aber doch giebts ungebildete Fürsten, und oft sehr gebildete Handwerker.

Balsora. Das sind Ausnahmen, lieber Prinz!

Abdallah. Wenn aber der Ausnahmen mehr, als der Fälle in der Regel wären? Doch nein, das will ich nicht sagen. Aber, wenn Deine Meinung richtig wäre, liebe Balsora; wie' stünd' es um den freien Willen des Menschen? Und dann, kennst Du nicht Viele, die unter allen Freuden der Welt sehr unglücklich, und andre, die unter ziemlich großen Leiden beneidenswerth sind?

Balsora. Ueber den freien Willen will ich nicht mit Dir zanken,, mein Prinz! allein auch das Zweite scheint mir nicht ganz richtig. Wenn wir unter den Freuden der Welt unglücklich sind — so sind sie uns keine Freuden — wir sind ihrer entweder schon überdrüssig oder ein innerer Kummer ist so stark, daß sie keine Würkung auf unser Herz haben können — oder —

Abdallah. Still meine Freundin — das ist's eben, was ich meine! Es ist etwas in uns — nenne es Principien, Herz — wie Du willst — das von allen äußern Umständen unabhängig ist, das uns im Unglück heiter und im Glück traurig machen kann. Ich, zum Beispiel, würde gar nicht traurig seyn, wenn ich die Nachricht bekäme: ich sollte auf ewig dem Glanz meiner Geburt entsagen, und hier — — oder in einem unbekannten ländlichen

Wohnsitz meine Tage verleben. Ich würde glücklich seyn, durch mich selbst —

Balsora. Das ist sehr heldenmüthig gesprochen! — aber wenn Dein Vater Dich in eine wüste unfruchtbare Gegend setzte, ausgestoßen von aller menschlichen Gesellschaft — wenn Du da durch unablässige Arbeit aus dem undankbaren Boden kaum Brod Deinen Hunger zu stillen, gewönnest!

Abdallah. Nein nein! ich habe unrecht — zur Arbeit, auch zur härtesten, wollte ich gern mich gewöhnen, den Hof meines Vaters gern vergessen — aber ohne alle Gesellschaft — nein wenigstens Vater Helim und —

(beide schweigen und erröthen)

Balsora. (springt auf) Da ist noch meine Rose — ich muß sie brechen — sie ist so schön! —

Abdallah. — ich habe sie übersehen — keine schönere —

Balsora. Mein Vater scheint mich zu suchen. Lebe wohl, lieber Prinz.

(sie eilt fort, und läßt die Rose fallen.)

Abdallah. (der sie aufhebt und küßt) Ach, ohne Dich göttliche Balsora — wo hätt' ich ein Glück? — Wie Menschen sind doch wohl von den Umständen abhängig!

Der König kam an auf dem Landgut Helims, das so lange es stand, wohl noch keines Königs Gegenwart beehrt hatte.

Von Helims und Balsorens Erstaunen und der Prinzen Erschrecken, erzählen wir nichts: die Einbildungskraft wird es jedem unsrer Leser vormalen — und die Schilderung von dergleichen Scenen, ist alltäglich genug. Der Besuch fiel ganz zum Vergnügen des Königs und des Ministers aus, und er war reich an mannichfaltigen Ereignissen. Der König fand seine Prinzen nach Wunsch — denn Ibrahim, — zwar voll Mannskraft und mit allen Talenten eines Königs ausgerüstet — aber auch mit einem Herzen, das für Liebe zur Weisheit brannte und voll Ehrfurcht gegen seinen Vater war. Es gehörte viel dazu, den Mann voll Argwohns einigermaßen zufrieden zu stellen: und doch vermochte es Ibrahims Betragen und Helims Zeugniß. Weniger als auf Ibrahim, war seine Aufmerksamkeit auf Abdallah gerichtet — denn — so widernatürlich es auch bei einem Charakter, wie Aleaschids, scheinen möchte — er glaubte von ihm weit weniger zu befürchten zu haben, weil er, als der jüngere, keine Ansprüche auf den Thron hätte. Er tröstete sich damit; — und bedachte nicht, daß wenn sein Sohn würklich herrschsüchtig wäre, er keiner rechtlichen Ansprüche bedürfe, ein Wetter gegen ihn zu erregen, das um so fürchterlicher geworden wäre, weil das Volk jeden gesegnet hätte, der sich gegen den Tyrannen an ihre Spi-

ge gestellt hätte. Doch er befand sich wohl bei seinem Troste — und von seinem Volke glaubte er nichts Böses befürchten zu dürfen, nicht weil es ihn liebte, sondern weil es vor ihm zitterte.

Von dieser Seite war also der königliche Besuch keinem der Prinzen gefährlich Leider aber sollt' ers auf einer andern Seite werden, von der sie nichts gefürchtet hatten, weil sie gar nicht daran dachten, etwas befürchten zu müssen. Der König hatte Balsoren gesehen. Ihre sanfte Schönheit hatte — vielleicht der bloßen Neuheit wegen — sein Herz gerührt; doch um richtiger zu sprechen — seine Begierden entzündet. Osmin freute sich, den König in dieser Leidenschaft zu sehen. Denn dies war seine Absicht, da er zum Besuch rieth; dies war die würksame Arznei Helims gegen den Kummer des Königs. Sie würkte stark — und der Minister hatte auf lange Zeit die tröstliche Aussicht, daß der Patient keinen Rückfall vom Regierungskummer bekommen würde.

Osmin war ein schlauer Kenner des menschlichen Herzens; und ein solcher Minister wie er, und eine Maitresse — müssen das Herz kennen, wenn sie sich lange erhalten wollen.

Er bemühte sich, die Aufmerksamkeit des Königs besonders auf den Zustand der Prinzen zu lenken, und ihm zu beweisen, daß er auf immer alle seine Besorg-

nisse

niſſe vertreiben müſſe. Zwar unterbrachen des Königs Betrachtungen über Balſoren oft die gründlichen Beweiſe des Miniſters; zwar bemühte ſich jener, ſeine allzuzärtliche Beſorgniß für ſeine Geſundheit, durch die aufrichtigſten Verſicherungen ſeines Wohlbefindens zu widerlegen — doch wollte der ſchlaue Osmin nicht von der Schönheit Balſorens zu ſprechen anfangen, vielmehr rieth er dem König, da der Entzweck ſeiner Reiſe erreicht ſey, wieder in ſeinen Pallaſt und in die Arme ſeines Volks zurückzukehren.

Er kehrte zurück — aber ſein Herz blieb bei Balſoren.

(Zimmer des königlichen Pallaſts.)

Alraſchid. (allein) Ha, wie ekelt mir jede meiner ſonſtigen Freuden an! — ich glaubte, mir den Frieden meiner Seele bei Helim zu holen, und ich bin unruhiger als zuvor, zurückgekehrt —

O ich glaubte alle Schönheiten der Welt in meinem Harem vereiniget zu haben, — und ein Mädchen in einem Winkel meines Landes beweiſt mir, ich ſey ein eitler Praler! —

Solch eine blendende Weiße — ſolche Anmuth im Blick — ſolch ein Feuer im Auge — ſolcher Reiz in jeder,

der, auch der kleinſten Bewegung — ſolche hinreiſſende Weiblichkeit — ſah ich noch nie! — Und ich muß ſie ſehen, da ſchon dies Haupt der grauen Haare ſo viel zählt, ſchon die Kraft aus meinen Nerven gewichen iſt! —

Sie muß mein werden! —

Aber warum zauder' ich? — woher hier dieſe ungewöhnlichen Beſorgniſſe? Noch nie koſtete mich der Beſitz eines Mädchens ſo viel Ueberlegung — noch nie war ich ſo unruhig — iſts doch, als nähme mein Herz an ihr Theil —

Ich will ſogleich Befehl geben, daß man ſie hieher bringe — vielleicht kommt ſie gern? — und wenn ſie nicht wollte, — — ſie ſoll mit Gewalt von ihrem Vater geriſſen werden — ſie ſoll — —

O was will ich? Nein — hier verabſcheue ich alle Gewalt — ſie ſoll — ſie muß ohne Zwang zu mir kommen. —

Sie allein kann mich glücklich machen. —

Wie — wenn ich ſie auf Perſiens Thron ſezte? — Herrlich müßte auf ihrer edlen Stirn, das Diadem glänzen! — o ſie würde ein ſchönerer Schmuck meiner Krone ſeyn, als die Diamantne Kette, um die auch die Völker des Erdbodens neiden. —

Ja sie soll mein Weib werden! — für sie allein will ich leben — sie soll das Ende meiner Tage mit Rosen bestreuen: — ich wandelte ja bisher immer unter Dornen! — Persien und mein Herz sollen ihre Reiche seyn — sie soll meine Seele sanft machen. —

Ach mich haben so lange Jahre die Stürme meiner Leidenschaften umher getrieben: — sie wird mich endlich in den Hafen der Ruhe einführen. — — Aber das Spötteln des Hofs — das mühsam unterdrückte Murren meiner Minister — die verzogene Miene des Spotts, die ihnen unter den Glückwünschen entwischt — vielleicht auch die Unzufriedenheit des Volks! — —

Was kümmerts mich! — Wer wagt es, mir zu widersprechen! Bin ich nicht König? —

(Er ruft *) — ein Sklave kommt.)

Osmin!

(der Sklave ab — Osmin tritt ein.)

Osmin. Ich bin so glücklich, gütiger König, — die gute Nachricht zu bringen, daß Deine Befehle wegen der neuen Auflage, — zwar nicht ohne Murren —

Alraschid. (geht stillschweigend auf und nieder, Osmin geräth in Verlegenheit) Ist deine Zeitung zu Ende? —

Osmin.

*) Die Persische Sitte ist zwar, in die Hände zu klatschen, allein zu abstechende Sitten müssen bei einem Gedichte höchstens — in einer Note bemerkt werden.

Osmin. Die Anklage ist also —

Alraschid. Aufgelegt! — was brauchts erwähnt zu werden! Nur weiter!

Osmin. Der Statthalter von Balsora sendet Dir zwei der auserlesensten Schönheiten Circassiens. —

Alraschid. Balsora? wie? —

Osmin. Und diesen Brief. —

Alraschid. (nimmt den Brief und legt ihn weg) So? — laß sie in den Harem führen. —

Osmin. Willst Du sie nicht sehen?

Alraschid. Nein! (Osmins neugierige Besorgniß steigt sichtbar) Weiter hast Du doch nichts?

Osmin. Nichts von Belang! — Aber mein theurer König, Du bist in ungewöhnlicher Bewegung. —

Alraschid. Nein! — doch wär's möglich! —

Osmin. Und diese Unruhe scheint erst nach dem Besuch —

Alraschid. Du räthst nicht übel! — Ja Osmin, Du bist meines Vertrauens werth — Höre meinen Entschluß — (leiser) Balsora wird Königin! —

Osmin. Königin? — Bal —

Alraschid. Balsora wird Königin! — Woher dis Erstaunen? — es scheint dir doch nicht unglaublich?

Osmin. Unglaublich beinahe! — wenn ich nicht etwa glaubte, daß mein König sich einen Scherz mit seinem Knecht —

Alraschid. Osmin! hast Du mich wohl schon in solchen Fällen scherzen sehn!

Osmin. Daß ein vorübergehender Einfall —

Alraschid. Du irrest! — Deine Schlauheit möchte Dir vielleicht hier einen üblen Dienst spielen! — Helims Tochter gefällt mir — sie ist die Krone der Mädchen — und sie soll mein werden. —

Osmin. Das soll, das muß sie, wenn ihr König befiehlt: aber warum gerade die Vermählung? —

Alraschid. Das begreifst Du nicht? — Sieh', ich merke, Du wirst meine Gründe hören wollen — ich will sie Dir in zwei Worten sagen, Ich will!

Osmin. Der wille meines Königs ist immer der weiseste — und ich wage es nicht, ihm zu widersprechen — Aber —

Alraschid. Schweig! und merke dir, daß mein Wille kein Aber duldet — Laß ihn sogleich durch einen Herold verkündigen — auch gieb den Statthaltern Befehl, zum Beilager, zum Schmuck der

königlichen Braut die gewöhnlichen Auflagen zu machen — Du aber reise sogleich auf Helims Landgut, und hole den Vater und die Braut ab! — Doch laß den Vater bei den Prinzen! seinen Dank will ich einandermal annehmen. Ich bin diesen ausgezeichneten Lohn seinen Verdiensten schuldig! Geh! und beschleunige deine Ausführung.

(Laube in Helims Weinberg.)

Helim, — Balsora — die Prinzen.

Helim. Nun ruhet aus, meine Kinder! der übermäßige, zu anhaltende Genuß göttlicher Weisheit, ist eben so schädlich, als übermäßiger Genuß süßer Speisen. Wir wollen jezt in der Kühle der Bäume spaziren gehen, und uns mit traulichen Gesprächen unterhalten.

Ibrahim. Ach Vater, ich wollte Dir Tagelang unverwandt zuhören — und eben jezt wär es mein eifrigster Wunsch, Du möchtest fortfahren. —

Abdallah. Du meinst doch nicht, daß wir ermüden?

Helim. Sagt' ich euch nicht so oft, meine Kinder! man müsse immer vor der Ermüdung, dem Genuß der Freude Schranken setzen? — Was ihr für wunderliche Kinder seyd! wollt in der Wissen-

schaft

ſchaft die höchſten Stufen erklimmen, und ſteht in der Ausübung noch auf der unterſten! —

Balſora. Lieber Vater, Du willſt uns nicht lehren, und Du haſt uns eben das Beſte gelehrt!

Ibrahim und Abdallah. Verzeih uns Vater! (Sie umarmen ihn.)

Helim. Ihr lieben Kinder! — So kommt! ich will euch — ſo lang mir das Reden im Gehen nicht beſchwerlich wird, aus meiner Jugend etwas erzählen. Ich verjünge mich immer, wenn ich daran gedenke — es iſt mein liebſter Traum — meine ſüßeſte Betrachtung — und die Tage ſelbſt, die ich euch ſchildern werde, ſind die glücklichſten meines Lebens, — wenn ich die jetzigen ausnehme — — Reicht mir euren Arm!

(Ibrahim und Balſora faſſen den Greis — Abdallah geht an Balſorens Seite, und ergreift in der Freude ihre linke Hand, Balſora — auch in der Freude! — läßt ſie in ſeiner Rechten ruhen, — und ſie ſoll ihm — auch blos in der Freude! — keinen zärtlichen Druck ſchuldig geblieben ſeyn.) —

Ich will euch von meiner Almara erzählen, von deiner Mutter, meine Balſora — wie ſie einſt war, wie du; und wie ich ſie kennen lernte. Wie könnte ich des göttlichen Tages vergeſſen! — Auch euch wird vielleicht einſt ein ſolcher Tag erſcheinen, und dann denkt meiner, meine Kinder!

(Abdallah zog hier unwillkührlich seine Hand aus Balsorens Hand, und wischte sich eine Thräne ab, die sich eben aus seinem Auge stahl — — den Blick Balsorens, als sie in ihrer Hand die abgewischte Thräne fühlte, wer vermag ihn zu malen!)

Mein Vater sandte mich eines Tages in der Frühe nach Ispahan zu einem seiner Freunde. Ich schlenderte gemächlich durch den Wald — freute mich, wenn ich die heraufkommende Sonne durch den langen gehauenen Weg blitzen sah, und suchte bisweilen Kräuter, die am Wege standen, und dachte über ihren Gebrauch. — Auf einmal erblickte ich einige hundert Schritte vor mir eine Gestalt, die einsam auf dem Wege dahin gieng — Aber, Kinder, da sind wir bei einer Rasenbank, wir wollen uns setzen: bei der Art Gefühle bin ich zum Gehen zu schwach! — — (sie setzen sich) Aber hört ihr auch meine Erzählung gern? —

Abdallah. Ach Vater, das sagt dir wohl unser Schweigen. —

Balsora. Was könnt' ich wohl lieber hören, als von meiner Mutter. —

Ibrahim. Auch ich bin so froh bei Deiner Geschichte. — —

Helim. Nun, das freuet mich! — Ich dachte, sieh! da findest du einen Reisegefährten, und gieng schneller. — Ich kam näher, — das Mädchen hatte ein weißes Gewand an, das sanft im Winde flatterte; — ich hörte — sie sang ein Lied auf den

schö-

ſchönen Morgen — ſie ſang ſo ſchön, ſo ſchön, daß ich auf die Vögel böſe war, daß ſie mitſangen; horchte — gieng immer leiſer, bis ich zulezt unvermerkt ſtill ſtand — und ſie ſchon ſo weit war, daß ich nichts mehr hören konnte. Aber ich glaubte noch ihre Stimme zu hören. — Endlich merkt' ich daß ich ſelbſt ſchuld ſey: ich ſah ſie nur noch ganz in der Ferne im Glanze der Sonne wandeln, denn ich mochte ziemlich lange geſtanden haben. Ich gieng ſchneller — und holte ſie bald ein — ſie ſang nicht mehr — und ich faßte ein Herz, bis zu ihr hinzugehen — ich überlegte vorher fleißig, was ich ihr Schönes ſagen wollte. Weil ich aber viel Muth brauchte, an ſie heran zu gehen; ſo ſchritt ich zu ſtark, und da ich noch drey Schritte von ihr war, ſah ſie ſich zu meinem Unglück um. — Ich ſah ihr Geſicht — Himmel! wie ſchön war es! ſo ſchön wie ihr Wuchs — ich kann euch mein Gefühl nicht beſchreiben: aber das weiß ich, daß alles dahin war, was ich ihr ſagen wollte. Ich ſtand unbeweglich, — ſie auch. Plözlich überliefen ihre Augen meine Geſtalt — dann ſenkte ſich ihr Blick zur Erde und ſie erröthete. Meine Wangen mögen auch geglüht haben! Ich fühlte, daß es unſchicklich ſey, ſie nicht anzureden — und hätte doch um aller Welt Schäze willen nichts vorbringen können! Ich fing endlich an, einige Worte zu ſtammeln — ich weiß aber nicht mehr, was ich maz geſprochen haben

ben — indeß ermannte ſie ſich — und erlaubte mir mit freundlicher Schüchternheit mit ihr zu gehen. Wir giengen eine lange Streke und ſprachen kein Wort — ich wagte es nur zuweilen, ſie verſtolen anzublicken, und ärgerte mich über meine Schüchternheit. — Endlich fragte ſie mich leiſe: wo ich hingienge?

Nach Jspahan, ſagte ich.

Das iſt auch mein Weg! — antwortete ſie und wir ſchwiegen wieder. — Nach und nach wurd' ich kühner, da wir doch wenigſtens ein paar Worte geſprochen hatten, und lobte ihre Stimme. Sie ward wieder roth, und fragte ſchüchtern: Ob ich ſie denn gehört hätte? Frölich ſprach ich Ja! Und bat ſie —

Jbrahim. Vater! dort kommt ein fremder Mann.

Abdallah und Balſora. O Nein, o Nein! es iſt wohl der Gärtner. (Beide waren unwillig über die Störung einer Erzählung, an der ihr Herz ſo innigen Antheil nahm, bei der ihre Seelen zuſammenfloſſen.)

Helim. Faſt deucht es mich auch, es iſt ein Fremder — aber woher dieſe ſeltne Erſcheinung in unſrer Einſamkeit?

Abdallah. Es iſt Osmin; der Begleiter meines Vaters. —

Balſora. Gott! was wird der wollen?

(Osmin tritt zu ihnen)

Osmin. Heil und Segen von Allah und dem Propheten über den weisen Helim. Ich komme als Botschafter des Königs; Dir seine Gnade und Huld zu verkünden — Heil auch Dir Balsora, Du Krone Persiens.

Helim. Ich erstaunte über deine Erscheinung, noch mehr erstaune ich über deinen Gruß. —

Osmin. Verzeih, wenn ich zu wenig der schuldigen Ehrerbietung —

Helim. Du wirst mir noch räthselhafter — kommt in mein Haus, und erdine mir da den Willen meines Königes — Kommt mit Kinder! (sie giengen mit furchtsamer Erwartung.)

Osmin eröfnete ihnen mit vieler Kunst den Willen des Königs — lange hielt er ihre Erwartung hin: er ließ sie erst in quälender Ungewißheit tausenderley, und, wie natürlich, tausenderley Böses ahnden; er sprach erst von der Unabänderlichkeit seines Auftrages, und des königlichen Willens; ehe er diesen Willen selbst bekannt machte: und das alles that er mit einer so zweydeutigen Miene, daß nach dieser zu schließen, sein Auftrag eben so böse, als gut seyn mußte. Da er endlich merkte, daß Balsora angstvoll zitterte, sagte er mit entzücktem Hindingston — sie sey bestimmt, Alraschids Gemalin zu werden — nicht fern vom Hause warte auf ihre

Be-

Befehle die prachtvolle Begleitung, sie in die Arme des Königes zu führen.

Da sank Balsora mit einem Schrei in Ohnmacht — Abdallah sah, hörte nichts mehr als sie: und stürzte über sie hin — „Ach Balsora — sie stirbt! —"

Osmin verbarg unter theilnehmender Betrübniß, die Freude, seinen Anschlag glücken zu sehen. Denn noch nie war ihm ein Entschluß oder eine Grille des Königs so widrig gewesen, als die, Helims Tochter auf den Thron zu setzen. Er fürchtete von Balsorens Schönheit und von Helims Weisheit nichts geringers, als Verstoßung von des Königs Person und dem Ruder des Staats, das er und sein Anhang bisher allein führten.

Helim! Osmin ich bitte, ich flehe Dich, verlaß uns, daß Dein Anblick mein Kind nicht tödte! — Habe Mitleiden mit einem gebeugten Vater, ach! was könnte mir größers entrissen werden, als das Einzige, was ich habe!

Osmin. Du kannst, von meinem gerührtesten Mitleid überzeugt seyn: ich klage mich selbst an, daß ich der unschuldige Urheber dieses Zufalls bin. Was aber soll ich meinem König von dem weisen Helim sagen?

Helim. Sage ihm, was Du gesehen hast! die Gnade des erhabensten Königs war für mein Kind ein Blitzstrahl, der sie zu Boden warf; — ihr Herz, das nicht nach Glanz der Ehre strebte, war zu gewaltsam an-

gegriffen worden; Dein Antrag hat so etwas Schreckliches, so über alle Maaßen Ehrenvolles, daß ihre Seele ihn nicht fassen konnte: auch ich bin noch ganz betäubt, so betäubt, daß ich den schuldigen Dank meinem König zu sagen vergesse. Mein Herz ist zu voll — noch zwischen der Sorgfalt für meines Kindes Leben und dem Gedanken an Ehre, den ich kaum mehr kenne, getheilt: mein König wird mir nicht zürnen —

Osmin. Rechne auf meine Fürsprache! — meine Verwendung! aber —

Helim. Ich danke Dir, ich bin rein von aller Schuld: der Schuldige nur bedarf der Fürbitten.

Osmin. Aber die Antwort auf meinen Auftrag? —

Helim. Bringe ich morgen selbst vor die Stufen des Throns. Jetzt fordert die Vaterpflicht — selbst die Pflicht gegen meinen König, Sorgfalt für das Leben dieser Armen —

Osmin. Ich gehe — mit einem Herzen voll Mitleids — und den feurigsten Wünschen für die Genesung meiner künftigen Königin. (ab).

Balsorens Zustand war gefährlich; er ward es noch mehr, da sie aus der langen Ohnmacht erwachte,

und

und ihren Abdallah mit thränenden Augen, mit gerungenen Händen an ihrem Lager ſtehen ſah, und den Gedanken der ſchrecklichen Trennung, der Verbindung mit einem gefühlloſen König, als dem Vater ihres Geliebten dachte. — Abdallah wich nicht von der Seite ſeiner lieben Kranken; ſie, wünſchte nicht, daß er ſie verlaſſe, doch wurde ihr leidendes Herz von nichts heftiger, als von ſeiner Gegenwart beſtürmt. Nie war der Gedanke der Trennung in Beider Seele lebhaft geworden: und nun ſollten ſie ſich auf einmal den troſtloſen Gedanken ewiger Trennung denken! — Sie liebten ſich mit der unſchuldigſten und feſteſten Liebe, obgleich noch immer das mächtige Gefühl unentwickelt in ihrem Herzen lag, obgleich keine feierliche Zuſicherung, kein Schwur ewiger Liebe ihren Willen gefeſſelt hatte, der nie andrer Feſſeln bedurfte, als die ihn ſchon banden! — Und nun ſollten ſie ihre Liebe vergeſſen, ſie ſollten nie die Ausſicht, auf jenen ſüßeſten Augenblick haben, wo ſie mit ſtammelnden Lippen, mit redenden Augen, im erſten feurigen Kuß, ſich geſtehen würden: Ich liebe Dich! — Die reinſte Liebe, die die Natur mit ihrem Weſen verſchmolzen hatte, ſollte nun zum Verbrechen werden!

Wer würde dieſen Gefühlen nicht unterliegen? Welch Gefühl kann gewaltiger, ſchrecklicher ſeyn, als das Gefühl einer unerklärten Liebe, der auf einmal alle Hoffnung — die ſonſt einen entzückenden Reiz über ſie ausgegoſſen — geraubt wird? Wer fühlt nicht, daß der

Schlag desto gewaltsamer war, je unerwarteter er kam; daß Balsoren jene schreckliche Nachricht nie härter angreifen konnte, als mitten im lebhaftesten Gefühl ihrer Liebe, nach jener reitzenden Erzählung ihres Vaters, woran ihr Herz so viel Interesse nahm!

Balsora erlag unter diesen Gefühlen — sie fiel in ein gefährliches Fieber. Abdallah jammerte — Helim bot alle Macht seiner Kunst und seiner Weisheit auf, seinem Kinde Gesundheit und seiner Seele Stärke zu verschaffen — Ibrahim fühlte herzliches Mitleiden mit seinen Freunden, aber er bedauerte nichts mehr, als daß die Ruhe ihrer schönen Einsamkeit gestöhrt war.

Königlicher Pallast.

Alraschid — umgeben von einem Schwarm Höflinge.

Alraschid. Ich bin euch für die Beweise eures Eifers und eurer Treue gnädigst verbunden! Ich wiederhole euch meine Befehle, den Empfang der Königin so glänzend, als möglich zu machen. Ich bin des ewigen Einerleis müde, und wünsche endlich einmal eine Veränderung. Mein ganzes Volk soll an dem Fest meiner Vermälung Antheil nehmen! — — Aber ich bin ungeduldig, Nachricht von Demin zu hören — der Zug muß sich bald der Stadt nähern. — Es ist doch alles bereit, zum Empfang?

Ein

Ein Höfling. Es iſt nichts geſpart werden, den Wünſchen der Sonne des Morgenlandes nachzuleben.

Ein andrer. (tritt herein) Großer Beherrſcher Perſiens, der Vezier iſt ſchon im Vorzimmer.

Alraſchid. Wie? Schon hier? — ohne mein Wiſſen? — Wo iſt die Königin?

Der Höfling. Soviel ich weiß, iſt der Vezier mit ſeinem Gefolge allein zurückgekommen. —

Alraſchid. Ohne Baſſoren? — Unglaublich! — Ich erwarte Osmin im Kabinet —

(Kabinet des Königs)

Alraſchid. Osmin.

Alraſchid. Wo iſt ſie? —

Osmin. Wenn das Beſtreben, meinen Auftrag in allen ſeinen Theilen zu erfüllen, für That gelten könnte; ſo würd' ich der glücklichſte Diener meines Königs ſeyn, da ich nun ſeinen Unwillen —

Alraſchid. Bei Gott! Du ſollſt meinen ganzen Zorn fühlen, wenn die kleinſte Verletzung Deiner Pflicht Dir zu Schulden kommt. Ich halte ihn blos zurück, um den Verlauf der Sache zu hören.

Osmin. Ich will der einzige Gegenstand Deines Zorns seyn. Sonne der Welt! wenn die treue Erzählung der Sache nicht den treusten Deiner Diener rechtfertigt. — Ich gieng mit einem Gefolge ab, das würdig war, die künftige Königin Persiens einzuholen. — Voll Freude über das Glück des weisen Helim und der Krone von Persien, seiner Tochter — und über mein Glück, der Ueberbringer dieser fröhlichen Nachricht zu seyn, war ich bis in das Wäldchen, das nahe an Helims Landgut liegt, gekommen; als ich überlegte, daß der plötzliche Anblick des königlichen Glanzes, die über alles unerwartete Nachricht, sie sey zur Königin des Landes bestimmt — ihrer kostbaren Gesundheit nachtheilig seyn, ihre gerechte Freude durch den Schreck des Unerwarteten verbittert werden könnte. Ich beschloß also — vielleicht hat dieses Verfahren meines Königs gnädigsten Beifall — das Gefolge im Wäldchen warten zu lassen, und allein in Helims Haus zu gehen, um Balsora nach und nach vorzubereiten —

Alraschid. Dein Verfahren ist nicht zu tadeln, ob ich gleich nicht einsehe —

Osmin. Der traurige Erfolg wird noch mehr mein Betragen rechtfertigen. Ich kam an, das Haus war bis auf einige Sklaven leer; die Familie des Helim — zu der man sich sogar die Prinzen zu rechnen erkühnt, war im Weinberg; ich gehe zu ihnen, meine Erscheinung

schien

ſchien ſie in Beſtürzung zu ſetzen, noch mehr die Ankündigung, daß ich, als außerordentlicher Botſchafter des Königs, in der glücklichſten Angelegenheit ihres Lebens erſchiene. Sie folgten mir ins Haus. Durch die künſtlichſten Umwege, ſuchte ich ihre Erwartung zu ſpannen, und da ich ſie genug vorbereitet hielt — denn Dein Befehl, ſie Dir zuzuführen, litt wenig Verzögerung! — eröfnete ich ihnen den ganzen Willen meines Königs. Allein wie kann ich die Würkung dieſer Nachricht beſchreiben! Die göttliche Balſora ſank, wie von einem plözlichen Glanz geblendet, zur Erde — ohne mir ein Wort zu erwiedern. — Der Vater eilte ſeiner Tochter zu Hülfe, und konnte mir kaum ſeinen Dank, über die entzückende Gnade ſeines Königes, ſtammeln — das einzige, warum er mich bat, war, mich zu entfernen —

Alraſchid. Und du thatſt es? — und giengſt ohne Balſoren?

Osmin. Du hatteſt mir Befehl gegeben, — die ſchöne blühende Balſora Dir zuzuführen, nicht die kranke, halbtodte Balſora, die in der Hand ihres weiſen Vaters jezt am beſten aufgehoben war, und ich glaubte, eben dadurch, daß ich gieng, Deine Befehle aufs ſtrengſte zu vollziehen.

Alraſchid. Aber ſo ein unbedeutender vorübergehender Zufall — wie kann der die Vollziehung meines Willens verzögern?

Osmin. Wenn ich nicht fürchtete, die unangenehme Erzählung mit einer noch unangenehmern Vermuthung zu beschließen, so würd ich die Furcht äußern, daß der Zufall vielleicht kein vorübergehender sey, sondern daß die furchtbare Würkung meiner Nachricht — die einem plözlichen Schreck nicht unähnlich sah, ihrer Gesundheit sehr nachtheilig seyn könnte, wenigstens schien Helim betrübter zu seyn, als er bey seiner Kunst, über einen vorübergehenden Zufall hätte seyn dürfen. —

Alraschid. Es wäre mir leid, wenn würklich Balsora in Gefahr seyn sollte: aber vielleicht hast Du nicht geringen Antheil an dem üblen Erfolg. Sollte dies wahr seyn, sollte sich mein Verdacht durch den kleinsten Umstand bestätigen, so will ich Balsoren an dir rächen. —

Osmin. Deine Rache wird dann gerecht seyn! Ich kann mich nicht rechtfertigen, so lange ich selbst noch traurig bin: allein ein gültigerer Zeuge wird es über sich nehmen! — Helim kommt vielleicht noch heute, Dir Nachricht von dem Zustand seiner Tochter zu bringen. Ich wünsche, daß er so gute Nachricht für Dich bringe als er gewiß Rechtfertigung für mich bringen wird.

(Scene auf Helims Landgut.)

Abdallah. (Geht bleich und traurig im Garten auf, und nieder.)

Helim

Helim. (kommt ganz heiter auf ihn zu —) Willst Du nicht mit mir fröhlich seyn, mein Prinz?

Abdallah. Ich fröhlich? und meine (er stockt) und Balsora ist krank und ich! — Wir sollen sie verlieren — auf ewig verlieren? — Ach Vater, liebst Du mich?

Helim. Ich liebe Dich, wie meine Balsora, aber höre nur. —

Abdallah. Liebst Du mich, Vater?

Helim. Ja mein Sohn, ich liebe Dich!

Abdallah. Nun so höre! — ich bin der Unglücklichste, ich bin ohne Rettung verloren — Ich liebe Deine Tochter!

Helim. Glaubst Du denn, daß ich Dir sie beneide? Denn daß ich nun eure Liebe weiß, daran wirst Du doch nicht zweifeln?

Alldallah. O Du weist es, Du weist es? — das was ich mir selbst nicht gestand, das wir nie uns gestanden? — und Du willst mich zu deinem Sohn annehmen? Aber der König —

Helim. Will meine arme Tochter zur Königin von Persien machen. Wem meinst Du, daß ich sie gebe?

Abdallah. Ach!

Helim. Nun?

Abdallah. Ich liebe sie so herzlich, so unaussprechlich — ohne sie ist mir das Leben nicht werth, aber der König will anders; freilich blendet Dich der Thron nicht, aber er will. —

Helim. Was Du willst und was Du nicht willst! Nun? —

Abdallah. Ja Vater, ich will hingehen zu ihm, will zu seinen Füßen fallen, will ihn bey seinem und meinem Leben und bey dem Leben meiner Balsora beschwören, daß er mir sie nicht entreiße — ich will sein Herz rühren, und spricht er Nein; so sterb ich zu seinen Füßen.

Helim. Hoffe nicht ihn zu rühren, sein Herz ist hart — und Balsora ist zur Königin bestimmt, der Vater wird nun nicht zurücktreten, und dem Sohn die Braut überlassen — Hüte Dich, daß er deine Liebe nicht erfährt, sonst sind wir verloren. —

Abdallah. Also ist keine Rettung?

Helim. Armer Abdallah! so sind denn deine Hofnungen dahin? — und Du rechnest nichts auf meinen Beistand? (auf Abdallahs Gesicht drückt sich ein Gemisch von Staunen und Freude aus) — Sieh, vor einigen Augenblicken war ich so bekümmert als Du; ich wußte eure Liebe, ich hatte sie keimen, aufblühen und reifen gesehen — ich bestimmte sie für Dich; ihr werdet euch glücklicher machen, als ein Thron es vermag! — Ich sah aus der schrecklichen Würkung, die die Botschaft Osmins auf Balsorens

Seele

Seele hatte, sah die Stärke, die Unzertrennbarkeit eurer Liebe, und dachte nun darauf, euch glücklich zu machen; endlich —

Abdallah. (fällt ihm voll Entzücken um den Hals) Du hast ein Mittel gefunden? —

Helim. Ja mein Sohn! — und deßhalb bin ich so fröhlich zu Dir gekommen: aber mein Mittel ist gefährlich!

Abdallah. O sag mirs, sag mirs! ich werde keine Gefahr scheuen.

Helim. Ich glaube Dir alles! — aber jezt geh und tröste Balsoren: ihr sollt es erfahren, wenn ich vom König zurückkomme. (im Gehen) Der Himmel wird mir wohl eine Lüge zum Wohl meiner Kinder verzeihen! —

Alraschid bekam Nachricht von Balsoren, sie liege ohne Hoffnung danieder; der König wunderte sich, die Hofleute freuten sich und bezeugten dem Herscher Persiens ihr unterthänigstes Mitleid. — Der persische Chronikenschreiber erwähnt diesen Umstand ausdrücklich, um zu behaupten, es wäre ihnen nicht von Herzen gegangen, und um gegen die Falschheit der Höflinge eine rührende Deklamation anzustellen. Seine Deklamation will ich nicht angreifen, denn der gute Chronikenschreiber lebte vielleicht arm und unbemerkt im Winkel einer Provinzial-

stadt; — aber seiner Behauptung, daß es den Höflingen nicht von Herzen gegangen sey, muß ich gradezu widersprechen. Ich glaube im Gegentheil, daß ihnen seit langer Zeit kein Hofcompliment so von Herzen gegangen sey, als eben dieses. Der König hatte sich die Grille in den Kopf gesetzt, ein Mädchen, das nichts weiter als schön und klug war, ja nothmehr, ein Mädchen das schön und noch dazu klug war, zur Königin zu machen. Das erste hielten sie der Ehre des Königs, das letzte ihrer Wohlfahrt für nachtheilig. Ein zur Grausamkeit geneigter, aber dabey doch kurzsichtiger und deßhalb leicht zu lenkender Regent, der eine reizende, weise und tugendhafte Gemahlin besitzt, die wieder den weisesten Mann des Reichs zum Vater hat — kann den Höflingen nicht anders als ziemlich furchtbar seyn. Bisher hatten sie die kurzsichtige Grausamkeit des Königs gelenkt: nun — was war wahrscheinlicher? — konnte sie die Königin gegen sie selbst lenken! — Und daß es die Königin thun würde, daran zweifelten sie nicht, weil sie es an ihrer Stelle würden gethan haben. Sie freuten sich also über die Krankheit der gefürchteten Königin — die ihnen freilich mehr eine Zerhauung als Auflösung des Knotens schien, — und ihr ganzes Herz war dabey, als sie dem König ihr Kompliment machten. Sie nahmen würklich mehr Theil an dem Verfall, als der König selbst: denn was wird einem Tyrannen leichter, als eine Grille der Art zu vergessen; und daß seine Betrachtungen, waren sie auch ernstlich, doch bald durch den kleinsten Anlaß verwischt

waren,

waren, ist eben so glaublich. Freilich wäre Weh über Helims Haupt — Weh über Abdallah und Balsora gekommen, wenn er die Geschichte so gewußt hätte, wie wir sie wissen und wie wir sie bald erzählen wollen! —

Sorgsam ließ der König einige Tage sich nach dem Zustande Balsorens erkundigen. Osmin selbst mußte zu Helim gehen. — Er sah sie schlafend. — Noch waren die Rosen ihrer Wangen nicht wieder aufgeblüht, obgleich ihre Blüthe vom Sonnenstrahl der Hoffnung wohlthätig hervorgelockt wurde: seine Wünsche lieben ihr mehr Todtenähnliches, als sie hatte, und er eilte von Helims Versicherung und Traurigkeit unterstützt, dem König die zuversichtliche Nachricht zu bringen, sie könne kaum den folgenden Tag erleben! — Denn, sah der König sie einmal für verloren an, — hatte Osmins Kunst ihm an seinen alten oder an neuen Freuden wieder Geschmack beigebracht; so war Balsora — sie mochte leben oder sterben — vom König vergessen! — Doch war der König diesmal hartnäckiger, als Osmin und wir es vermuthet hätten. Zu oft fragte er nach ihr, zu sehr bemerkte der wachsame Vezier, daß der König nicht alle Hoffnung zu ihrem Wiederaufleben verloren, noch die sonderbare Grille vergessen hätte, Balsoren zur Königin zu machen.

Helim glaubte nun, für das Wohl seiner geliebten Kinder thätig seyn, zu müssen. Ein langes ernsthaftes Gespräch mit Abdallah hatte ihm von seiner Liebe, hatte

ihn

ihn sogar von dem festen Entschluß überzeugt, mit Freuden jedem Glanz der Ehre — des Thrones selbst zu entsagen, wenn er es im Arm seiner Balsora könnte. Diese Ueberzeugung, mehr befestigt durch die genaue Kenntniß von seines Zöglings Character, als durch seine wiederholten Versicherungen im Fewer und im Schmerz seiner Liebe, diente ihm zur Grundlage seines Plans, und er beschloß, dem ungekannten einsamen Landmann, Abdallah, seine Tochter zum Weibe zu geben. Weise und sicher war sein Plan angelegt, gebaut auf seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens: was Wunder also, wenn der König und alle handelnden Personen, ohne ihre Rollen einstudiert zu haben, so handelten, als wenn sie sie einstudirt hätten! —

Königlicher Pallast.

König — Osmin. (Helim tritt herein.)

Alraschid. Ha! Helim!

Helim. Sonne der Welt, ich küsse mit tiefster Ehrerbietung die Füße Deines Throns, aber auch mit dem Schmerz eines Vaters, der seine einzige Tochter verloren hat. —

Alraschid. Also doch! — Es thut mir leid, guter Helim! — es thut mir wirklich leid, wir verlieren bei-

de! Du haſt es doch nicht an Sorgfalt und allen Mitteln deiner Kunſt fehlen laſſen? —

Helim. Wo hätte mich meine Kunſt mehr belohnt, als bei dem Leben meines Kindes! Ich habe nichts gespahet, das Leben meiner künftigen Königin zu erhalten.

Alraſchid. Gut, daß Du daran mich erinnerſt; ich will etwas zum Erſatz für Deinen Verluſt thun: ich habe ſie ohnehin zur Königin erklärt. — Osmin! gieb Befehl, daß ihr Leichnam zur Stadt gebracht werde! er ſoll unter den übrigen Sultanen in den ſchwarzen Pallaſt geſetzt werden.

Helim. Ich verehre im Staube Deine Befehle: aber ich flehe Dich an, mir ſie bis auf den Tag ihrer Beerdigung zu laſſen, daß ich mich noch an dem Anblick ihres Leichnams labe, daß ich die Gebete für ihre Seele —

Alraſchid. Nun, nun! — — Ich gewähre Die Deine Bitte. Haſt Du noch etwas, Helim! —

Helim. Noch muß ich, Herſcher von Perſien, Dir von Deinem Sohne —

Alraſchid. Was mein Sohn? — iſt er Dir entronnen! macht ſich einen Anhang! — Das bezahlſt Du Alter mit Deinem Kopfe! Osmin, eile — laß forſchen, wo er iſt!

Helim. Nichts von alle dem! er iſt bei mir — aber er iſt krank.

Alraschid. Krank? — der Prophet sey gelobt! Scheint die Krankheit gefährlich?

Helim. Sie scheint es?

Alraschid. Aber welcher von beiden ist es? Ibrahim doch!

Helim. Abdallah!

Alraschid. Besser, es wäre der Aeltere! Ich empfehle Dir diesen zu genauer Aufsicht! Er harrt wohl schon auf den Tod seines Vaters?

Helim. Das wird er unter meiner Anleitung nie! er wünscht seinem Vater ein langes Leben!

Alraschid. Das gebe der Himmel! Laß mir von Abdallahs Befinden Nachricht geben.

Helim. Nach meiner Pflicht!

Alraschid. Versuche wenigstens, was Deine Kunst vermag! Du bist bei Balsorens Begräbniß gegenwärtig — Geh!

(Helim ab.)

Osmin. Monarch! verzeih', daß ich Dich an etwas erinnere! Du hast noch nicht befohlen, die beiden Schönheiten, die der Stadthalter von Balsora, in Dein Harem sandte, vor Dich zu führen —

Alraschid. Gut! Osmin! laß sie kommen!

Helims Landgut. Balſorens Zimmer.

Balſora und Abdallah.

Abdallah. Biſt Du noch krank meine Balſora?

Balſora. Nicht krank mehr, lieber Abdallah, aber ſchwach noch! ſehr ſchwach —

Abdallah. Du wirſt bald wieder ſtark werden — gewiß das wirſt Du! —

Balſora. Und die entſetzliche Furcht — o Abdallah! Dein Vater —

Abdallah. Ha mein Vater! — Balſora, er hat mich verſtoßen, ich danke ihm dafür, er haßt mich, ich verzeihe es ihm: aber —

Balſora. (ſie ſeufzt, und ſieht Abdallahn zärtlich an) — Ach! — es iſt grauſam! — unſre Freuden ſind geſtöhrt!

Abdallah. O unſre ſüßen, himmliſchen Freuden! — Wenn ich nicht mehr die Lehren unſers Vaters hören, nicht mehr an ſeiner Seite die Wollüſte der Weisheit ſchmecken, an unſerm Bach, in unſrer Laube, in unſern Hügeln nicht mehr Wonnetrunken die Reitze der Natur empfinden ſollte: — o dann wär' ich elend, dann wünſchte ich nicht mehr zu leben!

Balſora. Und das alles könnteſt Du doch, wenn ich auch —

Abdallah. (mit Ausdruck des Schmerzes) Balsora! (Er steht auf — Thränen füllen seine Augen) Balsora! — das könnte ich?

Balsora. Und ich habe nicht einmal das — ich muß ganz diese schöne Einsamkeit verlassen —

Abdallah. O es ist schrecklich! — Balsora das fällst Du nicht — — Dein Vater wird sich grämen und sterben, und ich — werde auch sterben!

Balsora. Lieber Abdallah! das mußt Du nicht sagen: es geht vielleicht noch alles gut —

Abdallah. Gut? — Hier wo ich des Jammers kein Ende sehe? — O daß die Hoffnung, die sich immer in mein Herz stiehlt, so trüglich seyn soll! —

Balsora. (erschrickt) Trüglich? gewiß trüglich? —

Abdallah. Willst Du ihre Natur verändern? — Ich will nie mehr hoffen; dann habe ich keinen Schmerz mehr —

Balsora. O ich hielte meine Hoffnung doch für so schön —

Abdallah. Schön? — ja schön und reizend ist die Hoffnung, wie jener Apfel, aber sein Inner's ist Moder und Bitterkeit!

Balsora. Abdallah! ich flehe Dich, raube mir den einzigen Stab nicht, der mich noch aufrecht hielt! Ach! die Hoffnung allein hat mir das Leben gefristet!

Ab-

Abdallah. Dürft' auch ich doch hoffen! Aber der Schmerz nagt an meinem Herzen; meine Träume ſind ſchwermüthig und düſter, und mein Wachen iſt wie mein Träumen. — Ich kenne mich nicht mehr! — (Schweigen) Aber ich will handeln! ich will, ich muß zu meinem Vater!

Balſora. (erſchrocken) Und was willſt Du bei ihm? —

Abdallah. Er wird ſich durch mein Flehen erweichen laſſen, ich will ſein Herz rühren, ich will ihn flehen —

Balſora. Abdallah! lieber Abdallah!

Abdallah. Ich will ihn beſchwören, Dich nicht unglücklich zu machen, Dich nicht Deinem Vater zu rauben!

Balſora. O dann hab' ich Dich zum letztenmal geſehen! Dein Vater wird Dich von ſich ſtoßen, er wird wüthen, Deine Bitten werden fruchtlos ſeyn.

Abdallah. Fruchtlos? — nein bei dem Ewigen! das ſollen ſie nicht ſeyn! ſtößt er mich von ſich — droht er meinem Leben — bleibt er bei ſeinem Vorſatz, Dich zum Weibe zu nehmen: dann will ich fort, ich will ein Wetter über ihm zuſammenziehen, daß über ihn und ſeinen Thron zuſammenſchlagen ſoll — ich will — — Ach! Balſora!

Balsora. (sinkt in Ohnmacht, Helim tritt herein —)

Helim. Himmel! Balsora ist todt! mein Kind! meine liebe Balsora! —

Balsora. (Schlägt die Augen auf.) Mein Vater.

Helim, Ewigen Dank dem Propheten! was fehlte Dir? —

Balsora. Nichts, mein Vater — Schwäche von meiner Krankheit — es war nur vorübergehend —

Helim. Gott! wenn Du jetzt gestorben wärest! ich verließ Dich doch so gestärkt, so heiter —

Balsora. Ich war es — denn ich hoffte!

Helim. Dann bist Du glücklich: Hoffnung ist ein Geschenk des Himmels!

Balsora. (richtet ihre schwachen Augen bedeutend auf Abdallah)

Helim. Aber Abdallah! auch Du siehst so verstöhrt aus — was ist Dir?

Abdallah. O Vater! wir sprachen von unserm Elende —

Helim. Das solltet ihr nicht!

Balsora. Im Freien sollte mir wohler seyn: ich werde in den Garten gehen.

Helim.

Helim. Geh', meine Balſora, ich werde kommen und Balſam auf Deine Wunde legen.

(Balſora geht, Abdallah drückt ihre Hand, und wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge.)

Helim — Abdallah.

Helim. Und doch noch dieſe Traurigkeit? — Abdallah, ich hätte Dich für ſtärker gehalten!

Abdallah. Ich kann nicht heucheln; mein Schmerz iſt groß, ich unterliege ihm faſt —

Helim. Und Du haſt ganz meiner Lehren vergeſſen?

Abdallah. Ich habe Unrecht — aber wer kann hier weiſe ſeyn, wo man blos Menſch iſt?

Helim, Thörichter Jüngling! Was iſt der Weiſe ſonſt, als Menſch! ich habe Dich nicht die Weisheit eines Gottes gelehrt; man muß weiſe ſeyn, wenn es ein Verdienſt iſt.

Abdallah. Ach ich ſollte es! — aber die Angſt, die Furcht, nun bald das Schrecklichſte zu hören, übermannte mich — — Du kamſt zurück?

Helim. Ich komme von Deinem Vater! —

Abdallah. Himmel! wären meine Ohren doch taub, des Tyrannen Antwort zu hören! Was bringst Du — Leben oder Tod?

Helim. (lächelnd) Tod und Leben!

Abdallah. Spottest Du meines Jammers?

Helim. Abdallah — ich scherze wohl, wenn ich heiter bin, aber ich spotte nie —

Abdallah. Aber — Deine Räthsel!

Helim. Will ich Dir lösen! komm, wir wollen zu Balsoren gehn —

Helim eröffnete ihnen nun seinen Plan. Er war dieser: Balsoren hatte er für todt ausgegeben, um sie dem König zu entziehen. Er wollte sie dann auf eins seiner entferntesten Landhäuser in einem sehr reitzenden Gebürge bringen; sie Abdallahn zum Weibe geben, der nur bis nach dem Tode seines Vaters warten sollte, um wenigstens ohne Furcht mit ihr leben zu können. Bis dahin sollte er sie nur selten und heimlich sehen. Wäre dann sein Bruder auf dem Thron, so könnte er, da nur wenige sie kannten, unter fremden Namen sie für seine Gemahlin erklären, und dann entweder im Geräusch eines Hofes — oder, wie er lieber wünschte — in einer

reitzen-

reihenden Einſamkeit mit ihr leben: denn er wußte, daß Abdallah mit ſeiner Balſora immer glücklich ſeyn würde. Er freute ſich darauf, mit ihnen die Tage ſeines Alters zu genießen, und einſt in ihren Armen, von ihren Thränen und ihren Gebeten geſegnet zu ſterben. Lange hatte er gekämpft, ob er dem König die falſche Nachricht von ihrem Tode bringen ſollte: aber er hielt es für Pflicht, durch zu ängſtliche Beſorglichkeit nicht ſich und ſeine Kinder unglücklich zu machen, da er durch dieſe Aufopferung das Glück keines Andern, ſelbſt des Königes nicht, beförderte. Denn dieſer wollte nichts, als ein ſchönes Weib; aber er verdiente keine Balſora: Hundert andre konnten ihre Stelle bei dieſem Wollüſtling erſetzen.

Dieſen ſchönen Plan aber hatte ihm der Einfall des Königes, ihre Leiche in den ſchwarzen Pallaſt ſetzen zu laſſen, vereitelt. Seine Beſtürzung war faſt ſichtbar; nur die Wendung des Geſprächs an Osmin, rettete ihn vor der Entdeckung. Er hatte ſich ſogleich gefaßt, auch ſchwebte ein dunkles Bild von einem andern Wege ihm ſchon vor der Seele. Er kündigte dem König die Krankheit des Prinzen an, die zwar wahr, aber noch nicht gefährlich war. Er mußte ſie ihm ankündigen, weil ſie leicht gefährlich werden konnte.

Traurig gieng er ſeinen Weg zu ſeinen Kindern zurück. Sein ſchöner Traum, ſie glücklich zu wiſſen, ſich in ihren Armen zu verjüngen, ſollte verſchwinden! Er

ſollte

sollte ohne Trost zu seinem Abdallah zurück kommen, dem er doch Trost verheißen hatte? Schwer lagen ihm diese Betrachtungen auf dem Herzen. — Aber schnell fuhr es ihm, wie ein Blitz, durch die Seele: Könntest Du nicht beides, den Tod meiner Tochter und Abdallahs Krankheit vereinigen? Er gieng dem Gedanken nach, bildete ihn aus, und fest stand sein neuer Plan; und voll Freude, ihnen kräftigen Trost zu bringen, kam er zu seinen Kindern.

Helim. Also selbst den Tod fürchtest Du nicht, lieber Abdallah! Du bist muthig! Du würdest also auch nicht einen Tod, auf Einen Tag fürchten, wenn Du frei — ganz frei von den Fesseln Deines Vaters, erwachen könntest, wenn Du daraus erwachtest, um blos Deinen Freunden zu leben?

Abdallah. Ich verstehe Dich nicht Vater! —

Helim. Bald werde ich mein Räthsel Dir lösen! Und Du meine Tochter würdest Du Dich wohl in der Gesellschaft Deines Freundes (zeigt auf Abdallah) an keinem Orte fürchten, er möchte noch so furchtbar, noch so schrecklich seyn — an einem Orte, wo sonst keiner erwacht, wo der mächtige Tod allein regiert?

Balsora. Ich fürchte mich vor keinem Orte — vor Menschen zuweilen — und wenn Du mich an einen

nen Ort ſendeſt; ſo wird nichts furchtbares für mich darin ſeyn.

Helim. Nun meine Kinder! Gott und der Prophet ſegne euch! ich will uns einander wiedergeben, ich will euch einen Weg führen — er iſt rauh: aber er führt euch in eine lachende Ebne. — Meine Kinder, es iſt kein ander Mittel — mein Herz klopft mir, da ich es euch eröfnen ſoll. Gott ſegne uns!' —

Abdallah und Balſora. (ſind voll ängſtlicher Erwartung.)

Helim. Nun hört — Dich, meine Tochter habe ich für todt, Dich, mein Abdallah, für krank, ſehr krank ausgegeben. — Ich habe einen Trank: es iſt das Meiſterſtück meiner Kunſt! einen Trank, der uns in den Zuſtand des Todes verſezt. Der Körper wird kalt; keine Spur des Lebens iſt an ihm zu ſehen; man ſchläft einen feſten, todtenähnlichen Schlaf. Den Trank will ich Dir geben, meine Balſora! Du wirſt, der König will es — in den ſchwarzen Pallaſt in die Reihe der Sultane geſezt. —

Abdallah. O nicht ohne mich — nicht ohne mich — an dieſen ſchrecklichen Ort! Laß mich mit ihr ſterben!

Helim. Daß ſollſt Du! Auch Du nimmſt meinen Trank — ich gebe Deinem Vater Nachricht von Deinem Tode, und Du wirſt mit Balſoren in die Gruft geſezt, nach vier und zwanzig Stunden kehrt Leben in euch Beide zurück. —

Ab-

Abdallah und Balsora (im höchsten Grade des Erstaunens und der lebhaften Ahndung der Freude, stürzen Helim in die Arme) Vater!

Helim. Meine lieben, lieben Kinder! —

Abdallah. Mit Dir Balsora gehe ich in den Tod!

Balsora. Aber auch zum Erwachen!

Helim. Ja zum Erwachen, meine Kinder! Nun kommt — ich will euch dazu vorbereiten. Sprach ich nicht wahr Abdallah, ich bringe Dir Tod und Leben?

Abdallah. Leben hast Du mir gebracht — nicht Tod!

Helim. Tod, zum Leben!

(Sie gehen ins Haus.)

Von jezt an, blieben Abdallah und Balsora getrennt. Abdallah durfte nicht das Bette verlassen, und Ibrahim pflegte sein, mit Bruderzärtlichkeit. Balsora blieb in ihrem Zimmer verschlossen. — Ihr Vater legte das Gewand der Trauer an, und besuchte sie nur unter dem Vorwand, bei ihrem Leichnam zu beten, und ihn durch seine Kunst vor der Verwesung zu schützen. — Abdallahs Krankheit erklärte er nun für unheilbar. Ibrahim war troſtlos, seinen geliebten Bruder zu verlieren; und verlies Abdallahs Bette, nur auf dringendes Fodern Helims, um dem Kranken einen süßen Schlaf zu vergön-

nen.

nen. Er selbst bedurfte der Ruhe, und um Mitternacht war Abdallah allein. Helim trat zu ihm, in seiner Hand den tröstlichen Todestrank. Er entdeckte dem noch mit Furcht und Hoffnung ringenden Jünglinge, seinen Plan zur Rettung, so viel diesem, der zur eignen Prüfung des Plans nicht Kälte genug hatte, und dem jetzt mehr an der Rettung selbst, als an dem Mittel zur Rettung liegen mußte, davon zu wissen nöthig war. Desto länger verweilte Helim bei den Aussichten in die glücklichere Zukunft, und bei den Einrichtungen, die er für das künftige zusammen Leben Abdallahs und Balsorens schon gemacht hatte. Abdallahs Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, stimmten sich nun zu einer schwermüthigen Freude, und er forderte mit lauter klopfendem Herzen, den Trank des Schlafes. Er trank ihn mit Hast, Kälte überschlich seine Glieder — Helim wünschte ihm gute Nacht — drückte seine Augen zu, segnete ihn — und gieng zu seiner Balsora.

Diese hatte schon ihres Vaters geharrt — und mit stürmischer Freude sprang sie ihm entgegen, und flog in seine Arme. —

O mein Vater! rief sie — was macht mein Abdallah?

Er ist entschlummert! sagte der liebende Vater — er schlafe in Frieden!

Auch ich will ſchlafen! reiche mir den Trank meines Abdallah, ich fürchte ihn nicht. —

Er mahlte ihr die Scene des Erwachens in dem großen Grabe unter den Leichen der Könige, und ſie ſchlug ihre Augen nieder und zitterte leiſe, ob der Schaam, dort mit ihrem Alldallah allein zu verweilen. Aber da ſie dachte, daß es doch er ſey, dem ſie künftig ganz leben ſolle; ſo forderte ſie raſch den Becher und ſchlürfte ihn bis auf den lezten Tropfen aus. Dann küßte ſie noch einmal ihren Vater, bat ihn ja zur rechten Zeit ihrer zu warten — und legte ſich dann matt und bleich auf ihr Lager zurück. — Kälte war durch ihre Adern geſchlichen; ſie glich noch in ihrem Schlaftode der Roſe, aber der weißen Roſe, der die nachbarliche rothe nur einen Schimmer von Röthe leiht. Wie ſchön war ſie, als ihre ſchlanke Geſtalt jezt über das weiche Lager ſanft hingegoſſen war! wie reizend war ihr Lächeln, das noch von den lezten Augenblicken ihres Wachens auf ihrem Munde zurück blieb! — — Wie weit ſchöner aber war ſie dann wenn Leben aus dieſem Lächeln ſprach, und wenn ihr groſſes blaues Auge in das Lächeln ihrer Lippen ſo harmoniſch einſtimmte! Helim betrachtete ſie, als ſie ſo vor ihm ſchlief, mit wehmüthigen Wohlgefallen, ſegnete ſie dreimal und gieng.

So ſchliefen dann beide den ſchönen lieblichen Morgen und den hellen Tag hindurch.

In der Frühe hatte Helim Boten zum König gesendet, die den Tod Abdallahs berichteten. „Hm! — sagte Alraschid, — nun so können ja beider Leichen zugleich in den schwarzen Pallast gebracht werden!“ — und leerte dabei einen Becher Cyprer, den nach allen Dogmatikern seines Hofs, der große Prophet nur den Unterthanen verboten hatte.

Alraschid hatte in der vorigen Nacht sich für den Verlust Balsoras zu trösten gewußt, und hatte, wie immer, jetzt nöthig, den Tag über krank zu seyn, — auch mocht' er alle die Leichen nicht gerne sehn, die in den schwarzen Pallast begraben wurden; — Osmin war, wie immer, — mit tausenderley Staatsgeschäften umringt: — und es wurde also — wie immer — dem weisen Helim, als dem Aufseher des schwarzen Pallastes, die Sorge der Beerdigung, allein überlassen, nur mit dem Befehl, sie so prächtig zu veranstalten, als möglich. — Man kleidete die lebenden Leichen in ein festliches Gewand und führte sie mit Pomp nach der Stadt. Des Königs Leibwache holte sie auf halbem Wege ein, das Volk versamlete sich vor dem Pallast, die Pracht der Gewänder und allen den Todtenputz zu bewundern, mit dem auch die Perser ihre Gestorbnen zu erfreuen glauben. Am Abend wurden sie mit der Pracht, die die königlichen Leichen erforderten, in den schwarzen Pallast geführt, und so schliefen sie denn die kürzeste aller Nächte hindurch, ohne Bild, ohne Traum, um zu der schönsten Würklichkeit aufzuwachen.

Der schwarze Pallast, die allgemeine Grabstätte aller Personen vom Hause des Kaliphen, — ist eins der prächtigsten Gebäude in ganz Persien. Es ist grundaus vom feinsten schwarzen Marmor erbaut, aber mit solcher Kunst, daß es, aus einem einzigen Felsen gehauen oder aus Metall gegossen zu seyn, scheint. — Auf einem offnen, mit schneeweißen Sande überdeckten Platze, den in der Ferne ein Kreis dichtgepflanzter Granatbäume umgiebt — erhebt es sich in seinem glänzenden Schwarz. — Hundert hohe Bogentreppen führen zu hundert Pforten von Ebenholz; — und jede Pforte wird von hundert Sklaven bewacht. — Keinem, als dem Obersten der Aerzte, dem die Sorge für die Leichname und die künstliche Bewahrung vor dem Verwesen oblag — steht der Eingang in diese begüterte Todtengruft offen. — Fünftausend immerbrennende Lampen erleuchten das Innere, die Gewölbe und die Säulen. Da ruhen, zu beiden Seiten in Dunklern Vertiefungen der Wände, oder mitten in den breiten Säulengängen, — bald auf marmornen, bald auf ehernen Stufen, silberne Särge und elfenbeinerne Särge und Särge von feinem Ebenholze. Sie stehen offen da, nur daß die unverweslichen Leichname mit einem leichten seidenen Teppich bespreitet sind.

Hier schliefen Abdallah und Balsora — in Särgen von Ebenholz — nur ein Pfeiler trennte ihre Schlafstätten von einander. — Helim war bey ihnen. Er hatte den Leichenteppich beiden vom Angesicht weggenommen;

ihre

ihre Lippen, die Stirne, die Schläfe und die Seite des Herzens mit einem Balsam bestrichen, dessen starker Geist die schlaffen Nerven wieder in Spannung und Schwingung, und das erkaltete Blut schneller in Wärme und Fortfluß bringen konnte — und jetzt gieng er zurück und verbarg sich hinter die Säulen des nächsten Bogenganges; um das Erwachen seiner Kinder und jede Empfindung bei ihrem Erwachen und Wiedersehn im Stillen zu beobachten; — und hieraus für sich und seine Kenntnisse, so wie für das Glück seiner Kinder selbst etwas Neues und Gutes zu lernen.

Sie erwachten! — aber wie es ihnen war, da allmälig die starre Kälte aus ihren Adern wich, da alle ihre Pulse wieder auflebten, ihr Herz von neuem athmete, ihr klopfender Busen wieder sich hob und Röthe auf ihre Wangen und ihre Lippen zurück kehrte; wie es ihnen dann war, als sie das hohe, öde Gewölbe aus ihren offnen Särgen über sich und die weiten Säulengänge um sich her, und die tausend Lampen, die von dem glühenden Schwarz der Säulen und des Gewölbes mit kalter Glut und strahlender Finsterniß über sie strömten — — und in den dämmernden Vertiefungen die verlornen Särge und den Tod rings um sich her erblickten; wie es ihnen war, als ihr erwachter Blick diese Scenen überlief, und plözlich zurück fuhr, und plözlich sich schloß, und wieder sich öfnete —

Und wie es ihnen war, als im Sarge emporgerichtet, Abdallah Balsoren erwachen, und die erwachte Balsora neben ihrem Sarge Abdallah stehen sah, und wie sie sich in die Arme sanken, wie sie zitterten, wie sie laut aufjauchzen wollen und schweigen; — nein für dieses gewaltige, aus so vielen und so mannigfaltigen Empfindungen zusammengesetzte Eine Gefühl, hat die Sprache, die Sprache des Dichters, der nicht zergliedern, der das Ganze, ganz darstellen will, keine Worte, keine Töne; — sie muß sich damit begnügen, nur die äußere Situation der Empfindenden vorzumahlen; und das übrige der Phantasie und dem Herzen des Lesers überlassen.

Abdallah umschlang mit seinen Armen das vor Staunen und Wonne bebende Mädchen, und hob sie — noch ehe ihre staunenden, fragenden Blicke in Worte übergiengen, noch ehe sie ganz ihren Abdallah erkannte — plözlich empor aus dem Sarge, schloß fester um sie seine Arme, drückte sie stärker an seinen Busen und sank jezt, — von Furcht und Hoffnung, von Angst und Freude, von tausend Empfindungen zugleich bestürmt — und sank jezt gegen den Sarg hin — — Er sank, aber Balsora hielt ihn! — Balsora, die nun auch erwacht aus der Betäubung, aus dem Traume ihres frohen Erstaunens, um Abdallah die Arme schlang. Sie hielt ihn, und ließ ihn nicht fallen!

Und des Auferstehens Wonne, und das Entzücken des Wiedersehens und die Schrecken der Scene rings um sie her, zog sie, drängte sie tiefer in seine Umarmung, näher an seinen Busen, und beider Athem floß in einander, und beider Lippen berührten sich, und beider Ausruf tönte zusammen: Balsora ich liebe Dich! Abdallah ich liebe Dich! — und beider Ausruf verschlang ein langer Kuß — das erste Geschenk ihrer Liebe!

Sie erwachten zum zweitenmale, und fanden sich knieend an den marmornen Stufen des leeren Sarges, Abdallahs Haupt auf Balsorens Schulter, Balsorens Stirne an Abdallahs Arm gesenkt. — Sie sahen schweigend sich an, und schauten umher, und überdachten ihr Glück. Ihre Freude ward Dank, ihre Umarmungen flogen auseinander, jezt erhoben sich ihre gefalteten Hände zum ewigen Allah, jetzt neigten sie ihr Angesicht zur Erde auf die marmorne Stufen und stille Thränen waren ihr Gebet.

Da trat Helim hervor, und umarmte seine Kinder und eine Thräne rann aus seinem Auge.

Helim war ganz Vater, er fühlte sich in der Liebe seiner Kinder zu ihm selbst, und in ihrer Liebe zu einander, und in ihrer jetzigen unnennbaren Wonne glücklich und selig, — und gab sich, auf zwey Augenblicke, sogar dem Taumel, der höchsten Trunkenheit ihres Entzückens hin; ob gleich er sonst, aus guten Gründen, dafür hielt,

daß einem weisen Manne keine heftige Empfindung, weder der Traurigkeit noch der Freude — wohl anstehe; und daß man das Herz eben so mäßig nähren müsse, wie den Magen, wenn beide dem Kopfe nicht schädlich werden sollen; auch war es einer seiner weisen Sprüche: Genüsse wenig und genüsse langsam; damit Du viel und vieles genüssen könnest.

Indeß ward auch hier der entzückte Helim bald wieder der ruhige und behutsame Weise. Er stimmte langsam die noch brausende Empfindung seiner Kinder zu sanftem Gefühl, ihr Entzücken zu Freude um; und verwandelte langsam, die allzuvielfarbigen und wild durch einander gemahlten Bilder ihrer Phantasie in ein einziges deutliches Gemälde, in eine sanfte, ruhige und schöne Aussicht der Hoffnung.

Es war wahrscheinlich, daß Abdallah und Balsora, von dem, was Helim zu ihrer Rettung thun wollte, und wovon er ihnen noch ehe sie den wunderbaren Schlaftrunk zu sich nahmen — auch nur den Anfang bekannt machte, — schon damals wenig verstanden hatten; es war gewiß, daß sie — wenn sie auch damals Helims Plan gekannt, und verstanden hätten, doch jetzt — nach dem allen, was unterdessen mit ihrem Körper so wohl als mit ihrer Seele vorgegangen war — — doch jetzt, alles, oder sehr vieles von Helims Vorhaben, und dem, was sie selbst dabei thun sollten — mußten vergessen haben.

Sie

Sie ſelbſt — denn für jetzt waren ſie ſo glücklich, als ſie es für jetzt wünſchten — wären auch wohl ſobald nicht auf die kalte Frage geſtoßen: „aber nun? — wie kommen wir weiter?“

Helim that dieſe Frage an ſie. Sie ſchwiegen, blickten ſich an, ſchauten um ſich her und es war ihnen, als ſähen ſie jetzt zum erſtenmale, daß ſie hier in einem Grabe ſäßen.

Helim entdeckte ihnen ſeinen ganzen Plan, und was ihnen, — zu ihrer Freiheit und zu ihrem vollkommenen Glücke, — zu thun noch übrig wäre.

Es geht in Perſien die Sage (die Prieſter und die Wächter des ſchwarzen Pallaſtes erzählen ſie, die Höflinge betheuren ſie, und der König und die Rechtgläubigen im Volke glauben ſie) daß am erſten Vollmonde nach dem Tode einer königlichen Perſon, der Geiſt derſelben, — um die Zeit der Mitternacht durch eine der öſtlichen Pforten des ſchwarzen Pallaſtes hervor gehe. — Auf dieſen Aberglauben gründete ſich Helims Unternehmen.

Sieben Tage war es noch hin, bis zum erſten Vollmonde des Tirpa.

Auch wenn Abdallah und Balſora an dieſem Tage nicht heraus giengen; würden doch die Wächter des Grabes dem Hofe kund thun, daß ſie die Geiſter beider Seligen erblickt haben: — denn obgleich eine ſolche Erſchei-

nung ihnen noch nimmer vor Augen kommen war, und sie daher das Paradies und die Seligkeit aller im schwarzen Pallaste begrabner sich selbst wohl nicht wünschen mochten; so gab doch jeder Sultan an dem ersten Vollmonde nach dem Hintritte eines seiner Anverwanten, allen Sklaven an der östlichen Pforte ein doppeltes Mahl und die Sklaven wußten, was sie dafür zu thun hatten.

Indeß, da sie die Geister Abdallahs und Balsoras wohl eben so wenig erwarten mogten, als künftig den Geist des großen Alraschids; so hätte die würkliche Erscheinung jener beiden sie ohne Zweifel so sehr überraschen müssen, daß sie vor Entsetzen und Furcht eher hätten fliehen als näher hinzu treten mögen: und nachher würden sie in dem Gedanken: Abdallah und Balsora seyen die einzigen, die ohne am Hofe des Königes gelebt zu haben, im königlichen Grabgewölbe begraben sind, — sicher den Grund gefunden haben, warum allein diese beiden vom Propheten zu der Seligkeit des Paradieses bestimmt worden wären. Laut hätten jedoch ihre Verwunderung nicht werden dürfen, wenn sie nicht des Sultans Gnade, ihren Kopf, oder doch ihr doppeltes Mahl hätten verlieren wollen: Und also war, von dieser Seite, und dadurch von allen Seiten betrachtet, in Helims Unternehmen nichts gewagtes. —

Helim gieng die sieben Tage über, sehr oft in den schwarzen Pallast, nahm oft Brod, Früchte und Most mit sich, und verweilte bis in die Nacht; denn man wußte,

daß

daß er die königlichen Todten einbalsamirte, und über der Leiche seiner Tochter und seines Zöglings weinte und klagte.

Abdallah und Balsora wandelten aber an Helims Arm in den Gewölben umher. Helim deckte ihnen die Leichen der berühmtesten Sultane Persiens auf, und zeigte ihnen die Gerippe so manches großen Wollüstlings, der schon vor seinem Tode in Verwesung übergegangen war, und den Helims Kunst, noch in dieser halben Verwesung, den künftigen Zeiten aufbewahren mußte.

Alle diese bleichen Gesichter, diese holen Augen, diese versunknen Wangen, diese eingefallnen Schläfe, diese starren Arme, diese dürren Hände, diese kalten, fühllosen verzerrten und widerlichen Menschen-Gestalten, die schon an sich selbst Schauder und Grauen erwecken mußten, — erweckten beides noch dreimal mehr durch den Abstich mit ihrer prachtvollen, üppigen selbst wollüstigen Bekleidung, mit dem von Gold und Edelsteinen funkelnden Turban, der von der zusammen getrockneten Stirne schon halb zurück sank, — mit dem sammetnen Kissen, über welches steif und ungelenksam der Nacken hinstarrte, — mit dem weichen, seidenen Talar, der, wo ihn der volle Arm, oder der hohe Busen ausfüllen sollte, in schlaffen Falten da lag, und das Gerippe kaum merken ließ, das in ihm gehüllt war, und am meisten mit der Erzählung Helims von ihrem Leben.

Die-

Dieſer Anblick nebſt den Bemerkungen und Lehren, zu welchen dieſer Anblick Gelegenheit gab, — würkte und vollendete in Abdallah alles das, was, vermuthlich nach Helims Willen noch gewirkt, oder vollendet werden ſollte! Abdallahs Abneigung gegen die Pracht und Ueppigkeit des Hoflebens vermehrte ſich bis zum Eckel, und ſeine Ideenverbindung ſoll ihm von jetzt an, beym Anblick jedes königlichen Turbans, irgend eine Leiche des ſchwarzen Pallaſtes vor Augen geſtellt haben.

Wann Helim mit der kommenden Nacht ſeine Kinder verließ, giengen ſie ſchneil und ſchweigend durch die andern Säulengänge hindurch, bis an die Särge zurück, die Abdallahs und Balſoras Särge hießen, gerade als wenn ſie an dieſem Ort, mehr, als an jedem andern des großen Grabes, hin gehörten.

Hier ſprachen ſie von dem Schöpfer ihres Glücks, von ihrem Vater; mahlten ſich Geſchichten der Zukunft und der Vergangenheit; entdeckten ſich, daß ſie ſchon ſeit langen Jahren ſich liebten: ſprachen von den ſüßen Stunden, wo ſie ſich liebten ohne es zu wiſſen; ſchwuren, daß ſie ewig ſich lieben würden, und konnten nicht ſatt werden bey jeder, von der Phantaſie nur halb ausgemahlten, aber nach dem Wunſch ihres Herzens getroffnen Scene der Wiedererinnerung, oder der Hoffnung, ſich feſt zu umſchlingen, ſich durch lange glühende Küſſe zu ſagen: unſre Herzen ſtimmen ganz überein! unſre Seelen begegnen ſich überall! wir ſind für einander geſchaffen! —

Oft

Oft überſchlich ſie, bei einem eben angefangenen Gemählde, das ſie in ihrem Geſpräch wechſelſeitig ausbildeten, oft auch in ihrer langen Umarmung der leiſe Schlummer und ließ nun zu längerem Anblick alle jene Scenen in verweilenden Träumen vor ihrer Seele ſtehn, und ſie ſchliefen in den nachbarlichen Särgen wie zwei Engel in einer Einſamkeit ſchlafen würden, wenn der Ewige ihnen den ſüßen Schlaf der Sterblichen hätte geben wollen.

Unterdeſſen waren ſechs Tage dahin geflohn, und der ſiebente erſchien. Für dieſe Glücklichen, denen die Liebe auch das Grauſenvolle dieſer Todtengruft, wenn nicht zu einem erfreulichen, doch zu einem gleichgültigen Augenblicke gemacht hatte, kam er nicht zu ſpät.

Helim trat herein, und brachte die Talare und die Kronen, in denen ſie den Ausgang ihrer Verklärung halten mußten. Er erinnerte ſie noch einmal an das Zeichen, auf welches ſie aus der Pforte treten ſollten, und ermunterte ihren Muth — nicht durch Lehren und Zurnſprüchen, nicht durch Beweiſe, wie ſicher ſie herausgehen würden, ſondern durch Beſchreibungen ihres künftigen Wohnſitzes, der hohen, reinen Freuden, die ihrer warteten, und mit der Ausmahlung eines Glücks, das ihnen täglich ſchöner und reitzender ſeyn würde, wenn ſie immer der Tugend und der Liebe treu blieben. Da legten beide den Schwur in ſeine Hände, ewig die Tugend zu

ehren

ehren, und sich unverrückt zu lieben, und mit Freudenthränen legte der Vater ihre Hände in einander, und betete über sie.

Es ward Nacht, und sie waren allein. Eine hohe, schwärmerische Freude, gemischt mit einer feierlichen Schwermuth, drückte sich in ihren Blicken aus. Sie kleideten sich jetzt, still und schweigend in den Schmuck ihrer Verklärung; es floß über ihre Gestalt ein Talar von himmelblauer Seide; um Abdallahs Haupt wand sich ein Myrtenkranz, um Balsorens Stirne ein Kranz von Blumen; an die Locke geheftet, flossen zurück geworfne Schleier hinab in die Schleppe des blauen Talars; und der Duft des wohlriechenden Balsams aus Arabien, hauchte aus ihren Gewändern.

Jetzt standen sie da an der Pforte, jetzt traten sie zurück, jetzt wieder näher an die Pforte. Sie standen und bebten, drückten sich die Hände und umarmten sich schweigend — sahen sich an, fragten sich mit Blicken, fragten sich mit leisen abgebrochnen Worten — und wußten nicht, was sie fragten.

Da tönte von des Pallastes Zinnen der Ruf der zweiten Nachtwache, — und siehe, mit ausgebreiteten Armen, stieß Abdallah die Pforten auf! —

Umflossen vom silbernen Lichte des Mondes — er stand jetzt über des Pallastes Stein — wandelten nun

die

die ſchlanken ſtolzen Geſtalten — ihre blauen Gewänder mit blinkenden Sternen beſäet — weit hinflatternd vom Haupte die langen weiſſen Schleier — wandelten ſie langſam über das glänzende Schwarz der weit hinabweiſenden Stufen, und ſüße Gerüche hauchten vor ihnen her.

Die Hüter erſchraken, warfen ſich mit dem Angeſichte zur Erde, und beteten.

Die Flügel der Pforte flogen; durch ihre eigne Schwere hinter ihnen zu; und als die Wächter nach einem langen Gebete, zitternd ihr Angeſicht erhoben, war die glänzende Erſcheinung, bis auf den rings umher verbreiteten Wohlgeruch — ſo weit ihr Auge ſah, verſchwunden.

Die beiden Glücklichen waren indeß über die weiße Landzunge, auf welcher der Pallaſt ſtand, bis in den Schatten der Granatbäume gekommen, wo Helim und einer ſeiner vertrauten Knechte — mit zween leichten Maulthieren ſie erwarteten.

Sie legten ſchweigend ihre Talare ab, beſtiegen ihre Maulthiere; — und mit jedem Schritte, der ſie weiter von der Stadt entfernte, ward ihnen das Herz leichter. Bald antworteten ſie auf Helims Fragen nicht mehr in einzelnen leiſen Worten, und bald begann unter ihnen ein heiteres und frohes Geſpräch.

Beim Anbruch des Tages, sahen sie in der Morgendämmerung das glückliche Gebürge vor sich liegen, das sie aufnehmen und verbergen sollte.

Sie kamen an. In einem versteckten Thale, über dessen Berge in mannichfaltigen Krümmungen ein dichter Wald sich ausstreckte, und oft in kleinen Gebüschen, die mit ihrem Schatten einen Bach hinab begleiteten, sich bis in die Ebne verlohr, — lachte ihnen plötzlich ein schönes Haus und ein kleiner paradisischer Garten entgegen.

Sie begrüßten diesen Sitz ihrer Wonne mit einer feurigen Umarmung und mit Thränen der Freude, und segneten den Tag ihrer Geburt unter den süßesten Ahndungen. — Helm sagte: Dem will ich gern sterben, da ich euch glücklich weiß! — Und er weihte sie ein, zum völligsten Genuß ihrer Liebe! —

Die Sklaven hatten am Morgen die Nachricht verbreitet, die Seelen der Gestorbenen seien aus des Pallastes östlicher Pforte gegangen, die Höflinge wünschten dem Könige nach hergebrachter Sitte, Glück, und der König dankte ihnen mit eben der Gedankenlosigkeit für ihren höfischen Glückwunsch.

II.

Wallina und Millona.

Eine Elegie.

An

meinen Freund L*F*n,

statt eines Vorberichts.

Hier die gänzliche Umarbeitung von der Elegie: Wallina und Millona.

Als ich Ihnen, schon vor Einem Jahre, dies Gedicht, noch in seiner ersten Gestalt, zeigte, gefiel und misfiel es Ihnen zugleich. Aus welchem Grunde? wurde damals nicht völlig ausgemacht. Sie glaubten — freilich zu meiner Demüthigung — daß gewisse, allein für Sie interessante Ideen, die durch ein Paar Gedanken meines Gedichts bey Ihnen erweckt wurden, Ihr Wohlgefallen, und also meine Verse an sich selbst, Ihr Misfallen verursacht hätten; und Sie konnten Recht haben.

ben. Indeß verlangen Sie nicht, daß Ich Ihnen Recht geben soll; — nein, ich behaupte, (denn dem Fehler, den ich selbst dadurch eingestehe, wäre ja durch diese Umarbeitung schon abgeholfen) ich behaupte: das was Ihnen gefiel, waren die einzelnen Stellen, und was Ihnen misfiel, das Ganze. Lesen Sie diese Verbesserung, und versuchen Sie, ob Sie meiner Meinung seyn können.

Das Ganze hatte zuvor keine Wahrheit, es war keine bestimmte, sich gleichbleibende Regel denkbar, nach welcher seine Theile zusammengesetzt seyn konnten; ich hatte bei einem und eben demselben Risse zweierlei Maasstab gebraucht; ich hatte das Bild einer Gegend, halb wie ein optisches Gemälde, halb wie eine Landcharte gezeichnet.

Der vorige Anfang, — gerade eine so ausführliche Beschreibung, wie der jetzige, — war in die lyrische Form gezwängt, und der arme zweifach verliebte Held des Stückes, mußte mitten in seinem Schmerze, der respektiven Lesewelt den Gefallen thun, und sogar seine äussere Situation hübsch deutlich abschildern. Eben so auch bey dem folgenden. Das Gedicht sollte rein lyrisch seyn, der von Liebe Geplagte, sollte partout so thun, als müßte er, allein aus Bedürfniß seiner Seele, aus Bedürfniß der jetzigen Empfindung, seinen geheimen Kummer in diesem langen Klageliede verlautbaren: und doch war er so ungeschickt, durch ausführliche Beschrei-

bung

lung seines Herzeleides, sich es überall merken zu lassen: er wisse wohl, daß hinter ihm, etwa im Gebüsch, ein Paar Leser stehen, die von seiner Quaal gern eine recht vollständige Notiz haben möchten.

Durch den jetzigen Anfang, ist der Dichter (der allerdings, wenn er nicht für sich allein dichtet, dem Publikum Notiz zu geben hat) von der lyrischen Person abgesondert. Die Elegie selbst, wird vom Dichter — der den Leser vor Augen hat, nur wiederholt: und dadurch verschwindet das Unangenehme der sichtbarlich bezweckten und zugleich verfehlten Täuschung des vorigen Gedichts. Das jetzige will die höchste Illusion der Darstellung nicht.

Es ist mehr zu einem Kunstwerke geworden; und die Regel, nach der die Zusammensetzung seiner Theile ihre Richtigkeit haben soll, ist nicht mehr die Regel für das rein lyrische Gedicht: die Wahrheit des Ganzen hat ihren Grund jetzt nicht allein in der Seele der lyrischen Person, sondern auch in der Seele des Dichters, welcher die lyrische Person bemerkt hat, und seine Bemerkungen dem Leser vorlegt.

Dadurch rechtfertigen sich die sonst sehr ungereimten Beschreibungen dieses Gedichtes, mit denen sich die lyrische Person unmöglich abgeben konnte, obgleich der Gegenstand dieser Beschreibungen in ihrer Seele gegenwärtig war.

Wo der Leidenſchaftliche mit dem lauten Ausdruck ſeiner Empfindungen einhält, wo die geſchwächte Empfindung der Phantaſie Raum giebt, wo ſich die Seele mit ſtillerem Anſchaun ihrer jetzigen oder vorigen Lage beſchäftigt; da hat der Dichter — um nicht blos unverſtändliche Reſultate dieſer Anſchauung geben zu dürfen (wie die lyriſche Perſon, in der Form eines Ausrufes, ſie gegeben hätte), — da hat der Dichter, als Künſtler, ſeine Beſchreibungen eingeflochten, und in dieſe zugleich die Vorbereitung und das Motiv zu dem darauf folgenden, wieder heftigen und lauten Ausbruch der Empfindung gelegt, ſo wie beides (Vorbereitung und Motiv) in der Seele des Empfindenden würklich da war.

Dieſe Regel, nach der die Wahrheit des Ganzen zu betrachten iſt, wird im Gedichte ſelbſt, ſehr beſtimmt angegeben:

Da floß ihm dies klagende Lied,
Bald laut von der Lippe,
Bald ſchweigend durch die Seele nur.

Sollte aber dieſe Vermiſchung der Kunſt mit der Natur unerlaubt oder zwecklos, oder doch zweckwidrig ſeyn?

Unerlaubt nicht! So manche vielgliedrigte Periode, die in den lyriſchen Gedichten (ſogar in der hohen Ode) eines Ramlers und Klopſtocks oft vorkommt, wären ſonſt mit meiner Elegie in gleicher Verdammniß. Die

ſehr richtige, die meiſterhafte logiſche Zuſammenſetzung, durch welche das genaue Verhältniß der Begriffe zu einander, für den erſten Blick, faßlich gemacht iſt, und der außerordentliche Numerus und Wohlklang, welches beydes wir in jenen Perioden bewundern, iſt auch eine Vermiſchung der Kunſt mit der Natur: denn die Empfindung, die aus innerer Nothwendigkeit (und nicht um ſich einem zweiten fühlenden Subjekte mitzutheilen) in lauten Ausdruch übergeht (welches ich für den Karakter des rein lyriſchen Gedicht's halte) hat kurze Sätze, unperiodiſchen und abgebrochnen Styl, wie die lyriſchen Gedichte der Morgenländer, die von keiner Kunſt wußten.

Alſo auch hier iſt ein Werk, was nicht allein Natur, und nicht allein Kunſtwerk heißen kann; und auch hier richtet ſich die Vermiſchung der Kunſt mit der Natur nach der Vorausſetzung *): daß der Dichter, der die lyriſche Perſon bemerkt hat — jetzt als Künſtler, nur in ihrem Namen auftritt, und gar nicht verlangt, daß man ihn für die lyriſche Perſon ſelbſt halten ſolle. —

*) Obgleich mancher von unſern Dichtern ſich dieſer Vorausſetzung, als Regel ſeines Gedichts, nicht deutlich bewußt war; denn der wenigſten haben (durch Motivirung u. ſ. w. wovon bald ein Mehreres) den vollen Gebrauch von ihr gemacht, den ſie zur Vollſtändigkeit und Vollkommenheit ihres Werks machen konnten.

Also nicht unerlaubt! aber vielleicht zwecklos oder doch zweckwidrig? denn nicht alles was die stillschweigende Erlaubniß des Publikums hat, ist deswegen gut; und Autorität allein, gilt — wenn ich mit Ihnen spreche, nicht sehr viel.

Der Zweck des lyrischen Dichters, ist die höchste Rührung bei seinem Zuhörer oder Leser, insofern dieselbe durch die bloße poetische *) (nicht etwa auch Mimische u. s. w.) Darstellung der leidenschaftlichen Empfindung eines einzigen Subjekts hervorgebracht werden kann. Dies Subjekt ist die lyrische Person.

Der Zweck der lyrischen Person, insofern sie ihre Empfindungen durch lauten Ausdruck (überhaupt durch Ausdruck in Worten) selbst darstellt (das einzige, was nachher auch den Dichter, wenn er ein wahres lyrisches Gedicht schreiben will, zur Darstellung berechtigen kann) — ist entweder die Befriedigung eines innern Bedürfnisses, die Befriedigung ihrer leidenschaftlichen Empfindung allein (und dieses gäbe es. kein lyrisches Gedicht); oder auch — bald mehr, bald weniger mit dem ersten verbunden — die Bekanntmachung, die Mittheilung ihrer Empfindungen. Im ersten Falle kann sich der Zweck der lyrischen Person zur Absicht des lyrischen Dichters höchstens nur wie Mittel zum Zwecke verhalten; im letzten

*) Zu ihr gehört, als ein nothwendiges Mittel, die Deklamation.

ten Falle aber, trifft die lyrische Person mit dem lyrischen Dichter zusammen. Hier erzählt, beschreibt, belebet selbst die lyrische Person, und hier kann es auch der Dichter, ohne daß dadurch sein Werk die Illusion der lyrischen Darstellung verfehlt. Hier darf sich der Dichter, um seinem Gedicht Wahrheit zu geben, nicht von der lyrischen Person absondern; hier wird man den Dichter, als Künstler, nicht vermissen, und nicht gewahr werden.

In diesem Fache der lyrischen Poesie, zu dem die lyrische Epistel und das Gebet *) gehört, sollte von dem Dichter unserer Zeit, und überhaupt von den Dichtern jeder verfeinerten und eben so sehr denkenden als fühlenden Nation, — mehr als im Fache der rein lyrischen Poesie gearbeitet werden.

Abgerechnet, daß nur bei einem Volke, oder auch bei einem einzelnen Menschen von äußerst lebhafter Phantasie und äußerst heftiger und wilder Empfindung, ein rein lyrischer Ausdruck (ein Monolog) wenn er nur etwas mehr, als bloße Interjektionen enthalten will, — Wahrheit haben kann; daß ferner dieser Ausdruck nichts weniger als Zusammenhang, Verständlichkeit, oder gar Anmuth leidet; — so kann der Dichter auch bei dieser lyrischen Darstellung die Empfindung selbst nicht vorbereiten

*) Woraus denn auch, bis auf sehr wenige, die weltlichen Gedichte des Horaz bestehen. Seine Ode an einen Baum, dürfte vielleicht [illegible]

reiten und nicht motiviren: denn beides thut die lyrische Person nicht, beides thäte also der bezweckten Täuschung Schaden (Sie werden nicht vergessen, daß ich von dem rein lyrischen Gedicht spreche).

Ohne diese Vorbereitung aber, und ohne diese Motive, was hat der Leser?

Woher kömmt es, daß man so oft die schönste Ode von Klopstock kalt, ohne Rührung, und unbefriedigt wieder weglegt, da sie uns sonst entzückte und hinriß? Freilich von der besondern Stimmung, in der sich unsere Seele befand:— Aber zugleich auch davon, daß ein rein lyrisches Gedicht (wie die meisten in Klopstocks Oden seyn sollen) noch dazu, wenn es von der höheren Gattung ist, durch gar keine Vorbereitung dem guten Willen des Lesers zu Hülfe kömmt, oder kommen kann; wozu im Gegentheil jedes Gedicht der andern Gattungen fähig ist (daher es denn auch bei jedem andern weit weniger auf die vorhergehende Stimmung des Lesers ankommt, ob er vergnügt, gerührt u. s. w. werden soll).

Jene Vorbereitung würde, wenn sie sonst der Wahrheit des Ganzen nicht widerspräche, — die Mitempfindung des Lesers erleichtern, würde nach und nach seine Seele in den Ton des Gedichts stimmen, wenn sie noch nicht darnach gestimmt wäre; oder wenn sie das schon wäre, durch Mittheilung des Grundes und Motivs der dargestellten Empfindung, durch Bekanntmachung der

Situa-

Situation der Begebenheit, der Handlung, des Charakters der lyriſchen Perſon, — inſofern dies alles, Urſach und Motiv der gegenwärtigen Empfindung iſt — den Grund zu einer bleibenden Rührung legen, zu einer Rührung, von welcher der Verſtand Rechenſchaft ablegen kann.

Dieſe Rührung, die ich Mitempfindung nennen möchte, unterſcheidet ſich ſehr vom bloßen Mitgefühle, (bey der elegiſchen Rührung nennt Ariſtoteles, wo ich nicht irre, das erſte (Mitleiden), und das letzte (Philantropie) — Das letzte wird ſchon durch die bloßen Zeichen der Empfindung eines andern fühlenden Subjektes; das erſte aber, verbunden mit den letzten, durch die Bekanntmachung des Grundes und Motives jener Empfindung bey uns erregt.

Das bloße Mitgefühl mögte bei genauer Prüfung, mehr im thieriſchen Theile des Menſchen vorgehen *). Bei jedem, der die untern Seelenkräfte noch nicht bis auf den Grad geſchwächt hat, auf welchem ſie durch die volle Ausbildung der obern Seelenkräfte geſchwächt werden müſſen, wird dieſe Rührung vielleicht ſehr ſtark ſeyn: ſie wird ihn, bei öfterer Wiederholung, nach Maaßgabe ſeines

*) Auch, wenn jene Zeichen Sprache wären, und zwar in ſofern ſie als bloße Zeichen einer gegenwärtigen Empfindung Sprache ſeyn können. — Der Styl des rein lyriſchen Gedichts müßte daher durchweg die Form der Interjection annehmen.

nes Temperamentes, und der Art derjenigen Empfindungen, die ihn durch ihre Zeichen rühren, — entweder zu einem sogenannten Kraftgenie, oder zu einem Empfindler machen: allein bei dem kultivirten Menschen, der seine untern Seelenkräfte den obern würklich untergeordnet hat, wird sie nur eine sehr oberflächliche Würkung thun; oder, wenn sie doch tief eindränge, diesem sehr unangenehm, fast unerträglich werden. —

„Wo ich damit eigentlich hin will?“ Wieder zurück auf das rein lyrische Gedicht!

Wenn dieses Wahrheit haben soll, so (ich muß mich wiederholen) — kann es nichts weiter enthalten als den Ausdruck der Empfindung, der dem Empfindenden aus innern Gründen (zur bloßen Erleichterung) nothwendig ist; und dieser Ausdruck wird für eine zweite Person, — die hier der Leser ist — nichts mehr seyn, als ein bloßes Zeichen der gegenwärtigen Empfindung; und also —

„Und also; — kurz, die rein lyrischen Gedichte sind entweder nicht wahr, oder sie haben keinen Zweck?“ Bei recht genauer Beschränkung und richtiger Anwendung, glaub' ich diesen Satz.

Es giebt eigentlich — außer sehr wenigen kurzen Monologen in einigen Dramatischen Stücken — unter allen deutschen Producten der lyrischen Dichtkunst, kein im strengsten Sinne rein lyrisches Gedicht: Aber es giebt viele, die das seyn wollen, die es ihrer Grundlage

und

und manchen einzelnen Theilen nach seyn müßten, und die es, nur dem Ganzen nach, nicht seyn können.

Der Dichter führt uns eine rein lyrische Person vor, eine Person, die man — (weil man sie auf keine Weise mit einer andern Person zusammen gestellt sieht,) bei dem doch lauten Ausdruck ihrer gegenwärtigen Empfindung (Darstellung) für eine rein lyrische Person, gleich bei ihrem Auftreten, halten muß; und die oft auch, durch den schweifenden Gang ihrer Ideen, und durch die Lücken der Ideenreihe, dem Ausdrucke nach (lyrischer Plan, lyrische Sprünge,) uns noch mehr in dieser Meinung bestätigt.

Nichts deste weniger vergißt der Dichter so oft — und muß es oft vergessen, daß er sich hinter der Kulisse verbergen wollte; — besorgt für den Zuhörer, ruft er, obgleich mit einer Stimme, welche die Stimme der lyrischen Person nachahmt, — Erklärungen, Beschreibungen, gute Lehren u. s. w. in die Pausen der wahren lyrischen Person: Und das zerstört, wenn nicht für jeden, so doch für den recht aufmerksamen Zuhörer die ganze bezweckte Illusion der Darstellung. Beyspiele verlangen Sie doch nicht erst? —

Ohnstreitig hat es mancher lyrische Dichter mitten in seiner Arbeit gemerkt, daß er, als Künstler, sich hier und da mit der lyrischen Person verwechsle; allein das Stück war einmal angefangen. Da machte nun einer, bey der ihm dunkel vorschwebenden Idee eines lyrischen

Kunst-

Kunstwerkes, sein rein lyrisch angefangenes Gedicht zu einer Beschreibung *), oder gar zu einem didaktischen Gedicht in rein lyrischer Form; ohne nur durch eine bestimmte vorangeschickte, und dann durchweg befolgte Regel; (die aber auch an und für sich nicht ungereimt seyn muß) begreiflich zu machen, in wie fern dies Gedicht Kunstwerk, in wie fern es, auch als Kunstwerk nicht ungereimt sey, sondern ein Ganzes ausmache. — Ein anderer aber, wenn er die Inkonsequenz seines rein lyrisch angefangen Gedichts merkte, arbeitete sich mehr (nur nicht ganz) nach der Natur hin; und (jedoch, ohne auch hier ein konsequentes Ganze zu liefern) seine Ode ward so voll Ausrufungen, so voll lyrischer Sprünge; seine Elegie so voll unverständlicher Seufzer, daß jeder Leser, der aus oben angeführtem Grunde, von der Rührung des Herzens seinem Kopfe allemal Rechenschaft zu geben gewohnt ist, entweder nichts, oder etwas sehr Unangenehmes fühlt **). (Nochmals, vergessen Sie nicht, daß ich nur vom rein lyrischen Gedicht spreche.)

„Dem

*) Ein meisterhaftes Beispiel dieser Ungereimtheit können Sie von einem gewissen Miloch, den Sie wohl kennen, in einem seiner frühern Gedichte: Donnerwetter und Erdbeben betitelt, finden. Es steht im deutsch. Museum, Novemb. 1787.

**) Aus diesem allen erklär ich es mir, warum unser, in der Kultur immer weiter fortschreitendes Publikum selbst einen sehr mittelmäßigen Roman, u. s. w. dem besten lyrischen Gedichte, das wir haben, vorzieht, und warum die Leser und Verehrer unsrer vorzüglichen lyrischen Dichter, mehr unter Jünglingen, als unter Männern zu finden sind.

„Dem sey nun, so wie Sie wollen, oder auch anders! — wie gehört das zu dem Gedicht, das Sie mir hier übersenden?“ —

Das haben Sie gewiß nicht gefragt, lieber Freund! das fragte ich, um doch auf eine anständigere Weise wieder auf meine Wallina und Millona zurück zu kommen.

Die Elegie sebst hat rein lyrische Form; allein das macht die darin vorkommenden Beschreibungen und Erzählungen ungereimt; so sehr diese auch sonst, um das zu würken, was ich unter Mitempfindung verstand, nothwendig sind. Jene Ungereimtheit steht meinem Zweck entgegen; könnt' ich sie heben, ohne den Beschreibungen und Erzählungen zu schaden: so wäre dies Mittel nicht zweckwidrig, (welches eben die Frage war, die mich zu dieser ganzen Ausschweifung verführte.)

Ich habe diese Resolvirung versucht, und zwar nach der oben und im Gedicht selbst angegebenen Regel. Daß diese Regel aber an und für sich nicht ungereimt sey, und daß man sie leicht fassen und leicht auf das Ganze anwenden könne, glaub' ich; weil wir ja so viele Kunstwerke haben, die allein nach jener Regel ein wahres Ganze ausmachen: oder vielmehr darum, weil ich keine Ungereimtheit in meiner Regel finde. — —

Nun noch eins! — Ob der Stoff meines Gedichtes psychologische Wahrheit haben mag? Einige

mei-

meiner Freunde verstanden unter dieser Frage so viel: kann ein und eben derselbe Jüngling, zwey dem Karakter und der äußern Schönheit nach verschiedne Mädchen, gleich heftig lieben? — und darauf wüßt' ich freilich, (weil ich doch nur a priori antworten könnte:) nicht gleich zu antworten. Allein ich glaube, daß jene Frage so verstanden, mein Gedicht ganz und gar nicht angehe.

Bemerken Sie nur dies. Erstlich sind die beiden Mädchen, die Semon liebt, in ihrem Karakter und in ihrer äußern Schönheit sich nicht geradezu entgegen gesetzt. Wallina steht zwischen dem Naiven und dem, was man in engerer Bedeutung, das Schöne nennt; — Millona zwischen diesem Schönen und dem Erhabnen. Sie nähern sich bald mehr bald weniger zu einander.

Zweitens, Semon ist ein Jüngling von sehr weichen Herzen, und sehr lebhafter, doch auch sehr lenkbarer Phantasie; ein Mensch der mehr empfindet als denkt, der mehr auf sich würken läßt, als selbst würkt; — oder ziemlich vom gegenwärtigen Eindruck abhängt, und deswegen, Gegenstände der Freude und des Schmerzes, so schnell sie auf einander folgen mögen, mit gleichem Interesse faßt, ob er gleich, wenn ihn von aussen her nichts zerstreut, mit einer und eben derselben Empfindung, mit einem und eben demselben Bilde der Phantasie sich sehr lange beschäftigen kann. Dabei hat er ein sehr gutes und edles Herz, welches sehr gern manchem gegenwärti-

gen Eindrucke, mancher vielleicht nicht ganz edeln Empfindung, Neigung und Leidenschaft widerstehen mögte; wenn er es nur könnte, wenn er nur nach Prinzipien gebildet wäre, wenn seine Moral selbst mehr als Empfindungen wäre.

Alle diese Züge seines Karakters, werden Sie entweder im Gedichte selbst angegeben finden, oder doch aus den dort angegebnen, leicht folgern können.

Das Gedicht sagt in der Einleitung von ihm:

— Des Jünglings Herz
„Empfing noch mit gleichem Entzücken
„Die Schönheit der Hohen, die Schönheit
„Der lieblichen Natur."

und vielleicht ist so viel genug!

Endlich, Semons Liebe zu Millona, ist würklich von seiner Liebe zu Wallina unterschieden. Mischte sich in die lezte sein dankbares Herz nicht; so wäre vielleicht auch hier der lezte Eindruck (Millonens Schönheit) der entscheidende; und so könnt' es denn doch wohl um diese Elegie geschehen seyn.

Semon selbst weiß dies freilich nicht, — wenn er es wüßte; wär er noch dreymal unglücklicher, als jezt. Aber der Leser wird es ihm überall abmerken, besonders gleich zu Anfange, in der Stelle:

Wallina, das Mädchen der Einfalt
Sie wohnet fern von mir in meiner Väter
Hütten u. s. w.

Das einzige, was ich aus der Erfahrung für die Wahrheit einer solchen doppelten Liebschaft anbringen könnte, wäre das Beyspiel eines meiner J. . . schen Freunde, der aber nichts weniger als Semons Karakter hatte. Er veranlaßte eigentlich diese Probe. Indeß ist es mit seiner doppelten Liebe besser abgelaufen, als es mit meines Helden Liebe, aller Wahrscheinlichkeit nach, ablaufen wird. Fürs Todtschießen, Erstechen, Erhängen, Ersäufen u. s. w. ist mir bei diesem nicht bange: aber an der Schwindsucht oder an der Auszehrung kann er recht sehr gut sein junges Leben verlieren.

Leben Sie wohl, und erinnern Sie sich hierbey an das Fäbelchen von der Henne:

Erst leg ich meine Eier,
Dann rezensir' ich sie.

Munch.

Millona und Wallina.

Der Tag entſchlief, ein leiſer Weſtwind miſchte
Das Abendroth in's matte Blau der Luft,
Der Nebel ſpreitete ſich, gleich einem grauen Gewebe,
Allmählich über Wald und Flur
Und ſtilles Dunkel füllte die Thäler.

Da weilte Semon — — (des Jünglings Herz
Umpfing noch mit gleichem Entzücken
Die Schönheit der Hohen, die Schönheit
Der lieblichen Natur; —
Und ach jezt rang ſein Buſen mit den Schmerzen
Zwiefacher Liebe.) — Da weilte Semon
Allein auf eines Berges Abhang
Und fühlte ſeinen Gram und gab ſich ganz
Dem Schmerzen ſeiner Liebe dahin.

Schon lange ſaß er da, und blickte
Mit todten Blicken über die Gegend;
Und als die Gegend um ihn her verloſch
Und langſam vom Rande des Himmels herauf
Die tauſendfarbige Flur
In bleicher Dämmerung erſtarb:
Da ließen ſanft — ihm unbewußt — die Qualen

Des Buſens nach, da neigte ſich zum Schlummer
Der kranke Geiſt; — und, wie die Schöpfung
Für Semons Aug' erloſchen war, erloſchen
Für ſeine Seele
Der Seele Gedanken. —

Doch nicht lange, — denn vor ihm,
Ueber dem Haupte des ſchwarzen Fichtenberges
Erhellten ſich wieder die ſchon verglimmten Wölkchen
Und öfneten ſich in ſilbernen Streifen;
Und durch die Streifen ſah der Mond auf ihn hinab.

Semon erblickte den Mond, und fand ſich ſelbſt
Wieder, ſein Geiſt erwachte
Aus kaum begonnenen Gedankenſchlummer;
Sein Buſen fühlte ſich auf's neu in ſeinem Schmerz;
Doch waren die Schmerzen ſanfter,
Und matter war die Seele.
Da floß ihm dies klagende Lied
Bald laut von der Lippe,
Bald ſchweigend durch die Seele nur.

„Ach, willkommen, o Mond! — Ich dachte nicht,
Daß ich Dich heute grüßen würde;
Aber ich grüße Dich gern
Milde Sonne der Nacht!

Schön iſt die Sonne des Tages
Doch auch Du biſt ſchön.
Zwar wenn die Sonne des Tages empor ſteigt
Vergißt man deiner, o Mond; —
Aber, wenn du in deinem beſcheidene Glanze dahin wallſt,
Gedenkt man auch der Sonne nicht mehr.
Schön ſeid ihr beide,
Prächtig, du Licht des Erwachens,
Still und lieblich, du Leuchte der ſchlummernden Nacht

Alſo Millona, das Mädchen der Hoheit,
Alſo Wallina, das Mädchen der Einfalt,
Beide — Töchter der Schönheit,
Beide — der Liebe Töchter — und beide
Dieſes Herzens Geliebte!

Wallina, das Mädchen der Unſchuld!
Sie wohnet fern von mir, in meiner Väter Hütten;
Schon lange ſah ihr Auge mich nicht mehr,
Schon lange ſchwuren Umarmung und Kuß
Uns nicht von neuem den Schwur der Liebe;
Dennoch vergiſſet ſie meiner nicht.
Sie denkt an mich, in ihrer Einſamkeit,
Und ſparet ihren Blumenkranz, die Tänze
Mit frohen Geſpielen, ſpart ihr Lächeln,
Spart ihre Freuden alle für den Tag,

Den fernen Tag, da ich ihr wiederkehre: —
Und ich? — ich weine nicht?

O, ich gedenke
Jener Stunde
Des Scheidens wohl; —
Du ſtandeſt auf dem Hügel und ſaheſt mir nach,
Ich fuhr im Thale dahin, und blickte zurück nach dem Hügel,
Und als dein weißer Schleier
Zum lezten Male mir winkte;
Und als Du vom Hügel verſchwandeſt;
Da hüllt' ich mich in mein Gewand und weinte. —
O, ich gedenke
Jener trüben
Stunden wohl:
Aber ich weine nicht mehr! —
Seit ich Millona erblickte,
Weint dies Auge nicht mehr.

Wenige Tage ſind es,
Seit ich zuerſt
Millonas Antlitz ſah:
Aber ihr Bild —
Säh' ich auch nie ihr Antlitz wieder —
Entflieht aus dieſem Herzen nicht mehr! —
Es iſt mir, als hätt es ſchon lang
In meinem Buſen gewohnt, als hätt es ſchon oft,
Doch wie ein Traum — vor meinem Geiſt geſtanden.

Ich trat in den Saal;
Von allen seinen Pfeilern
Floß ein leiser
Lampenschimmer herab; und in der Dämmerung,
Den Saal entlang,
Saßen, von sammetnen Polstern gehoben,
Die schönsten Mädchen der Stadt
In ihrem blinkenden Schmucke,
Und um sie her — von freundlichen Blicken gelockt —
Standen flüsternde Jünglinge.
Mein Auge blickte schnell
Ueber den funkelnden Putz dahin;
Ich stand allein, und neidete
Keinem der Jünglinge seines Mädchens Lächeln,
Ich dacht' in süßer Schwermuth
An Dich, Wallina, und harrte
Der bald beginnenden Harmonien,
Daß, von ihnen beflügelt mein Geist
Ganz zu Dir hinüber sich schwänge.

Sie begannen! — Brausend ergossen sie sich
Von des Saales hohem Hintergrunde
Ueber den Saal hin,
Und seine Dämmerung zitterte.
Aber sie tönten nicht
Süße Schwermuth, Klagen der Liebe
Thränen der Wiedererinnerung,
Und sanfte tröstende Hoffnung nicht;

Sie tönten Ernſt und Stolz und Kraft und kühne Größe!
Und langſam ſtimmte meines Herzens
Gefühl nach ihnen ſich um,
Mein Buſen hob, wie mein geſenkter Blick,
Sich wieder empor, und athmete freyer;
Die ſüße Mattigkeit der Schwermuth
Verſchwand, mit ihr Wallinas Bild;
Ich fühlte mich groß und ſtark und kühn,
Und in den Stolz der brauſenden Töne
Klangen nun alle
Empfindungen meiner gehobnen Bruſt.

Nun ſchwiegen die brauſenden Töne!
Doch ach, nicht lange! — jetzt, ach, begann,
Allein von der Harfe begleitet
Ein geſungenes Lied. Es floß
In vollen flötenden Tönen, ſtark und lieblich,
Ueber die ſingende Lippe
Ein hoher, ernſter Geſang.
Und die Dämmerung umher
Zitterte ſtärker
Vor meinem Blick;
Und alle Mädchen,
Und alle Jünglinge
Zitterten.

Siehe, dort ſaß ein Mädchen in roſenfarb'nem Gewande;

Braune Locken umwallten die Schultern ihr und den Busen;
Aus ihrem Auge, von ihrem Angesicht
Gieng ein strahlender Blick, ein Blick
Der seine Freundlichkeit mit Ernst,
Und seine Huld mit Stolz,
Und seine Grazie mit sanften Troz vereinte,
Und der befahl, da er zu bitten schien.

Sie war es, deren Gesang —
Von ihrem Harfenspiel begleitet —
Das Lied begann! — Sie sang es,
Mit ihrer Harfe,
Mit ihrer Lippe,
Mit ihrem Blick!

Das war Millona, das Mädchen der Hoheit!
Das ist Millona, die ich liebe!
Sie sang: Ich bin ein deutsches Mädchen!
O, inniger, stolzer hätt es Thusnelda nicht,
Das Mädchen Thusnelda nicht gesungen!

Und sie trat — so steiget
Von ihrer zur Erde
Niedergelaßnen Wolke
Eine Göttin auf die Flur —
Langsam hinab des Hintergrundes Stufen
Und gieng,

Eh der bezauberte Saal erwachte
Und tönend empor flogen
Seine hundert Hände.

Ich stand und sah sie kommen
Sie kam: ich blickte sie nicht an
Die Jünglinge neigten sich alle;
Ich stand und sah ihr nach!

Aber sie liebt mich, sie liebt,
O sie weiß es, sie sieht —
Du siehst Millona meine Liebe.

Wall ich nicht immer — o vielleicht zu fern —
Dir nach durch die Schattengänge
Am grünen Ufer? — Du blicktest
Oefters Dich um, — doch ach,
Ich wand mich schnell und bückte mich
Und pflückt' ein Gräschen am Wege.

Aber ich weile ja
Manchen dämmernden Abend schon
An deines Gartens
Wohnung und lausche
Hinauf durch dein erdnetes Fenster
Und horche deinem Gesang' und deinem Harfen-Spiel.

O, ich suche mit trunknem Blicke dann
Umher an der Decke

Deines erhellten Zimmers
Nach deinem Schatten Millona — und Du —
Ja, Du erblicktest mich einst
Und schlossest doch dein Fenster nicht!

O, sie weiß es! Ach wenn sie es wüßte! —
Nein, sie liebt mich, sie liebt mich! —
Das sprach ihr Blick, als ihn mein Auge traf,
Mein schüchtern Aug und dein betroffner Blick! —
Ha, sie liebt mich, sie liebt mich — —
Oder — ach Millona
Ach ich liebe Dich doch!

Ja — ich liebe sie, Wallina! — —
Und o, sie wäre vielleicht, hätt ich sie nie gesehen, —
Auch deiner Liebe werth! —

Deiner Liebe! — Wallina, o Wallina,
Mit welchen Bildern kämpft mein Geist, mit welchen Gefühlen
Mein krankes Herz! — O nein, o nein,
Nie werd ich diesen Kampf entscheiden!

O, tritt Du oft mit deinem sanften
Erquickenden Angesicht mir vor, und laß Dein Bild
In langen verweilenden Träumen
Vor meiner Seele stehn:
Denn ach, ich lieb' auch Dich und werde Dich ewig lieben.
— — — — —

Sieh', ich ſehe Dich, —
(Und ſtiller wird mein Herz und ruhiger mein Geiſt) —
Ich ſehe Dich, Wallina,
Liebliches Mädchen der Einfalt
An den Roſengebüſchen,
Wo ich die erſtern
Küſſe der Liebe Dir brachte.

Gehüllt in dein weißes Sommergewand,
Entringelt noch die leichte, blonde Locke, —
Wandelteſt Du, am ſchönſten Morgen des Mays,
(Der Schein des röthlichen Himmels
Umſpielte Deine Schritte,
Umfloß dein weißes Gewand,
Vergoldete deiner Stirne Locken;
Und in die goldne Locke
Sank von den Bäumen
Manches ſilberne Tröpfchen Thau.) —
Wandelteſt Du mit weilendem Tritte
Hinauf durch die ſchattigen Gänge des Gartens
Und lauſchteſt dem tauſendſtimmigen Liede,
Das rings umher, von allen Zweigen klang.

O, wie wareſt Du ſchön! —
Nicht die ſtrahlende Schönheit,
Deren Anblick die Seele beſtürmt,
Daß das Entzücken
In lauten Ausruf überſtrömt;

Nein die holde
Schönheit der Grazie,
Die ſanft ins Auge fließet, ſanft
Die Seele berühret, allmählich
Mit Wonne den Buſen füllt und mit Entzücken,
Das keine Worte, das keine Töne will: —
Dieſe Schönheit umgab Dich,
Gieng aus von deinen Augen, von deinen ſchweigenden Lippen,
Von jeder Gebärde deines verweilenden Ganges.

O, nie wareſt Du ſchön! —
Länger konnte mein ſchüchternes Herz
Seine Gefühle nicht in weggewandten Blick,
In kalten Gruß verbergen! —
Solltest Du wieder (ach, das warst Du ſchon oft)
Solltest Du wieder vorüber wallen,
Und mich — ich lauſchte
Hinter dem Gebüſch —
Und mich nicht ſehn! — — vielleicht mich ſehn,
Und doch, und doch vorüber wallen? — —

Langſam trat ich
Hinter den Hecken hervor,
Die Du hinauf kamſt,
Und gieng Dir entgegen und bot Dir
Ein Röschen zum Morgengruß.

Du tratest zum Rosengebüsch,
Und bracheſt ein Röschen zum Gegengruß,
Und lächelteſt ſtill mich an.

Da durchfuhr mich ein Schauer der Wonne,
Da ergriff ich deine Hand,
Und drückte ſie ſtark an meinen Buſen,
Und meine Küſſe
Brannten auf deinen Arm.

Zwey unentſchloßne Schritte
Trateſt Du hinter Dich,
Hohe Röthe flieg in deine Wangen;
Und deine ſchüchternen Blicke
Schlichen auf dein Gewand zurück. —
Wir ſchwiegen lang! — —
— Plözlich ſtrahlte die Sonne
Ueber den Schatten der Hecke
Zwiſchen uns hin! —
Du blickteſt auf Wallina,
Ich lag an Deinem Buſen! —
— — — — —*)

O,

*) Dieſe, und alle übrigen Querſtriche, (auch ſonſt Gedankenſtriche genannt) — welche im gegenwärtigen und den mehrſten übrigen Gedichten dieſes Büchleins vorkommen, bedeuten nichts weiter, als bald größere, bald kleinere Pauſen, die auch der, welcher

O, wie lieb ich Euch Beide!
Schön biſt Du Mädchen der Einfalt,
Schön und hold iſt Wallina!
Schön biſt Du, Mädchen der Hoheit,
Schön und ſtolz iſt Millona! —

Dein Auge, Wallina, hab' ich oft
In ſtillen Thränen belauſcht.
— Du weinteſt dem ſanften Entzücken der Hoffnung,
Oder dem ſüßen Schmerz der Erinnerung,
Oder dem beſſeren Mitleid, das, fremden Kummer zu lindern,
Sich mehr als Thränen wünſcht, und doch nur Thränen hat. —

Schön, wie ein klares
Wölkchen am Monde,
Läßt Dir die ſtockende
Thrän im Auge,
Schön wie ein Tröpfchen
Thau von der Roſe
Läßt auf der Wange
Die rinnende Thräne Dir.

O Du weineſt ſo lieblich!
Bräche die Zähre nicht hervor aus Deinem Auge;
Ich würde wähnen, Du lächelteſt. —

Dein Auge Millona ſah ich noch immer weinen,
Ernſt, wie die dämmernde Sommernacht,
Oder lachend,
Wie der helle Tag,
Der plözlich durch die Morgendämmerung ſchaut, —
Oder lächelnd
Wie der ſanftere Blick der Sonne
Durch ein fein gewebtes Roſen-Wölkchen
Sah ich dein Auge nur!
Hell iſt ſein Blau,
Strahlend ſein Blick
Und blühende Röthe wallt auf deiner Wange.

Milder iſt Dein
Auge, Wallina,
Milder geröthet deine Wange!
Thränen löſchten die Röthe!
Und dieſe Thränen
Waren auch der Liebe Thränen,
Und dieſe Thränen
Floſſen auch mir!

— O, ihr Mädchen der Liebe, warum
Seyd ihr ſo ſchön? — Warum
Biſt Du ſo ſchön wie Millona
Biſt Du ſo ſchön wie Wallina,
Und ach, warum mußt Euch —
Euch beide mein Auge ſehn! —

Schön iſt Wallina und lieblich!
Schön iſt Millona und hehr!

Wallinas Stimme gleichet dem Weſt,
Der unter die Blumen hauchet:
Millonas Rede gleichet dem Bach',
Der über die glatten
Kieſel dahin ſchlüpft.

Wallinas Buſen ſchläft
Tief unter dem Buſentuche,
Und atmet leis', und hebet ſich ſanft:
Millonas Buſen bricht hervor in ſeiner Schönheit,
Und lauſchet über den Schleyer hin; —
Aber ihr ernſtes
Auge bewacht ihn,
Es trift ihr zürnender Blick die frechen Blicke des Jünglings: —
Und, glühend vor Scham,
Erhebt er ſein Auge nicht mehr. — —

Wann dein Finger Wallina
Tanzt auf den liſpelnden Saiten der Laute;
Dann ſenkt ſich ſtille Wonne,
Wie ein leiſer, ſüßer Schlummer
Der mit holden, ſanft gemahlten Träumen
Um die ruhige Seele ſpielt —
Auf mich herab.

Ach, ſo ſchlummert' ich gern hinüber zum ewigen Schla-
fe. —

Wann Millena die Harfe belebt,
Sieh, dann ſchwingt ſich mein Geiſt
Empor auf die rauſchenden Töne der Harfe
Und ſtürmt mit ihnen zum Himmel hinauf! —
— — — — —

O, ihr Mädchen der Liebe, warum
Seyd ihr beide ſo ſchön!

Weinen mögt' ich mit Dir, Wallina!
Deine Thränen ſind Wonne,
Lieblich biſt Du in deinen Thränen,
Wie die Erinnerung an vergangene Tage,
Wie das Bild von meinen Jugendfreuden,
Deren blendende Farben die Vergangenheit
Mit ihrer ſanften
Dämmerung mäßiget. —

Jauchzen mögt ich mit Dir, mit Dir, Millena!
Dein Blick erheitert mein Auge,
Erheitert meine Seele,
Erhebt mein Herz! —
Wie der Genuß, nicht wie die Erinnerung, —
Biſt Du ſchön im Lächeln
Deines leuchtenden Auges! —
Wie der Genuß, von dem die Erinnerung

Ihre Geſtalten *), — von dem die Hoffnung
Ihrer Gemälde Farben borgt. — — —

Ach, daß mit Dir, ich weinen könnte,
Und jauchzen mit Dir!
Und daß Ihr Beide mich liebtet,
Und unter einander Euch liebtet —
Denn ach, ich lieb Euch Beide! —

Siehe, Wallina,
Dann führet ich Millona
Zu Dir. In Einer Hütte
Wohnten wir Drey
Friedlich beyſammen,
Und fühlten in Lieb' und Freundſchaft,
Und fühlten in Freundſchaft und Liebe,
Der Erde Glück und nichts von ihrem Weh.

Wann der Morgen erwachte
Schlüge Millona die Harfe,
Und weckte den Geiſt zu frohen Gedanken,
Und weckte des Körpers Kräfte
Zu raſchen und fröhlichen Thaten auf! —
Während der Abend entſchlief,
Rührte Wallina die Zitter
Daß ſanft jetzt, wie des Liedes Melodie,
Das Blut Durch die Adern floſſe; liebliche Bilder
Der Zukunft und der Vergangenheit

Lang.

*) Lieber hätt ich geſagt: die Zeichnung ihrer Gemälde u. ſ. w

Langsam durch die Seele wallten, —
Und zu des Leibes sanfter Entkräftung
Sich des Entzückens Wollust mischte. —
Dann träumten wir noch
In süßen Gesprächen
Zu beseeren Welten uns hin,
Und liebten weit hinschweifende Wünsche,
Doch als gesellige Träume nur. — —

O, wie lang, wie lang, ihr glücklichen, —
O ihr seligen Tage, wie lang
Weilet ihr noch! —
Werden noch Jahre vergehn? —
Ach, noch lange
Einsame Jahre!
Noch mancher bange Winter, noch mancher
Sehnsuchtweinende Frühling! — —

Ja, es werden noch viele vergehn! — —
O alle, alle die Du leben wirst! —
Tödte Dich nicht! trockne Dein Auge nie!
Wie jetzt, verlassen und elend,
Wirst Du Dein ganzes,
Dein ganzes Leben seyn. —

Wallina wird hören von Milena,
Ihre Liebe kehrt sich in Mitleid;
Sie weint dem Ungetreuen,
Aber sie liebt ihn nicht mehr!

Millona wird hören von Wallina.
Und mit kaltem Aug' — ach, keinem Blick voll Spott *),
Auch dem nicht! — gehet ſie mich vorüber,
Und verachtet mich.

Beweine mich, Wallina,
Und liebe mich nicht mehr!
Verachte mich, Millona,
Mit deinem kalten Blicke!
Ihr tödtet mich, ihr quälet meine Seele,
Ich aber lieb, ich lieb euch doch!
— Beide muß ich euch lieben,
Beide liebet mich wieder;
Oder, es liebe mich keine! —

Warum, Du Vater der Liebe,
Schufſt Du des Schönen ſoviel?
Warum ſo viele
Mädchen der Liebe,
Wenn der Jüngling nur Eine,
Ich, ach, nur Eine lieben darf! —

Laß mich mein Leben
Einſam verweinen!

Ein

*) Solle es vielleicht nicht pſychologiſch richtiger ſeyn, wenn Ge-
mon ſagte.

Ach, keinem Blick voll Zorn,
Auch dem nicht! —

Einſam verweinen
Die Tage der Jugend;
Bis dieſe Augen
Bey Wallinas Lächeln
Nicht mehr die Thräne
Der ſüßen Schwermuth weinen,
Und dies matte Herz,
Auch wann Millonas ſtolzer Blick mir lächelt,
Nicht lauter ſchlägt.

Das wird im Grabe geſchehen!
Wo mein Auge nicht mehr ſieht,
Mein Herz, mein lang gequältes Herz
Auf ewig zu athmen vergißt!

III.

Timoleon.

Timoleon*).

Die Schiffe standen bereit, den großen Timoleon aus dem beruhigten Sicilien wieder nach Griechenland hinüber zu führen.

Denn

*) Die auffallende Aehnlichkeit der bürgerlichen Unruhen des ältern Siciliens, welche durch Korinths Vermittelung und Timoleons Weisheit und Menschenfreundlichkeit glücklich gestillet wurden, mit den neuerlichen Zwistigkeiten in Holland und deren Beendigung durch den König von Preussen und den Herzog von Braunschweig, — gab zu diesen Blättern die nächste Veranlassung. — — Vielleicht, daß dis Sujet, und die Ausführung desselben — die freilich einer Skizze nicht unähnlich sieht — einen besseren Platz in dieser Sammlung, als in einem ephemerischen Blatte, gefunden hat. Es hat reichen Stoff zu einer größern Scene und wird vielleicht künftig ausgeführet werden.

Denn ſchon waren Siciliens verödete Städte von neuem bevölkert, und Neid und Haß und Zwietracht, und der ganze blutige Bürgerkrieg, in ſtillen Frieden, in Eintracht, in Bruderliebe verwandelt.

Fröhliche Tänze, Freudenmahle, und die Götterfeſte begannen wieder. Brünſtiger, als jemahls, ſtiegen heilige Lobgeſänge, oder Danklieder und fromme Gebete der Mutter für ihren wiedergefundenen Säugling, der Wirwe für ihren geneſenden Sohn, der Kinder für ihre geretteten Eltern — zu den wohlthätigen Göttern empor; — frohlockender, als jemahls, tönten die Hymenäen glücklicher Mädchen, glücklicher Jünglinge; — und ſtiller und ſanfter und zufriedner, als jemahls, weinten die Klagegeſänge um die Urnen erblaßter Greiſe.

Ceres und Proſerpina ſegneten ihr geliebtes Eiland, ſegneten Timoleon, der dem geliebten Lande den ſüßen Frieden von neuem ſchenkte. —

Dion hatte vordem Sicilien von dem ſchweren Joche der Dionyſe befreyt. „Dion, Vater Siciliens! Wiederbringer der Freiheit! Retter! Schutzgott!“ ſo nannten ihn die befreyten Bürger von Syrakus. Die Mädchen hießen ihn Mars und Apollo, und prieſen ihn noch mit andern heiligen Namen in ihren Lobgeſängen, in jedem ihrer fröhlichen Lieder, und die jungen Kinder lernten zuerſt den Namen Dion, ſtammeln.

Aber dieſe glückliche Eintracht dauerte nicht lange: denn ſchlaue Verläumder, heimliche Freunde des neidiſchen Karthago, von dieſem mit reichen Verſprechungen angelockt, machten gar bald Diens rauhe Tugend dem Volke verdächtig: ſie ſchalten ſeinen väterlichen Rath, eigenſinnige Geſetze; ſeine thätige Vorſorge, ſchleichende Tyranney; und die leicht zu betrügende Menge war plötzlich mit derſelben heftigen Leidenſchaft, mit der ſie zuvor ihm anhing, jetzt wider Dion entbrannt.

Das ganze Volk war in zwey Haufen getheilt; doch der wütende Haufe der Aufrührer war der größte. Dion wurde verjagt, und ſeine Feldherrnmacht dem trügeriſchen Iketes, einem Mitverſtandenen Karthago's hingegeben. Iketes verfolgte den Verjagten mit gedungnen Mördern; überfiel Diens Weib und Kinder, die eben nach Griechenland fliehen wollten; rottete Diens ganzes Geſchlecht aus; — und der Tod des Vaterlandbefreyers war die Loſung zum allgemeinen Blutvergießen.

Städte wurden zerſtört, Tempel entweyht, Väter zuckten den Dolch auf ihre Kinder; Weiber miſchten Gift für ihre Männer, Söhne ermordeten ihren Vater am Altare, und der Prieſter ſegnete die That.

Die friedlichen Götter hatten das tobende Land verlaſſen, die ſiegenden Furien jauchzten, und Karthago

ſtand

stand lachend da, und hielt die Fesseln bereit, in die es das hülfloſe Sicilien schmieden wollte.

Da erbarmte sich Korinth, Siciliens Mutterland, seiner bedrängten Kinder, und sandte seinen Timoleon. Es war eine finstre, stürmische Nacht, als Timoleon mit seinen Männern die Schiffe bestieg; aber kaum hatten sie die Höhe des Meeres erreicht; so schwiegen die Stürme, die Wellen ebneten sich, die Gewölke wurden heller, und die Fackel der Ceres, die bey den Mysterien die heilige Nacht erleuchtete, zog schwebend den Schiffen voran, und beglänzte den Pfad durch die Fluten. Mit seinen Korinthern, und mit den wenigen Edeln des Sicilianischen Volkes, welche noch Freunde Diens und des Vaterlandes waren, zog Timoleon gegen den Aufruhr an: — und siehe, — wie der Sturm und die tolende Wege, und die ganze stürmische Nacht vor seinen Segeln verschwunden war, so verschwanden die mächtigen Haufen der Wütenden vor dem Anblicke seines Heers.

Das Schrecken und die Freundlichkeit einer mächtigen und guten Gottheit zog seinen Waffen voran; die Feinde flohn vor Timoleon, und liebten ihn. Er siegte ohne Blutvergiessen; und wen auch die Macht der Waffen überwinden mußte, der folgte nun bald nur an die leisen Bande der Großmuth und Menschenliebe dieses unüberwindlichen Mannes gefesselt.

fesselt. Seine Besiegten waren seine Freunde, sie gewannen ihn lieb, und liebten in ihm wieder ihr Vaterland. Karthago, das mit seinem Heere heimlich dem Aufruhr gedient hatte, wich beschämt zurück; Timoleon zog unter lautem Jauchzen des Volks in Syrakus ein; und, nach funfzig schnellen Tagen, fühlte nun ganz Sicilien aufs neue Fried und Ruhe, und die segnende Gegenwart der heimischen Götter. —

Vor Ceres und Proserpinens Altare lag jetzt Timoleon und dankte den Göttern. Um ihn her, knieten seine Männer, von dem Volke mit Siegskränzen geschmückt. Die Syrakuser und alle Sicilier, die gekommen waren, noch einmal ihren Vater und Retter zu sehn, umgaben in ehrfurchtsvollem Schweigen die Betenden; aller Blicke ruhten auf Timoleon, aller Augen hingen voll Thränen.

Jetzt erhob er sich, mit ihm erhoben sich die Augen der Menge zum Himmel, zu den Göttern. — Er stieg die Stuffen des Altars hinunter. Auf der letzten stand er still, sah mit erhabnem und doch mildem Blick unter dem Volk umher; und alle drängten sich näher.

Nun lebt wohl! rief er. Da erscholl die Stimme des Weinens, da rief das Volk laut: Vater! Retter! Schutzgott! Da flogen die Weiber in die Arme der Männer Timoleons und reichten ihnen die Lippen der geretteten Säuglinge dar! da rissen die Mädchen die goldnen Ketten

vom Busen, und hingen sie den Kriegern um Helm und Arm.

Timoleon sah ernst; seine Männer gaben lächelnd die goldnen Ketten zurück, ordneten sich zu ihren Führern: und sie wandelten zu den Schiffen hinab.

Vor ihnen her und hinter ihnen zogen die Mädchen, und die Jünglinge, sie streuten Blumen auf Timoleons Weg, und sangen. — Der Gesang zerschmolz oft in ein leises Schluchzen und Weinen. —

Mädchen.

Thränen empfingen Dich, Thränen des Jammers;
Thränen begleiten Dich, Thränen der Freude,
Du, von den Göttern und Griechen gesandt,
Freyheitsretter, Timoleon!

Jünglinge.

Wir hoben die Schwerter empor und töteten die Schilde zusammen,
Und jauchzten Blut und Tod, da wir Dich kommen sahn:
Aber Du kamst mit den Liebesgöttern *); und siehe,
Gesang und Saitenspiel begleiten Dich.

Alle.

*) In einem Trauerspiel des Sophokles, (in welchem, weiß ich jetzt nicht mit Gewißheit zu sagen) wird die schnelle und leichte Ausführung dieser That des Timoleons den Liebesgöttern zugeschrieben.

Alle.

Thränen empfingen Dich, Thränen des Jammers,
Thränen begleiten Dich, Thränen der Freude,
Du von den Göttern und Griechen gesandt,
Freiheitsretter, Timoleon!

Jünglinge.

Daß nun die Zwietracht
Nicht mehr auf Bürger-
Leichen daher zieht,

Oder die Fackel
Ueber den Hütten
Verlaßner Weiber und Greise schwingt;

Mädchen.

Daß nun der Säugling
Nicht mehr den Tod trinkt
An der geängsteten Mutter Brust; —

Daß nun die Liebe den Gatten wieder
Zurück an des Weibes zärtlichen Busen,
Zurück an die Lippe des Säuglings ruft;

Jünglinge.

Daß Väter die Söhne, Söhne die Väter
Wieder umarmen, und bey Freundesmalen
Kein Gift im fröhlichen Becher lauscht;

Mäd-

Mädchen.

Daß wir nun wieder Tänze beginnen am heiligen Quell,
Daß uns nun wieder Myrten und Rosen
In der Locke blühn,

Jünglinge.

Ja, daß nun die Götter uns von neuen segnen, —
Daß nun das Vaterland von seinen Jünglingen,
Von uns, von uns Befreyer fordern darf;

Mädchen.

O, daß uns die Götter nun von neuen segnen, —
Daß unser Jüngling von Timoleons Thaten glüht,
Und mit Timoleons That die Weiber den Knaben erziehn,

Jünglinge.

Danken wir Dir,

Mädchen.

Danken wir Dir,

Jünglinge.

Tyrannenhasser,
Freiheitsretter Timoleon!

Mädchen.

Du von den Göttern und Griechen gesandt,
Herzenbezwinger Timoleon!

Und des ganzen Volkes Stimme tönte mit in den Gesang:

Herzenbezwinger,
Freiheitsretter Timoleon!

Timoleon stand schon in seinem Schiffe, wandte sich, und rief noch einmal; lebt wohl! —

Die Taue wurden gelöst, die Segel spreiteten sich, die Männer jauchzten dem mütterlichen Lande zu, — der Westwind bließ, und die Schiffe tanzten im Fluge dahin.

Lange scholl ihnen die segnende Klage der Geretteten nach, bis das letzte wallende Segel am fernen Himmel verschwand. Dann gingen die Traurigen alle, schweigend und langsam in die stillen Hütten Syrakuseus zurück.

Korinth aber empfing mit Entzücken seine edlen Söhne, die ihrer Brüder Leben siegreich gerettet hatten.

Am Gehölz, bei dem Tempel der Pallas, auf der heiligen Wiese empfing sie Corinth.

Sie hörten von Weiten das Jauchzen der Korinther, und das Heer stimmte voll Entzücken den Gesang des Sieges an und eilte.

Väter, Mütter, Weiber, Bräute und Kinder stürzten herzu, und die Reihen waren zerrissen.

Da hingen Jünglinge an den Lippen frohlichjauchzender Bräute, die vorausgeeilt waren.

Jetzt flogen Männer in die Arme ihrer Weiber, die mit Freudenthränen dem zurückkehrenden Vater seine Kinder entgegenführten.

Jetzt erscholl das laute Weinen der Mütter, die ihre heimkehrenden Söhne segneten, besorgt nach ihren Wunden forschten, und den Göttern dankten!

Nun eilten auch die Väter herzu, und betrachteten die Schilde der Söhne, betrachteten lächelnd die Scharten in den Helmen und in den Schwertern.

Freunde drückten schweigend dem wiederkehrenden Freunde die Hand.

Timoleon lag in den Armen seines Weibes und seiner Kinder, und genoß jetzt schon den Lohn seiner großen Thaten.

So zogen sie in Korinth, ein Mädchen in den Reihen der Männer und stolz darauf, unter den heimkehrenden einen Begleiter zu haben.

Timoleon! jauchzten, aller Lippen, Timoleon, Korinths Sohn! und die Nacht verfloß bei frohlichen Bechern und Küssen und Erzählungen.

*) Am andern Morgen — einen schönern Tag beschien die Sonne nie, — rief die Trompete das Volk

*) [illegible]

zur

zur Versamlung vor den Tempel Jupiters. Bekränzt mit Opferkränzen strömten die Bürger herzu; unter ihnen eine lange Reihe fröhlicher Mädchen; — der Schleier verbarg das Entzücken der Jungfrauen nicht. — Dann kam Timoleon, von den Priestern aller Götter begleitet, in voller glänzender Rüstung; hinter ihm sein Heer, gerüstet wie zur Schlacht, Siegesbinden auf den stralenden Helmen, Myrten um die gezogenen Schwerter geflochten. Zulezt kamen die Jünglinge Corinths in weißen Opferkleidern

Sie waren versammlet vor dem Tempel Jupiters, da eröfnete der Priester Zeus den Götterspruch des delphischen Apollo. Korinth hatte den Gott gefragt, wie sie den Himmlischen danken sollten? Daß Volk schwieg und der Prister laß:

„Opfert den Göttern Olimpus
„Festliche Hekatomben!
„Doch opfre zuvor Timoleon
„Dem wohlthätigen Mars *),
„Mit ihm das Volk nach heiligen Gebräuchen!"

Und alle Priester standen erstaunt und riefen: Gesegnet sei uns, Liebling der Götter, Timoleon! — Seid uns gesegnet ihr Krieger Timoleons!

Hei-

*) Diese Dichtung ist in keiner griechischen Mythe gegründet.

Heilig war der Tempel Mars, des Wohlthätigen, heiliger als alle Tempel der Götter; in Griechenland selbst Götter ehrten ihn.

Es war nicht Mars, dessen Fußtritt die Erde verwüstet, vor dem die Wuth mit blutiger Fackel hergeht; nicht Mars, mit dem die Hungersnoth wandelt und die schleichende Pest, welche die Städte verödete; nicht Mars, der sich der Schlachten freuet, und dem Ströme Bluts und aufgethürmte Leichen, und die Geberde der Halbtodten ein wonniges Schauspiel sind.

Es war Mars der Wohlthätige, dem der Ueberfluß folgt und der Friede, der die Ketten der Sclaverey zerbricht, der die Zwietracht verjagt, welche vom Blute der Völker sich nährt. Es war nicht Jupiters Sohn. Es war der Sohn; es war der Erstgeborne der unbekannten aber ewig guten Gottheit.

Bei Korinth nahe am Meere, im Schatten fruchtbarer Oelbäume stand der Tempel Mars des Wohlthätigen, auf einem kleinen mosigen Hügel, von dem eine Quelle herabrieselte. Des Tempels Dach war mit Binsen gedeckt. Acht Säulen, — unentrindete Oelbaumstämme trugen das Dach.

Man bestieg keine marmorne Stufe hinein; eine Reihe schattiger Bäume führte den Hügel hinauf in den Tempel.

Am Eingange ſtanden wenige Bildſäulen, mehrere noch leere Fußgeſtelle, nur aus gemeinen Marmor gehaun. Der heilige Altar war ein grüner Raſen.

Hinten im Tempel ſtand Mars des Wohlthätigen Bildſäule. Ernſt war Sein Blick, aber nicht wild. Auf ſeinen Locken trug er einen Kranz von Aehren. Er ruhete auf einer Lanze, die einem Weinſtocke zur Stütze diente; zu ſeinen Füßen lag ſein Helm, mit Früchten angefüllt, zur Seite ſein Schild, in dieſem das Bild eines lächelnden Säuglings.

Eine heilige Stille machte den Tempel und die Gegend umher ſchauerlich. Kein Reiſender gieng vorüber, ohne ſich nicht dem Tempel von weiten zu nahen, und in ſtillen Gebeten ſich aus der heiligen Quelle zu waſchen.

Neben dem Tempel tief im Schatten der Oelbäume ſtand der Altar der Venus-Urania, dieſes Mars Schweſter.

Ein Prieſter diente beiden Gottheiten, und opferte ihnen Wein, Oel und Mehl. Knaben von reiner Seele wurden in dem Tempel erzogen. Sie ſangen den Himmliſchen Opfergeſänge, lernten wenige Hymnen, und begleiteten ſie mit der ſanften Flöte.

Wann in der Nacht die Hymnen ertönten und die Flöten der Knaben; wandelten Götter und Göttinnen unter den Bäumen umher: ſo ging die Sage unter den Hirten dieſer Gegend.

Schön waren die Knaben, die im Tempel lebten; ſanft war ihr Auge, noch ſanfter ihr Herz. Lykurgus hatte ſeine Jugend in dieſem Tempel verlebt; Cedrus, auch Solon.

Timoleon mit ſeinen Männern, begleitet vom Volke, trat jetzt aus den Schatten der Oelbäume. Der Prieſter kam ihm entgegen.

Sey mir geſegnet Timoleon! ſeyd mir geſegnet, ihr Männer! — Ha, Timoleon, ich kenne dich, ich kenne Dein Herz! Eh Du nach Sicilien zogſt, wußt ich ſchon — die Gottheit hat es mir verkündigt — deine groſſe und ſegnende That. Siehe, dieſer Gottheit haben noch wenige Sieger geopfert; wenige, aber alle von unentweihtem Herzen und unentweihter Hand; alle, deren That nicht nur die oft betrogne Nachwelt, — auch ihre Zeit, ihr Volk, ihre Mitbürger, ſelbſt ihre Beſiegten groß nennen und ſegnen! Tritt hinein Timoleon!

Der Prieſter hatte geopfert. Er hob die Hände empor und rief:

„Ewige Gottheit, Timoleon weiht dir ſein Schwert. Er zog aus, mit ſeinen Männern zur Schlacht, und ſie kamen wieder, mit Oelzweigen geſchmückt. Sie haben Völker beſiegt, und die Völker ſind glücklich; ſie haben Städte erobert, und die Bürger feiern ihnen freiwillige Feſte. Ihre Siege ſind Siege ohne Thränen, ihre Schlachten haben Leben gerettet. Timoleon hat die Freudenthränen des überwundenen Volkes geſehn, und

wo seine Krieger giengen, da tönten Grüße, und laute Segenswünsche. Ein ganzes gerettetes Volk, Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen nennen Timoleons Namen in frohen Liedern, in Dankgebeten vor den Altären aller Götter! „Timoleon legte sein Schwert auf den Altar, und opferte Wein Oel und Milch. Indeß begannen die Opferknaben:

Der Du den heißen Staub der Feldschlacht nicht
Mit Wollust athmest, und bei des sterbenden
Schlachtfeldes Röcheln, nicht
Gelehnt auf deinen Schild verweilst;

Der Du des wilden Menschenbezwingers Stolz,
Den blutigen Lorberkranz, und die marmorne Säule
Für tausend Seufzer und Thränen, für tausend
Leben erkauft,
Hassest mit eines Gottes Haß,

Der Du die immer treffende Lanze
Und Dein sichres Schwert, allein der seufzenden
Tugend
Und der bedrängten Freiheit, und dem Frieden
Und allen Künsten des Friedens weihest.

Der Du den weisen Krieg Völker erhalten lehrst,
Aus zertrümmerten Städten wieder Pallaste hervor
rufst,
Verwüstete Aecker mit reichen Ernten segnest,
Und öde Fluren wieder mit Rosenlauben
schmückst;

Mars Wohlthäter, Du, der dem Menſchengeſchlecht
Seine weiten Reiche, ſeine geſegneten Lande
Von des Leuen und Tigers
Blutiger Herrſchaft errangſt!
Wenige Sieger beten Dich an!
Viele Jahrhunderte
Stolz auf Eroberer
Gehen vorüber und kennen Dich nicht! —
Segne den Mann, der heut deinen Altar berührt,
Der, mit weinendem Dank geretteter Völker, des Siegers
Und des Beſiegten jauchzender Freude geſegnet,
Von Dir den Aehrenkranz empfäht! —

Da bebte der Hügel, da ſchwankte der Tempel, und es gieng ein Geräuſch in den Wipfel der Oelbäume, wie das ſanfte Liſpeln des Weſtes; aber die Wipfel wurden nicht bewegt.

Der Prieſter bekränzte Timoleon mit dem Aehrenkranze, ſchlang die Arme um Timoleons Schulter, und küßte ſeine Stirne.

Das Volk, um den Hügel her, war auf die Kniee geſunken, und betete in ſtummer Freude, nur mit Blicken zu den Göttern. —

Der Prieſter führte jetzt Timoleon zu den Bildſäulen hin, und nannte ihm ihre Namen und erzählte die wohl-

wohlthätigen Kriege der Helden, deren Andenken dieſe Säulen gewidmet waren.

Dies war Lykurgus Säule, der mit dreyßig bewafneten *) die nur ſchröcken, nicht tödten ſollten, ganz Lacedemon das Glück eines einzigen, friedlichen Hausſtandes gab.

Dies war Codrus, dies Numa, und dieſes Bild, woneben Timoleons Bild ſtehen ſollte, war Gelons, eines Königs in Sicilien, der mit ſeinen Waffen die Karthaginenſer von ihren Menſchenopfern zurück trieb, und Tauſenden das Leben rettete.

Und Timoleon ſagte mit thränenden Augen zum Prieſter: Mein Vater, ſo wenige?

Da ergrif der Geiſt der Gottheit den Prieſter, er hob die ausgebreiteten Arme empor, es glühten ſeine Wangen, ſeine Blicke ſtrahlten; er rief laut, daß es die Menge hörte:

Nein, ſie ſtehen nicht alle hier, und werden nicht alle hier ſtehen, die es Werth waren, und es werth ſeyn werden, dieſem Gotte zu opfern. Dieſer Tempel wird vergehn, dieſe Länder des freien Volks, werden das Land der Sklaven, und der Tyrannen werden! Barbaren werden Dich beherrſchen, o mein großes freies Griechenland! Dann wird nach manchem blutigen Jahrhundert, fern von hier im hohen eiſigen Norden, unter Völkern, die ihr nicht kennt, da wird Mars des Wohlthäters Name

*) Sieh Plutarchs Leben des Lykurgs.

me gekannt und angebetet seyn (Gekannt von Vielen, ach, noch immer von Wenigen angebetet!).

Zweimahl wird Rom — einst die Königin der Welt — erbeben! Aus den nördischen Wäldern wird Mars der Wohlthätigkeit hervorgehn, und über nördische Fluthen wird er kommen, und die Tyrannin Rom, und ihre Söhne werden fliehn, und ihre mitgebrachten Ketten und ihre errichteten Scheiterhaufen werden ein Spott der kommenden Jahrhunderte seyn *).

Auch Deine That Timoleon, dort wird sie noch einmal geschehn!

Ein kleines Volk am nördlichen Ocean, das sich einst, wie Dein Sicilien, von blutgierigen Tyrannen muthig losriß, das jetzt des Friedens und der Freiheit und des Segens seiner handelnden Schiffe, und des reichsten Ueberflusses genoß: wird von hinterlistigen Feinden betrogen, auch einen Vater verkennen, wird sich blutig entzweien. Bürger erheben wider Bürger das Schwert, ein falsches Karthago lacht; Verwüstung und Armuth droht dem Ueberfluß, Knechtschaft der Freiheit.

Aber es kömmt mit seinen wohlthätigen Kriegern des Nordens geliebtester Fürst, — gerüstet ziehen sie aus, mit Palmen bekränzt kehren sie wieder, und die Freudenthräne der Besiegten ist ihre Beute.

*) Deutet vermuthlich auf Hermann und auf Gustav Adolph.

IV.

Drei Elegien.

Meinem

Freunde Faber

gewidmet.

Mein guter lieber Faber, wo auch dieser Brief Dich antreffen mag *) — sey herzlich von mir gegrüßt und gesegnet! — Die Zeiten sind hin, und mögten wohl nie wieder kommen, da wir einander nicht

*) Ich weiß seit beinahe zwei Jahren nicht, wo das Schicksal meinen besten innigsten Freund hingeführt hat. Der Leser verzeihe mir daher diese wenigen Worte an meinen Freund, so wie er ja manchem Autor seine lange Dedikation verzeihen muß!

nicht erſt erzählen durften: wie wir lebten? wie es uns ginge? womit wir uns beſchäftigten? Wir lebten zuſammen, wir duldeten Ein Schickſal, wir hatten Eine Beſchäftigung, wir beide lebten nur Ein Leben.

Es ließe ſich viel über das Gute und über das Böſe unſrer damaligen Tage, jenes Dir zum Lobe, dieſes mir zum Troſte ſagen; wir würden dadurch vielleicht wieder eine frohe glückliche Stunde gewinnen; wir würden vielleicht auch manches Wahre und Nützliche, für unſer künftiges Leben daraus lernen können: aber, wie Du ſiehſt, ich ſchreibe meinen Brief an Dich, vor dem Publikum; und ich habe wohl zu bedenken, daß der Leſer noch nicht mein guter Freund, ſondern höchſtens mein Gönner iſt, daß er noch nicht fragen wird, was ich mache? ſondern allein, was ich bringe?

Ich bringe wenig.

Dieſe Elegien *), ſo ſehr ich ſie, ſeit den drei Jahren, da ſie zuerſt gedruckt wurden, verändert, vermehrt, und, wie ich glaube, verbeſſert habe, betreffen vielleicht noch immer einen viel zu individuellen Gegen-

*) Was hier geſagt wird, geht nur auf die beiden erſten Elegien.

genſtand; und werden daher bei den Leſern nicht das volle Intereſſe und die volle Rührung würken, die ich bezweckte.

Sie gehören ohnedies mit zu derjenigen Gattung lyriſcher Gedichte, die ſich eine mit ihrem Ton harmonirende Stimmung des Leſers nur wünſchen muß, und glücklich iſt, wenn ſie dieſe ſchon findet; ſonſt aber durch ihre eigne Kraft ſie ſchwerlich hervorbringen kann *).

End-

*) Ich habe in dem Briefe, vor Wallina und Millona, Gelegenheit gehabt, hievon etwas mehreres zu ſagen. — Wenn der Leſer eines lyriſchen Gedichts nur nicht in der entgegengeſetzten Stimmung iſt; ſo kann ihn oft ſchon eine einzige lyriſche Inverſion, oder eine am rechten Orte angebrachte Interjection, gleich zu Anfang, in den Ton des Gedichts bringen. Allein im entgegengeſetzten Falle könnte ihm wohl nur durch Vorbereitung, Beſchreibung der Situation, Erzählung der Motive u. ſ. w. nach und nach hinein geholfen werden. Beſtürmt man ihn hier aber gleich mit dem Ausdruck des vollen Affectes; ſo wird der Ton ſeiner Seele mit dem Ton des Gedichts eine höchſt unangenehme Diſſonanz machen. — Und wenn auch am Ende der Erſte dem Zweiten nachgäbe; — was wird das Gedicht ſelbſt dabei gewinnen? Das ganze Gedicht wird alsdann nur Vorbereitung ſeyn. Das Ende wird erſt zur Mitempfindung ſtimmen, da es ſonſt ſchon die Rührung vollenden müßte.

Endlich, es ſind Klagelieder, und wer mag jetzt Klagen und Seufzer gern anhören? Je artiger und feiner unſer Publikum werden wird, je weniger wird ein Trauerſpiel Zuſchauer, und eine Elegie Leſer finden. Der Schmerz iſt nicht immer artig, er vergißt oft die Convenzion, und ſeine dringende Klage erſchüttert unſre feineren und leider ſchwachen Nerven zu ſehr.

Hieraus ſiehſt Du, lieber Faber, daß ich bei dieſen Elegien nur auf ſehr wenige Leſer rechnen darf. Indeß auch dieſe wenigen ſind mir lieb, denn unter ihnen biſt Du.

Nimm dies zum Andenken an mich; ich werde, ſo lang ich lebe, die Tage für die ſchönſte Zeit meiner Jugend halten, da ich mit Dir lebte.

Mnioch.

Halle, den 26ſten Sept.
1788.

1.

Wiedererinnerung.

Wiedererinnerung, Tochter des Himmels, von Deinen Geſpielen,
Wenn nicht die Herrlichſte, doch dem ſterblichen Auge die Schönſte, —
Siehe, Dich hat Dein Gott — und das iſt ſeine Liebe
Zu dem Menſchengeſchlecht! — herab zur Erde geſendet,
Daß Du mit menſchlichem Troſte die Menſchen auf Erden erfreueſt;
Daß mit dem Knabenballe Du ſtilleſt den weinenden Alten

Und

Und die weinende Greisinn mit einem Röschen vom Brautkranz;
Daß Du selbst der Hoffnung die Blümchen pflückest, womit sie
Ihre Kranken erquicket und ihre Sterbenden tröstet.

Ach, Du lächelst so gern aus stillen Fernen der Vorzeit
Deine Traurigen an! Hoch auf der Vergangenheit Hügeln
Stehst Du; sanft erleuchtet der Glanz um Deine Locken
Alle die grünenden Höhen, und blumigen Gärten der Kindheit! —
Sieh' dann wenden wir uns, dann sehen wir traurigen Wanderer
Aus dem Thale zurück, wo nächtliches Dunkel den Pfad deckt;
Seh'n und denken: ach, dort haben auch wir einst gewandelt.

Aber, Du liebliches Mädchen, Du Trösterinn heimlicher Thränen,
Hast Du kein Lächeln für mich? — Wie lange wandl' ich im Dunkel!
Wird denn nimmer ein Morgen erquicken mein schmachtendes Auge?

O, wer ſingt mir ein Liedchen aus meinen verfloſſenen Tagen,
Ob ich mit ſeinen Tönen die Bilder jener Tage
Wieder vor Augen mir locke, mit dieſen Tönen ſie halle? — —
— Horch, dort liſpelt herauf das Lied vom graſenden Lämmchen!
Näher, näher herauf Du freundliches Liedchen der Wiege! —
O, ihr Töne, die einſt mit ſüßen Träumen, des Säuglings
Leichten Schlummer erquickten; ihr erſten melodiſchen Töne
Die ich als Knabe ſang, in die ich herrliche Freude
Meines Herzens ergoß! — O lauter, du freundliches Liedchen!
Weck' in der einſamen Seele die ſchlummernden Bilder der Vorzeit,
Denn ich bin allein! o ſinge ſie wach, und gieb mir,
Gieb mein Knabengewand, mein kleines Blumengefilde,
Vater, Mutter, Geſpielen, o meine Jugend mir wieder!

Seyd willkommen, ihr Lauben, ihr duftenden Lüftchen; ich kenn' euch! —
O, ich kenne Dich noch, Du ſtiller freundlicher Garten
Meiner Mutter! Du haſt noch nicht Dein Antlitz verſtellet.

Hier umſpielt Dich die Elbing *) mit ihren bläulichen Wellen,
Dort verſteckt Dich ein hoher, waldigter Hügel den ſtolzen
Thürmen der Stadt; hier duftet mein ſammetnes Veilchengefilde,
Von in einandergewürktem Lavendel und Buchsbaum umkränzet;
Dort mein Roſengebüſch', in junger Grüne, mit ſeinen
Glühenden Roſen, von ſilbernen Schmetterlingen umwölket. —

Ja, euch hab' ich gepflanzt, und hab' euch gepflegt und erzogen;
Aber das wiſſen die nicht, die jetzt eure Süßduft erfreuet!
Sieh', dort plätſchert der Teich, an deſſen Ufer, als Kind, ich
Oft mit den bunten Stein'chen und Muſcheln ſpielte. Vor ſeinem
Wallenden Spiegel bekränzt' ich oft, als Knabe, mit Gras und
Veilchen mein Haar, und lächelte freundlich mich an, und dachte
Nur an Wallina, die ſchönſte von meinen Geſpielen, und jauchzte.
Sprang und lacht' und koſ'te mit meinem tanzenden Abbild,

Warf

*) Der Fluß Elbing, bei der Stadt Elbing.

Warf mein plätſcherndes Bild mit Muſcheln; und dünkte mir ſelber
Doch nicht fröhlich genug: Auch kam ich oft, und beſuchte
Hier die Karpfen des Teiches, und theilte willig mit ihnen,
Biſſen um Biſſen, mein Brod, und freute mich ihres Geplätſchers;
Denn, ich übrigtes Kind! ich wähnte, ſie freuten ſich mit mir;
Ach, ich dachte ja nicht, daß ſie um die Brosamen zankten;
Kannte die Menſchen noch nicht! Mein Vater reichte der Mutter
Immer den ſchöneren Biſſen! und meine jüngeren Brüder
Lächelten freundlich mir zu, empfing ich den größeren Apfel.

Aber, nicht wie Du mein Gärtchen friedlich und freundlich, — —
O, ich bildete mir die Welt nach Deinem Bilde
Und mein kommendes Leben nach meinen Spielen; und ach, wie
Hatt' ich ſo lieblich geträumt! — — Der Sprößling im pflegenden Zimmer
Freut ſich des Lebens, er kennt noch nicht die Streiche des Regens

Nicht die Kämpfe des Sturms, und weiß nicht, daß die Sonne,
Welche so freundlich und warm durchs Fenster des Zimmers ihn anlacht,
Manche Pflanze versengt! Doch, bald dem Zimmer entwachsen,
Strebt unfreundliche Luft im unbeschirmeten Garten
Ueber sein blühendes Haupt; dann wird er trauernd sich wundern,
Daß es so anders ist! ach sogar anders, und böse!

Meine Freuden sind hin! — die fröhlichen Stunden der Kindheit
Blühen dem Manne nicht mehr! Nur dann umduften uns Rosen,
Wann die schwächlichen Finger zu klein sind, die Rosen zu pflücken!
Wann mit Wenigen bekannt, wie wenig bedürfen und wünschen,
Giebt uns der Himmel zuviel! Das Kind hat alles; der Jüngling,
Welcher mit dürstigen Sinnen in alle Gewühle der Schöpfung
Treten muß, — hat nichts!! — Mich liebten Knaben und Mädchen,
Meiner Kindheit Gespielen; — auch ich war einst der Geliebte

Meines Vaters, auch ich war einer zärtlichen Mutter
Süße Bekümmerniß! Aber, ach, jetzo, da ich es fühle,
Da ich verstehe, wie glücklich ich war, ach jetzt, wo sind sie
Alle, die einst mich liebten? — Sie schlafen unter den Todten,
Hören mein Rufen nicht, vermögen nicht wiederzukehren;
Oder sie kennen mich nicht, sind Kinder glücklicher Eltern,
Denken der Spiele nicht mehr! — Ein stolzer gefährlicher Jüngling,
Geht mich vorüber; der Knabe, der einst mit dem Knaben den Ball schlug,
Geht und sieht mich nicht an! Ach eine zu reizende Jungfrau,
Sieht sich im Spiegel, das Mädchen, welches mit Veilchen und Rosen
Einst mein Knabenhütchen zum Namenstage mir kränzte.
Oftmals gieng ich vorüber an ihrem Fenster und grüßte:
Aber sie dankte mir nicht und blickte zurück auf den Nähtrahm.

Also sind sie dahin und ich allein bin geblieben!
Ach, mit diesem Herzen allein! mit diesem Herzen,
Welches Euch alle noch liebt, ihr meiner Jugend Gespielen,
Welches noch an die Brust des ersten Freundes sich hinsehnt!

Ach so bin ich allein! ein Jüngling, gleich einem Greiſe,
Der ſchon über der Aſche ſeiner Vorfahren wandelt,
Seiner Väter und Brüder, und unter allen Geſichtern
Rings umher nicht findet ein Antlitz ſeiner Geliebten;
Unter allen Stimmen der lebenden Menſchen vergebens
Nach der Stimme lauſcht, die aus der Jugend ſein Ohr kennt!

Laß mich weinen, mein Herz iſt ſchwer, und meine Seele
Düſter! Ach, der Nacht gewohnt, verträgt ſie die Strahlen
Auch des Mondes nicht mehr! Es ſchmerzt mein trübes Auge
Jeder ſchimmernde Strahl! Verweile dich nicht auf den Hügeln,
Freundliche Dämmerung, geh' und leuchte glücklichen Menſchen! —
Sieh, in meine Hände verbarg ich mein weinendes Antlitz.

2.

Iſt nicht gekommen der Lenz mit ſeinen freundlichen Blümchen?
Veilchen ſchmücken die Höh'n, Veilchen duften im Thal.
Geh, und pflücke Dir Blumen, und winde Dir Kränze, wie vormals,
Da Du dein blühend Geſicht gern im Bache beſahſt;
Da Du mit deinem Schatten noch ſpielteſt, noch mit den Blumen
Und den Kräutern der Flur traute Geſpräche begannſt! —
Ja, das waren die Zeiten der allzuſeligen Kindheit;
Einmal blühen ſie nur, — und mir ſind ſie verblüht!
Frühlinge werden kommen, und Frühlinge gehen; doch nimmer
Kömmt der Frühling zurück, der mich einſt glücklich ſah! —
O, was ſoll mir der Lenz mit ſeinen freundlichen Blumen?
Nein! die Freunde, — ſie wohnt nicht in dem Veilchen der Flur!
Wallet ſie nicht im Buſen und lächelt ſie nicht aus dem Auge;
O, ſo trauert im Kranz' mehr noch des Trauernden Stirn.

Als ich mit meinem Bilde noch spielte, noch in den Bächen
Gerne beblickte mein Haupt und die Blumen im Haar;
Siehe, da sprach mein Auge hinauf zum Veilchen der Locke:
Bist Du blauer, als ich? bist Du schöner, als ich? —
Jetzt ist entschlafen mein Blick, verdämmert die Röthe der Wangen;
Sollen die Blumen im Haar hönen mein bleiches Gesicht?
Nein, sie sollen Dich nicht, mein weinendes Auge verhönen,
Blühet, ihr Veilchen der Flur, blühet, wir pflücken euch nicht.

3

Bei dem Grabe eines Jünglings *).

Trocknet die Thränen, und kommt! — wir weinen ihn nimmer in's Leben! —
Scharret, scharret das Grab über dem Schlummernden zu!

Ach,

*) Der Hauptfehler dieſes Gedichts (die kleinen Fehler abgerechnet, die hie und da in einem etwas myſtiſchen Ausdrucke liegen) iſt, daß es, wie freilich ſo viele lyriſche Gedichte unſrer heutigen Dichter — keine Einheit der Situation hat. Blos einige ſeiner einzelnen Stellen ſind es, die ich des Druckes nicht ganz unwerth halte.

Könnt' ich mich mit Autoritäten entſchuldigen; ſo wär ich vielleicht entſchuldigt.

Nur ohnlängſt im lezten Auguſt des T. Merkurs, wird in der Rezenſion der Gemälde aus dem goldnen Zeitalter ein kleines lyriſches Gedicht aus dieſen (welches da angeführt iſt) für ein vortreffliches Ganze gehalten: da ihm doch — noch weit merklicher, als bey mir die Einheit der Situation — Einheit der Zeit mangelt.

„Ein Jüngling erwartet am Abend ſeine Geliebte, die Geliebte kömmt; — er genüßt bey ihr die Freuden der Liebe; — beyde ſchlafen ein; — am Morgen erwachen ſie wieder, und das Mädchen kehrt für dieſes Mal zurück."

Die

Ach, wir weinen umsonſt, wir ſtehen umſonſt hier und rufen
In die Grube hinab, welche den Todten verſchlang. —
Fremd iſt dem Ohre des Todten der lebenden Stimme; er kennet
Selbſt den vertraulichen Ton ſeines Freundes nicht mehr! —
Und ob Vater und Mutter zum Grabe träten und weinten:
„Kennſt du mich nicht, mein Sohn? — deine Mutter iſt hier. —
„Hab ich Dir Leides gethan! ſo komm, ich will mich mit Dir verſöhnen!
„Anflehn will ich Dich, Sohn! — O Du Schmerzens-Sohn!
„Ach, wie hätt' ich das mit meiner Liebe verſchuldet!"
Dennoch liegt er und ſchläft ſeinen verſchwiegenen Schlaf! —
*) Wende Dich, Mutter, und geh'! Dein Sohn erkennet die Stimme

Die-

Dieſes alles in einem kleinen Gedicht, nicht etwa berichtet, erzählt, — nein, lyriſch dargeſtellt, als gegenwärtig behandelt: wie wär es nur möglich, daß dies ein ſchönes Ganze ausmachen könnte!

*) Wenn man dieſe Anrede und eine der folgenden Wendungen, (32 Verſe hinter dieſem, wo die Mutter noch einmal angeredet wird,

„Meine

Dieſer Lippen nicht mehr, ſeine Mutter nicht mehr!
Wende Dich, Mutter, und geh! und ſpare Kummer und Thränen,
Die der Todte nicht braucht, für die Lebendigen auf! —
O, ein kurzes Leben, — auch das will Seufzer und Klagen!
Gönnet dem Todten den Schlaf! — Ach, wir weinen ihm doch!

Nicht

„Weine nicht, Mutter, Dein Sohn träumt im Grabe von Dir!

zuſammenhält mit dem ſiebenten Verſe vom Anfange: Und ob Vater und Mutter zum Grabe träten u. ſ. w. — ſo erblickt man den Fehler, deſſen ich ſelbſt mich oben beſchuldiget habe.

Nach der Stelle: Und ob Vater und Mutter zum Grabe träten" — befindet ſich die Mutter des Geſtorbenen nicht am Grabe: (nicht in der Situation der lyriſchen Perſon dieſes Gedichts) — aber, nach den beyden andern, muß ſie ja doch wohl gegenwärtig ſeyn.

Indeß — ich ſetze Hundert gegen Eins, — die meiſten Leſer werden es thörigt finden, daß ich dieſen Fehler — den man ſonſt vielleicht überſehen hätte — ſelbſt ans Licht bringe.

Es iſt der Irrthum einer zu lebhaften Phantaſie, den ich bey kalter Durchſicht herzlich gern verbeſſert hätte, wenn dadurch nicht das ganze Gedicht zerſtört worden wäre. Ich gebe alſo das Gute mit dem Böſen, aber ich zeige das Böſe an.

Nicht, als ob wir den Schlaf dem müden Schläfer nicht gönnten, —
Schlafe weich und kühl, ſchlafe Dich ſchön und geſund! —
Nein, wir weinen um uns, denn uns iſt der Jüngling geſtorben;
Suchet ihr Augen umher, ſuchet, ihr findet ihn nicht.
Weinet, ihr Thränen ihm nach, wohin ihm die Augen nicht folgen!
Suchet ihr Augen nicht mehr! weinet, und tröſtet euch nicht!
Nur zwey Spaten voll Aſch' und Staub ſind zwiſchen die Todten
Und die Lebendigen leicht, leicht und locker geſtreut:
Dennoch kehren die Todten zu ihren Lebenden nimmer,
Und der Lebendige kommt todt zum Todten hinab!
Vater und Mutter und Sohn und Tochter ſchlummern beiſammen
In zwey Spaten voll Staub: aber ſie kennen ſich nicht!
Sie erzählen ſich nicht verfloſſener Stunden Erinn'rung,
Daß die lange Nacht flüchtiger walle dahin. —
Neben dem Sohne liegt die Mutter, die endlich in Thränen
Weint' ihr Leben ihm nach, liegt und ſpricht ihm nicht zu.
Ihre verweſende Hände ſind auf einander geſunken;
Aber ſie drücken ſich nicht wärmeren Zärtlichkeitsdruck!

Still und ruhig verweſ't der mitgegebene Säugling
Seiner Mutter im Arm, weſ't ihr zurück in den Schoos;
Aber ſie weiß es nicht, und hält mit gefalteten Händen
Ihres Lieblings Staub; denn ihr Schlummer iſt hart!
Ach, wenn Du auch nicht zurück zu den Lebenden kehreſt,
Iſt Dein Schlummer nur leicht; ſchlaf, wir ſtören Dich nicht.
Schlaf' und träume von uns, wenn Träume dem Grabe geſchenkt ſind! —
— Weine nicht, Mutter! Dein Sohn träumet in im Grabe von Dir! —
O, ſo weine nicht, Mutter; damit er in freundlichen Träumen
Seine ſo kalte Nacht ſchlumm're gelinder und leicht!
O, es kömmt ein Morgen, da werden die Todten erwachen,
Dann erzählen ſie uns ihren nächtlichen Traum!
Mutter, dann dankt Dir der Sohn den ruhigen Slummer im Grabe,
Und des Schlummers Geſicht; weil Du nicht weinteſt um Ihn!
Seht, das Grab iſt gefüllt! ſie häufen den Hügel und ſchmücken
Ach, mit Roſen ihn aus, der noch grünet und blüht. —

Ja, nun iſt es gethan! — — leb wohl, ſchlaf wohl,
Du Geliebter!
Schlafe weich und kühl, ſchlafe Dich ſchön und geſund!
Harre des Morgens; er kömmt, und wird nicht lange
verweilen!
Wir aber gehen indeß unſre Wege dahin.
Auch wir werden einſt uns niederlegen zu ſchlafen
In die Stille der Gruft. — Gönnet dem Todten den
Schlaf! —

V.

Gustav Fredau.

Gustav Fredau.

Gustav Fredau, war ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, groß und schlank gewachsen, voll männlicher, starker Kraft, von der reizendsten Gesichtsbildung, und einem Geist, der für Wissenschaften und für die Arbeiten der Studierstube eben soviel Empfänglichkeit, als für die Reitze der feinen Welt und den Busen eines schönen Mädchens hatte; der mit dem Princip so viel und so vieles in der Welt zu genießen, als nur möglich sey, in dieser Welt sehr glücklich war. Er war Secretär eines großen Fürsten, und da er als ein heller, thätiger, vielumfassender Kopf diesem Fürsten selbst bekannt war, hatte er natürlich die beste Aussicht, bald seine Uebel zu ändern.

Der

Der Zirkel seiner Freunde war klein, aber ausgesucht, sie genossen gemeinschaftlich ihre Vergnügungen, und wußten diesen durch Witz, Geschmack und Ungezwungenheit einen Reiz zu geben, den nur die Phantasie junger jovialischer Männer sich zu schaffen vermag. Sie hatten auf dem besten Koffeehause der Stadt ihr eignes Zimmer; — Scherz und kleine gesellschaftliche Spiele, die immer individuelle Beziehung auf eine Person ihres Zirkels hatten; ausgesuchte Mahlzeiten und ein Glas Wein, das auch der beste Kenner nicht ganz schlecht befunden hätte — und dabei die herzlichste Einigkeit untereinander: — das war es, was die Freuden ihrer Abende ausmachte, wenn sie des Tages Last und Hitze getragen hatten, und was ihren Zirkel zum Sitz des beneidenswürdigsten Vergnügens machte.

Keiner dieser jungen Männer hatte, von kirchlicher Seite her, noch den Auftrag erhalten, auf die Vermehrung der menschlichen Gesellschaft zu denken — und alle sehnten sich wenig nach diesem Auftrage: ob nach der Sache selbst? kann ich nicht bestimmen. — So hatte auch Fredau noch nicht daran gedacht, sich zu einem Ganzen zu machen, er hielt sich für ganz genug, und glaubte in dieser Rücksicht, sich keine geliebte Hälfte zulegen zu dürfen. — Aber das Schicksal selbst, schien es für eine Pflicht seiner Vormundschaft zu halten, ihn zu beweiben. Da nun die Wege des Schicksals sehr krumm

und

und sonderbar sind, — ein Satz welcher unwiderleglich durch alle Stammbücher bestätigt wird, die ohne Ausnahme die witzige, krummgeschriebne Sentenz sic erunt fata enthalten — so können auch unsre Leser leicht vermuthen, daß die Wege, die unser Fredau nothgedrungen spazieren mußte, nicht die ebensten und alltäglichsten waren. Ich wette, schönes Mädchen, wenn Sie mein Geschichtchen zu Ende gelesen haben, werden Sie mit einem recht warmen Seufzer wünschen: möchte doch manche auf die Art zu einem schönen Manne, und ich setze hinzu, möchte ich auf die Art doch zu einem schönen Weibe kommen! denn es ist uns beiden — nicht wahr, schöne Leserinn? — gar nicht darum zu thun, zu einem Manne oder zu einem Weibe zu kommen, sondern allein um die Art, wie wir dazu gelangen? — Nun sehen Sie zu, ob Ihnen folgende Art gefällt: wo nicht — so lassen Sie sich gütigst Ihre eigne gefallen!

Fredau wollte einmal an einem Herbstmontagsabende, da er sich zu Hause etwas verspätet hatte, in seinen Klubb gehen, schlenderte in einen braunen Frak gehüllt, den runden Hut in die Augen gedrückt, die — sche Straße hinunter, und kam endlich vor die Thüre eines schönen Hauses. An dieser Thüre stand ein schönes Mädchen, die er, so gut es in der Dunkelheit möglich war, mit seinen Augen anlugte. Er nahm sich schon vor, seinen Freunden einen kleinen Roman, den er mit diesem Mädchen in Kur-

zem könnte gespielt haben, ausführlich zu erzählen. — Da er nun eben auf die Thüre und also auch auf das Mädchen losging, kam sie ihm — wunderbar genug! — einen Schritt entgegen, und sprach — noch wunderbarer! — leise und bedrohend: „Nun endlich lieber Karl! — Sie lassen lange auf sich warten — kommen Sie nur herein! „Und mit diesen Worten zog sie ihn ins Haus, machte die Thüre hinter sich zu, ergriff seine Hand, drückte sie sanft, er drückte sie fester wieder, und machte dann die Thür auf. „Brannte denn Licht in der Stube?“ Leider ja — ein helles Licht! — da stand denn vor ihm ein schönes Mädchen, mit großen blauen feuervollen Augen, rothen Wangen, und einem runden Kinn, und einer Taille, die unbeschreiblich reitzend war; und vor ihr stand — ein unbekannter Mann!

Ach Gott! rief sie, und erröthete so schön, daß dem feinen Kenner der Schönheit, Fredau, das Blut zum Herzen schoß, und war so reitzend verlegen, daß er unbarmherzig genug gewesen seyn möchte, sie eine ganze Stunde in der Verlegenheit zu lassen — „ich habe mich ganz und gar — geirrt! Verzeihen Sie doch! —“

„O ich verzeihe Ihren Irrthum nicht nur, reitzendes Mädchen, ich weiß ihm auch großen Dank, daß er mich zu Ihnen geführt hat. — Aber erwarten Sie auch nicht, daß ich den glücklichsten Zufall meines Lebens

ungenützt vorübergehen lassen werde. Schieben Sie es auf die Rechnung Ihres unglücklichen Schicksals, wenn Sie mich heut Abend statt eines Lieberen in Ihrer Gesellschaft sehen müssen —"

Und bei diesen Worten legte er seinen Hut ab, nahm sie bei der Hand, und zog sie, da ihre Verlegenheit schlechterdings noch nicht so weit abgenommen hatte, daß sie es hätte verweigern können, aufs Sopha. Seine schöne Gestalt war ihm schon, bald bei seinem Eintritt ein sehr wichtiges Empfehlungsschreiben gewesen, nun kam sein süßes Geschwätz dazu, das sie bald von ihrer Furcht befreite, ihr zeigte, daß sie sich nicht einem indiskreten Manne auf Diskretion ergeben hatte, und das so unaufhaltsam von seinen Lippen floß, daß sie kaum in den Intervallen ein Aber, oder ein Ach Gott, oder ein Mein Herr — aufbringen konnte.

Daß unser Fredau die tröstliche Gabe hatte, bald in der ersten Viertelstunde zu seinem Vortheil einzunehmen, und seinen Zweisprecher zutraulich und offen zu machen, werden Sie, meine liebe Leserinn! ihm schon abgemerkt haben. Diese seine gute Gabe glänzte auch bei diesem, immer etwas romantischen Zufall, auf eine vorzügliche Weise, denn er hatte nach zwei Stunden, die er auf besagtem Sopha zugebracht hatte, schon richtig erfahren: daß das Mädchen, die ihm zur Rechten auf dem

Sophie saß, Emilie Lenz heiße, einen — das sprach sie sehr verschämt und mit glühenden Wangen — einen Liebhaber habe, der sie Montags Abends, wo ihre Eltern immer bei einem Pikenik waren, zu besuchen pflegte, und Karl Bekmann heiße. Er hatte aber noch mehr als dies erfahren, er hatte aus den Blicken des Mädchens, die bisweilen auf seinem Gesicht und seiner Gestalt verweilten und dann schnell wieder zurückfuhren, aus einer Art von Händedruck, den sie ihm einmal zur Hälfte erwiederte, und aus andern kleinen Zügen, die einem Manne, wie Freudau, unmöglich entwischen konnten, und die, Ihr Geliebter, meine Leserinn, wenn er sich nur einigermaßen auf die Physiognomik der Liebe verstanden hat, in den ersten acht Tagen Ihrer Bekanntschaft, gewiß auch auf die rechte Weise erklärt haben wird — aus diesem Allen hatte er sich die Ueberzeugung, oder die Grille abgezogen, daß gemeldter Karl Bekmann nicht so ganz von dem Herzen der schönen Emilie Possess genommen habe, daß er nicht auch einiges Land darin gewinnen könne.

Er hatte sie wirklich durch sein Gespräch, durch seine Blicke, durch seinen Händedruck, und durch seine männliche Schönheit so treflich unterhalten, daß sie ihm unmöglich seine Bitte abschlagen konnte, ihm zuweilen einen der Montagsabende zu schenken, die eigentlich alle dem erklärten Inamorato bestimmt waren. Er bat so dringend darum, daß sie ihm versprach, immer den dritten

ten Abend ihm und zwey ihrem Karl zu schenken, und ihn sogar mit der geheimen Sprache ihrer Liebe bekannt machte, in der sie ihre Aviſen zu schreiben pflegten. Es war nämlich an ihrer Hausthür ein Klopfer, in der Figur eines halben Löwens — und auch sogar die Löwen weiß die Liebe zu ihren Absichten zu zähmen —! der durch die Lage, in die ihn das Mädchen des Hauses gesetzt hatte, dem Geliebten entweder das fröhliche: Komm diesen Abend! oder das traurige: Ich bin nicht allein, oder ich bin ausgegangen, andeutete, den also der Geliebte jedesmal am Tage in Augenschein nehmen mußte, um nicht in Gefahr zu gerathen, zu einer noch sonderbarern Erscheinung zu werden, als Fredan an dem heutigen Montagabend geworden war.

Die türkischen Mädchen, die doch, besaze ihrer männlichen, manuheitslosen Wächter und der türkischen Keuschheitsetikette überhaupt, keine Liebhaber haben sollen, haben, wie aus allen Romanen, deren Held, er mag wollen oder nicht, in die jämmerliche Sklaverei in Tunis Algier oder Tripolis gerathen muß, sattsam bekannt ist, eine eigne Liebessprache, wodurch sie ihren Geliebten in sehr kühnen leidenschaftlichen Figuren ihre Liebe gestehen und zusichern, oder ihnen Stunde und Ort einer geheimen Zusammenkunft bestimmen. Das Alphabet dieser Sprache sind Blumen, und die Perioden, Sträußer. Ich bedaure nichts mehr, als daß diese hieroglyphische Blumensprache noch nicht ins Abendland gekommen ist; sie wür-

de wahrlich eine große Lücke ausfüllen, — und ich kann's nicht beschwören, daß ich nicht noch einmal nach der Levante reisen sollte, blos um diese Sprache zu lernen, und sie dann als die gemeinnützigste Erfindung, auf allen himmelblauen, rosenrothen, meergrünen und zeisiggrauen Umschlägen unsrer Journale, — vorzüglich aber in dem lieblichen Modejournal und zwar im Text N. 1, weil auf der ziegelfarbnen Brochüre (ob gleich die Göttin der Moden Silhouette die einem geschmackvollen Gott sey bei uns nicht unähnlich sah, schon exilirt ist, durchaus kein Plaz dazu offen steht, — zu Nuz und Frommen der ganzen liebenden Welt bekannt zu machen. Indeß bis jezt bin ich noch mit der meinigen zufrieden, theils weil ich sie selbst erfunden habe, theils weil ich und meine Erneſtine sie vollkommen, und zwar nur allein verstehen. So rathe ich denn auch jedem Pärchen, das einmal über die Hauptsache einverstanden ist, sich so eine stumme Zeichensprache zu erfinden! Denn ich kann mir nichts reizenderes denken, als wenn eine gewisse Stellung der Blumentöpfe vor dem Schlafenster meines Mädchens, oder eine gewisse Lage des Klopfers an der Thüre, oder ein weißes oder rothes Tuch am untern Theil des Fensters verloren hingehangen, mir ein sicheres Zeichen ist, daß meine Geliebte den Tag über, meiner gedacht hat, und ein Ruf, daß ich die Stunden des Abends in ihrem Arm durchwonnegefühlen solle. Sollte man sich übrigens hie und da der Zeichensprache unsrer Liebenden bedienen wollen, so dient zur Nachricht, daß der Löwe, ruhte er an seinem gewöhnlichen

chen Ort, die Abendzusammenkunft unbarmherzig abschlug, lag er aber auf der rechten Seite, sie freundlichst erlaubte.

Von dem Abend an, pflegte der Löwe nun, wenn alles ordentlich war, zwei Montage richtig an der rechten Seite zu liegen, am dritten aber unausbleiblich auf seinen Plaz in der Mitten zu ruhen, oder nach unsrer gewöhnlichen Schriftsprache: Fredau brachte immer den dritten Montags-Abend in Emiliens Gesellschaft zu. Was sie hier sprachen, ob sie sich oft die Hände drückten, ob Emilie ihre schöne Wange auf Fredaus Schulter legte, ob dieser durch besonders günstige Zufälle ihr hin und wieder einen Kuß abgewann, ob sie gar von Liebe sprachen — kann ich aus dem sehr einfachen Grunde nicht sagen, weil weder Er noch Sie, sich je davon ein Wörtchen gegen mich haben entfallen lassen.

So viel indeß weiß ich, daß Emilie an seiner Unterhaltung einen sichtbaren Wohlgefallen fand, daß sie sich immer etwas sorgfältiger putzte, wenn er kommen sollte — wahrscheinlich weil er doch noch als ein Fremder anzusehen war, und in Gesellschaft von Fremden pflegt man sich kleine Anomalien im Putz immer weniger zu verzeihen — daß sie sogar verschiedenemale, sonst recht angenehme Besuche, zu denen sie an seinem Abend eingeladen wurde, ausschlug, und daß endlich beide dahin übereinkamen, die Liebhaber ihre Rollen wechseln zu lassen

und

und dem armen Karl — an den ſie nun mit einer gewiſſen Verlegenheit zu denken anfing — die Rolle des zweiten Liebhabers gefälligſt zu übertragen. Kurz, nach Verlauf von vier Monathen, war der Löwe ſehr faul und träge geworden; er war zwei Montage hineinander nicht von ſeinem Platze zu bringen, und erſt am dritten war es ihm gefällig, ſich auf die rechte Seite zu bewegen.

Ich bin gewiß, kluge Leſerinn, Sie werden aus dieſer Trägheit des meſſingnen Thierkönigs dem armen Karl Beckmann nicht das beſte Prognoſtikon ſtellen, und dagegen unſern Guſtav Fredau für den erklärten Liebhaber zu halten gewilligt ſeyn. Aber ich mag hier nichts ſchließen: denn die Syllogismen mit dem Löwen, ſind ſchon zu lächerlich gemacht, als z. B. der:

Dieweil der Löw' ein grimmes Thier iſt
Alſo ſollen wir auch in einem neuen Leben wandeln!

Wenn Sie nun jetzt ſchlößen:

Dieweil der Löw' ein träges Thier iſt
Alſo iſt Guſtav Fredau —

ſo möchte ihr Schluß nicht nur dem Logiker, ſondern auch andern ehrlichen Leuten wohl ein kleines Lächeln abnöthigen: es müßte denn ſeyn, daß dieſe Herren aus Achtung gegen Sie, weil Sie doch ein Frauenzimmer ſind, ſich — auf die Zunge biſſen. Thun ſie oft lieber, mit mir, auf al-

les Schlüssemachen Verzicht und lassen sie sichs gefallen, zu unsrer anmuthigen Geschichte zurück zu kehren.

Es waren nun gewisse Personen, die sich zu wundern anfiengen. Auf der einen Seite wunderten sich Fredaus Gesellschafter, und warfen bisweilen die Frage auf: wo er doch immer die Montage zubringe? auf der andern wunderte sich Belmann, daß seine Montagsfreuden so selten würden, und glaubte sogar bei einer zärtlichen Frage über diese Seltenheit an Emilien eine kleine Verwirrung und überhaupt an dem Thermometer der Liebe ein gewisses Annähern an den Punkt der Kälte bemerkt zu haben, ob gleich das Barometer des Wohlwollens noch auf einem recht annehmlichen Grade stand.

Indeß alles dieses Wunderns ungeachtet, gieng unser Fredau seinen Gang fort, das heißt, sechs Tage in seinen Klubb, wo er wie gewöhnlich an ihren Freuden Theil nahm, und die Glossen belachte, die man über seine Montagsexkursionen, theils in Form von Gesundheiten, theils in andern beliebigen Formen zu machen pflegte, und blieb seinen Mondtag richtig aus.

„Aber was machte er denn bei dem Mädchen?

„Kannte sie ihn denn nicht? machte er nicht Anstalt — —“

Um Gotteswillen, liebste Freundin! Sie fragen wahrhaftig zu viel auf einmal — auch sind Ihre Fragen,

mit Erlaubniß, sehr sonderbar. — Wer wird denn fragen, wie ein paar Liebende — „Liebende? ists mit Ihnen schon so weit gekommen? hm! hm!“ — nach jeder langen Woche sich einen kurzen Abend vertreiben? Ich könnte Ihnen hier sagen, wie ich meine Erneſtine zu unterhalten pflege, wie ich ihr erzähle, vorleſe (freilich nur sehr fragmentariſch), wie ich mit ihr von dem liebenswürdigſten Nichts und von dem reitzendſten Etwas ſchwatze, wie wir uns anblicken, uns die Hand drücken, uns — — doch das darf ich nicht ſagen! — wie wir lauter ſolche kleine Wichtigkeiten vornehmen, über deren jede wohl immer eine volle Viertelſtunde und drüber hingeht; — wie wir dann nach ein paar Stunden, wenn alles ein paarmal die Ronde paſſirt hat, nicht begreifen können, wo die Zeit hingeflohn iſt, und wie uns der Abſchied immer ſo ſchwer, ach ſo ſchwer wird! — Das alles könnte ich von mir unter dem Namen Fredau erzählen, und Sie würdens nicht unluſtig finden; allein ich habe dieſe Manier niemals an den Autoren geliebt, denn es geht doch ſchlechterdings nicht an, daß der Held eines Romans ſo handeln kann, wie der Autor! und noch trauriger iſts, wenn der Autor ſo handeln wollte, wie ſein Held, den er geboren und erzogen hat! — So viel zur Nachricht auf die Frage, was ſie gemacht haben. Sind Sie damit nicht zufrieden, ſo verſchieben Sie die Befriedigung Ihrer Neugierde, bis auf die erſte Zuſammenkunft mit Ihrem Geliebten, und geben Sie dann Achtung — wenn Sie nämlich vor Zärtlichkeit dazu kommen können — wie Sie

ſich unterhalten, und machen Sie dann den ſichreſten Schluß auf die Unterhaltungen unſers Pärchens. —

„Aber kannte denn Emilie den Herrn Fredau? wußte ſie nicht, daß er Sekretär war? Aufs Gerathewohl wird ſie doch nicht?“ —

Und warum nicht? — O unter die empfindſamen Liebhaberinnen, die ſich, wenn ihnen ein junger Herr einmal ein paar auswendiggelernte Süßigkeiten vorſagt, oder ſich an ihnen den Handkuß übt, den ihm ſein Tanzmeiſter gelehrt hat, ſo gleich nach ſeiner liegenden und fahrenden Habe erkundigen, und bey allen, die ſie zu einem halbviertelſtändigen Geſpräch bringen können, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt nachfragen: ob der junge Herr nicht ein Amt habe, oder bald eins bekommen werde? und nach dem die Beantwortung ihrer Herzensfrage ausgefallen, entweder die Prüde oder die Verſchämtzudringliche ſpielen! — — Dis ſei Ihnen nicht geſagt, ſchöne Leſerin! Ich traue es Ihnen zu, daß ſie nach Ihrem Herzen gewählt, und gefunden haben, und daß Sie von Herzen glauben, das übrige, was ſonſt noch in der vierten Bitte ſteht — werde Ihnen ſchon von ſelbſt zufallen.

So mochte auch Emilie denken, oder vielmehr, ſie mochte an alle dieſe Hiſtorien gar nicht denken. Sie kannte ihn, das heißt, ſie wußte, daß er ein treflicher Mann, von hellem Kopf und liebenswürdigem Herzen, und daß er ein ſchöner Mann war, wie ſie ihn in der

ganzen großen Residenz, selbst ihren Freund Karl nicht ausgenommen — noch nicht gesehen hatte. Auch hatte sich die innigste Liebe — denn wo könnten solche Eigenschaften eines jungen kühnen Mannes ein Mädchen von Empfindung kalt lassen? — in ihr Herzchen eingeschlichen, das zwar vorher schon einen kleinen Liebeshandel gehabt, aber eigentlich und in dem erhabnen mystischen Sinne, der in unserm Jahrzehend seit der Geburt Karl von Burgheims zum einzigen wahren gestempelt ist — noch nicht geliebt hatte. So viel wuste sie über ihn von sich selbst. Aber auch ihr Gustav (so hatte sie ihn schon nennen gelernt) hatte ihr einige Kunde von sich gegeben: Aber diese Kunde war falsch! Er hatte sich einen jener Namen gegeben, die in unsern Tagen mehr Namen von ganzen Gattungen als von Individuen zu seyn scheinen und der bekannte Herr Sekretär Gustav Fredau, (den sie freilich nicht von Person kannte, dessen Namen ihr aber wohl bekannt war,) galt ihr unter dem Namen Gustav Müller, Candidat des Heil. Predigtamts mehr, als alle Fredaus in der Welt. —

„Aber warum — ich sehe doch nicht ein —" Warum er das that? Ei! unser Freund mochte, als ein kluger Kopf wohl seine besten Ursachen dazu haben — und wenn ich mich aufs Rathen legen sollte, so würde ich ohngefähr folgendes aus meinem Kopfe herausspinnen: der Mann, der sonst nur an der rauschenden Gesellschaft jovialischer Jünglinge Geschmack hatte, und was die Liebe betraf,

sich nicht höher, als zu einem Roman von 8 bis 14 Tagen verstieg, um seinen Freunden von jenem jungen Weibchen eines alten unvermögenden Mannes, von jener alten Frau, die als die leibhaftigste Nonne in der ganzen Stadt verschrien war, von jenem liebekranken Mädchen, das bisher nach dem wahren Jüngling ihres Herzens geseufzt und gesucht hatte, von jenem liebeleeren Mädchen, das bei dem kältesten Handkuß einer männlichen Figur bis an den keimenden Busen errötete — nähere Nachricht und Auskunft zu geben; dieser Mann, der die Liebe nur für ein Spiel, die Schwüre ewiger Treue nur für eine Plänsanterie auf 8 bis 14 Tage, und den feurigen Kuß eines schönen Weibes, nur für eine Lockung für einen künftigen, eben so heiß zu küssenden Liebhaber gehalten hatte, merkte nun, daß er an seiner lieben Emilie ein Mädchen gefunden hätte, die wohl fähig wäre, ihn für ihr Geschlecht toleranter und ernsthafter zu machen, und ihn sogar bis — wer hätte das gedacht! — bis zu einer Heirath zu bekehren. Er hatte nach und nach unwillkührlich angefangen, die Sache ernsthafter, als er anfangs gewilligt gewesen war, zu betrachten; es war ein gewisses Gefühl, für häusliches Glück in ihm rege geworden, und er hatte angefangen ein Weib, das ihn wahrhaft liebte, von deren unverbrüchlicher Treue er überzeugt wäre — denn wo wird ein schöner Mann nicht eifersüchtig seyn, wenns auch die häßlichen noch mehr sind! — für ein nicht verwerfliches Ingrediens zum glücklichen Leben zu halten. Dieses Ingrediens — man schließe von diesen übertriebenen Forde-

rungen auf die Heftigkeit seiner Liebe! — glaubte er nun in seiner Emilie gefunden zu haben, er beschloß sie zu heurathen, wenn —

„Ei! mit Ihrem Wenn! — das ist mir der wahre Liebhaber, der mit tausend sonderbaren Forderungen und mit eben so viel Wenns nach einer Braut ausgeht! — Ihr Fredau gefällt mir nicht!“ —

Kann wohl seyn! —

„Nun, wenn?“

Wenn sie eine große, große Probe aushielte! Könnte sie dis, so sollte sie sein Weib werden, wo nicht, so wollte er nie mehr an eine Heurath denken, sondern seinen vorigen Weg fortwandeln — doch wünsche er das erstere sehr sehnlich, und dachte das letzte nur mit einem tiefen Seufzer.

„Nun das söhnt mich einigermaßen mit dem sonderlichen Liebhaber aus! erzählen Sie nur weiter!“

Ja Bekmann! — Der arme Karl war verabschiedet. — Wie und Wann, das weiß ich nicht; aber daß es der guten sanften Emilie, die kein Würmchen leiden sehen konnte, sehr nahe gegangen ist, daß sie ihm ferner nicht dienen konnte; daß sie bey einem Briefchen an ihn, worin sie ihn bat, sie zu vergessen, und das sie binnen acht Tagen richtig abgefaßt haben soll, viel und mancherlei Thränen geweint hat, das weiß ich, und kann es zur Ehre Emiliens und der Liebe aufrichtig betheuern. Da nun

der gute Karl Bekmann außer einigen zärtlichen Blicken nach den Fenstern der Wohnstube, und mannigfaltigem Hin- und Hergehen vor dem Hause, bey Tags- und Abendzeiten, wenns gerade gut Wetter war, nichts weiter unternommen hat, auch nicht nachgeforscht, ob ihn ein Glücklicherer verdrängt habe, und wer dieser sey, auch diesen nicht erfahren, und sich daher weder auf Stich noch Hieb oder gar auf Pistolen mit ihm geschlagen hat, so verschwindet er nun ganz aus der Geschichte, und ich vermuthe sehr, daß er um diese Zeit plötzlich auf den Ruf seiner kranken Mama die Hauptstadt verlassen müssen, um ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen. — Wir wünschen ihm tausend Glück, bleiben mit unserm Pärchen allein, und leben in der guten Hoffnung, daß die furchtbare Liebesprobe bald anheben, und überstanden werden wird. — Es war nun schon ein langes Jahr vorüber, also schon um dreiviertheil mehr Zeit, als auch die eigensinnigste Liebe eigentlich zur Prüfung und Bewährung fordern kann, und das Jahr war ihnen so schnell und reitzend verstrichen, daß sie sich am Geburtstag ihrer Liebe, den Emilie mit der Genauigkeit eines Kalendermachers angemerkt hatte, unendlich darüber wunderten, und beide ungescheut den Schluß machten: ihre Liebe sey für die Ewigkeit geschaffen. — Alles Kopfschütteln unsrer Damen und Herren ohngeachtet, bekenne ich aufrichtig, daß ich diesen Schluß für sehr richtig halte. — Es ist aber ein ganz anderer Fall, als bey meiner schönen Nachbarin der lieben Madam F. Sechs Wochen nach den reitzenden

Hymenäen gestand sie mir mit einem sehr empfindsamen Händedruck: bester Herr Nachbar! mein süßes Männchen und ich, wir werden uns ewig lieben!" noch gestern aber — es ist ihnen nun beinahe ein Jahr im Segen des Priesters vergangen — da ich ihren Herrn Gemahl, wie gewöhnlich, nicht zu Hause traf, bewies sie mir ausführlich, daß sie aus tausend sehr triftigen Gründen den lieben Herrn Gemahl nicht vor den Augen leiden könne! — Das ist, wie gesagt, ein anderer Fall, oder wenn man auch will, derselbe Fall! — denn unser Fredau und unsre Emilie sahen sich nur Montags ein paar Stunden — macht 52 Montage in diesem Jahr der Liebe — und meine liebe Frau Nachbarin hat meinen theuren Herrn Nachbar wärklich eben so viel Tage, wenn auch nicht so viel Montage, recht innig geliebt. Der einzige Umstand, der hier die Verschiedenheit macht, ist, daß die Tage der Liebe so gedrängt, und daß es Tage der Ehe waren! — —

Nun werden doch meine Leser kein Mistrauen in meine unverrückte Wahrheitsliebe setzen, wenn ich die Liebe unsers Pärchens, so treu wie die Liebe des alten Weisen Sängers Orpheus, und so zärtlich, wie die des Siegwarts der alten Welt schildern wollte. Allein das will ich jetzt noch sehr kläglich unterlassen haben! die fatale Probe steht mir nämlich im Wege, und da es noch — leider! sehr ungewiß ist, ob die heiß- und treuliebende Emilie, die Probe aushalten, oder ob ihre bisher so gerühmte Treue in dem Strudel dieser Probe untergehen

werde, so will ich mich wohl hüten in müßigen Phrasen und Schildereien, meine kostbaren Worte zu verschwenden. Unsre theure Emilie mag selbst sehen, wie sie sich aus dem schlimmen Handel zieht!

Wir haben schon bisher nicht unverholen gelassen, daß unser Gustav würklich in allem Ernst verliebt —

„Was das für ein böses Wort ist, Verliebt seyn
„— Sprechen Sie doch: lieben, anbeten — und se-
„zen Sie, um die verschiednen Grade auszudrücken,
„hinzu: warm, heiß, inbrünstig, seelenvoll! nur
„nicht verliebt!“ —

worden sey, und daß an jedem Montag Abend, wenn er zu seiner Emilie gieng, und noch mehr, wenn er von ihr zurück kam, sich immer fester bei ihm der süße Gedanke eindrückte, Emilien ganz zu besitzen; und daß seine Abneigung gegen den Stand der heiligen Ehe immer in dem Grade schwächer würde, je begeisterter er von dem Abschiedskuß seines Mädchens nach Hause gieng. Seit der Zeit verlohren seine Späße über eheliche Treue und häusliches Glück, die ihm sonst bei seinen Gesellschaftern ganz vorzüglich den Ruhm eines witzigen Kopfs und so manches Bravo! erworben hatten, nach und nach ihren giftigen Stachel; sie stiegen allmählig aus ihrer Allgemeinheit herab, ließen schon einige Ausnahmen passiren, und deuteten sehr deutlich nur auf gewisse Ehekonsorten, die als äußerst närrische Gespane bekannt waren. „Unser

Fredau wird wahrhaftig gutherzig, sagten seine Freunde, er muß Montags sich wohl moralische Vorlesungen halten lassen!" und seit der Zeit ward die Mondtagsmoral zum Sprichwort unter ihnen. „Laßt meine Montagsmoral unbewitzelt, sagte Fredau, ich wette gute Freunde, sie soll euch noch insgesamt bekehren!"

Durch einen besondern Vorfall, der aber auf keine Weise in eine Liebeshistorie gehört, bekam unser Fredau Gelegenheit, seine gelehrten juristischen Talente zu zeigen. Er mochte nun einen Fall aufgelößt haben, an welchem drei bis vier hochgelahrte juristische Fakultäten sich vergeblich die Zähne zerbrochen hatten; — oder er mochte ein oder mehrere Kapitel des neuen Gesezbuchs meisterhaft ausgearbeitet, oder — dis scheint mir das wahrscheinlichste, — er mochte gewisse sehr schwankende Rechte seines Fürsten mit Citirung alter Urkunden und Documente und mehrerer Paragraphen des für jeden klugen Juristen äußerst wichtigen Kapitels: von den Regalien, in ein helles unbezweifeltes Licht gesezt haben, kurz, — die wahre Veranlassung weiß ich doch nicht! — er hatte das Glück, aus eigenster freister Bewegung seines gnädigen Fürsten mit einer Gehaltsvermehrung von 600 Rthlrn. zum Fürstl. Rathe ernannt zu werden. — Daß dis unserm guten Fredau, in dessen Charaktermischung die Scharlachfarbe des Stolzes und der Ehrliebe ziemlich prädominirte, nicht ganz unwillkommen war, werden sich vorzüglich alle Auscultatoren, Referendärs, Sekretäre, und überhaupt alle Kandidaten welt-

weltlicher und geiſtlicher Art ſehr wohl vorſtellen können und eben ſo gut alle Liebende im heiligen röm. Reiche, wenn ich ihnen eröffne, daß dieſe oder eine ähnliche Standeserhöhung geradezu in dem Plane ſeiner Liebe lag.

Er war dadurch zu einer recht annehmlichen Parthie in der Stadt geworden — erlauben Sie mir, dieſe Redensart auch einmal auf eine nämliche heirathsluſtige Perſon anzuwenden! — und manch Töchterchen und Mütterchen, äußerte in ſeinem Schlafkämmerlein, gegen ſeinen Spiegel, oder gegen den Herrn Gemahl den chriſtlichen Wunſch, wenn es Gott anders gefiele, den ſchönen Rath Fredau mit tauſend Thlr. reinem Gehalt, in ihre rechtliche Familie auf- und an zu nehmen.

Emilie war nicht unter den Wünſchenden. Sie hatte wohl in den Zirkeln ihrer vertrautern Freundinnen den Namen Fredau oft nennen, und ihn nicht zu ſeiner Unehre, beſchreiben hören; aber ſie hätte den ſchönen Rath Fredau jeder von ihnen von ganzem Herzen gegönnt, wenn ſie ihr nur ihren ſchönen Guſtav Müller ließen.

Guſtav aber dachte ſo: Wenn ſie den Guſtav Fredau heurathen will, ſo ſoll ſie weder den Guſtav Müller noch den Guſtav Fredau heyrathen; will ſie aber den Guſtav Müller, ſo ſoll ſie den Guſtav Fredau zu einem ehelichen Gemahl kriegen, — und gieng hin, und freite beim Erdmann Lenz und der Margaretha Lenzin um ihre Tochter Emilia Lenz.

Hier könnt' ich füglich das Gespräch dieser drei unterhandelnden Personen in bestmöglichster, dialogischer Form auftischen — es müßte für Eltern mannbarer Töchter, die in solchen Fällen selten etwas Rechts zu reden wissen, und für die Brautwerber insonderheit, denen es in solchen Fällen immer sehr trocken auf der Zunge wird, gar nicht unlustig zu lesen seyn! Allein ich begnüge mich mit folgendem körnigten Auszuge von dem Resultat des Geheimengesprächs: Man sey von Seiten der Eltern, dem Herrn Rath Fredau recht sehr verbunden, für die Ehre seines Antrags; man werde sichs für ein groß Vergnügen schätzen, sich auf diese Weise mit ihm zu verbinden: allein, man wolle, in einer so wichtigen Sache, dem Urtheil der lieben Emilie nicht vorgreifen, und sie hierin zu nichts zwingen. Er, Rath Fredau, sollte versuchen, ob er ihre Einwilligung erhalten könnte; auch gebe man ihm, völlige Erlaubniß, ihr Haus nach Belieben zu besuchen, und lade ihn zu dem Ende auf künftigen Donnerstag zu einem Kaffee und Abendbrodt ein."

Dis war Montags in den Stunden vor 3 — 5 Uhr Nachmittags richtig verhandelt worden. — Er hatte diese Stunden gewählt, weil er genau wußte, daß Emilie an dem Tage einen Besuch bey ihrer Freundin Sophie Berend (deren Namen ich auf Bitte ihres jetzigen Bräutigams, meines sehr werthen Freundes, in dieser Geschichte zu verewigen gedenke) zu machen hätte. Emilie kam von diesem Besuch ein halb Stündchen nach dem freundlichen

Ab-

ſchied des Herrn Raths von ihren Eltern, recht heiter und unbefangen nach Hauſe, — und freute ſich noch über die glückliche Erfindung, mit der ſie die dringende Einladung ihrer Freundin: den ganzen Abend — es war der Montagabend, — bey ihr zu bleiben, glücklich abgelehnt hatte. Sie trat in die Stube, und fand ihre Eltern in einem fröhlich-feierlichen Geſpräch recht eifrig begriffen. — Sie hatten nämlich ausgemacht, daß ſie ihre liebe Emilie nicht beſſer verſorgen könnten, als wenn ſie Frau Räthin mit 1000 Rthlrn. baarer Einnahme würde — ſie bot ihnen einen freundlichen guten Abend, und lieb Mütterchen entgegnete ihr alſobald:

Kommſt ja gar zeitig, liebes Milchen! Was macht denn die Frau Commerzienräthin? iſt doch alles geſund im Hauſe!

O ja, liebe Mama, viele Komplimente! ſie würden Sie bald beſuchen!

Soll mir lieb ſeyn, liebes Milchen! — — (Herr Erdmann Lenz blieſ den Rauch ſeiner Pfeife immer gerade aus, und ſah dem Rauche nach.)

Soll ich nun das Abendbrod anrichten Mamachen?

Laß das nur Chriſtinen! — und bleib Du hier, Papa hat Dir was zu ſagen, ich will ſchon zum Rechten ſehen (hier gieng ſie nach dem wichtigen Einleitungsgeſpräch, mit einem recht freundlichen geheimnißvollen Nicken

cken hinaus in die Küche, und hörte an dem kleinen Fenſterchen, das von da in die Stube gieng, ſehr aufmerkſam zu, wie Papa den Antrag thun würde.)

Herr Erdmann Lenz nahm die Pfeife auf die andre Seite, rauchte merklich langſamer und bedächtlicher, ſetzte ſich auf ſeinem Stuhl zurecht, und ſprach zu ſeiner Tochter:

Hör' einmal Emilie! — da iſt der Herr Rath Freyhau bey uns geweſen. Du wirſt ihn wohl kennen, er iſt Rath bey dem — Collegium, ein hübſcher braver junger Mann! Kennſt Du ihn?

„Nein Papa, von Hörenſagen wohl, aber nicht von Perſon.“

Nun er iſt eine recht hübſche Perſon — — (eine Pauſe. Mit einem kleinen Lächeln, und mit einem auf ſie geworfnen Blick) Willſt Du nicht bald heurathen, Emilie!

(Emilie wird bis unters Buſentuch roth.)

Nun! — Du brauchſt Dich deßhalb nicht zu ſchämen — Du biſt ja wohl zum Heurathen alt genug?

Ei Papa, ich weiß nicht, wie Sie jetzt darauf kommen —

„Ganz natürlich! (trocken) der Rath Freyhau hat um Dich angehalten — — (lächelnd) Du darfſt nur Ja ſagen, ſo biſt Du unter der Haube.

(Emi-

(Ernſthaft) Das iſt doch nur Ihr Scherz Papa! der Rath Fredau kennt mich ja gar nicht — —

Muß doch wohl! — denn das hab' ich noch nicht gehört, daß man um ein Mädchen anhält, das man nicht kennt. Haſt Du etwa ſchon nähere Bekanntſchaft mit ihm?

Emilie betheuerte hoch und theuer, ſie habe ihn nur einmal von weiten geſehen und noch kein Wörtchen mit ihm geſprochen" — Und auf ſolche Bekanntſchaften zu heirathen, mag zu der Zeit unſrer lieben Urgroßmutter Mode geweſen ſeyn! heut zu Tage muß man ſich wenigſtens in einigen Aſſambleen oder wenigſtens auf einem Maskenballe geſehen haben, um gewiß zu ſeyn, daß man für einander beſtimmt iſt. — Indeſſen konnte Emilie mit gutem Fug betheuern, was ſie betheurte, und der gute Vater mußte es auf Treu und Glauben annehmen. Das Geſpräch gerieth ins Stocken, denn Emilie hatte durch den Antrag, der ihr ganz unerwartet ein kam, Stoff genug zum Nachdenken erhalten; ſie ſchwieg alſo, zupfte an dem Buſentuche, und dachte an ihren Guſtav. — Der Vater rauchte etwas haſtiger fort, ſchüttelte den Kopf zuweilen, wie man wohl thut, wenn man nicht ſo recht weiß, was man reden ſoll, und doch recht viel zu ſagen hat. — Die Mutter hatte am kleinen Fenſterchen mit freudiger Ungeduld, auf das Erſtaunen ihrer Tochter und auf ihren Beſcheid gehartt, ward aber bald in eben dem Grade ernſthaft,

haft, in welchem die angreifende Perſon in der Stube, über die Inverſion die ihr die völlige Unbekanntſchaft der künftigen Braut mit der Perſon des heirathsluſtigen Freiwerbers machte, und noch mehr über das ernſthafte Geſicht beſagter Braut, das ſich zu nichts weniger, als zu jenem Antrage ſchickte, — ernſthaft und ſtumm geworden war. Das konnte ſie denn nicht aushalten, ſie mußte hinein.

„Aber liebes Mikchen — fieng ſie ſogleich an, als wäre ſie bei der ganzen Verhandlung zugegen geweſen — der Herr iſt ja ganz ein charmanter Menſch, er wird Dir gewiß gefallen, wenn Du ihn nur ſiehſt, und er hat wahrhaftig reine 1000 Thaler Einkünfte. —

Liebe Mutter, ſagte Emilie, und küßte ihre Hand — machen denn 1000 Thaler glücklich?

Ei was? fieng unvermuthet der liebe Vater an — 1000 Thaler thuns freilich nicht! — aber wenn das übrige da iſt, wenn der Mann einen guten Charakter hat, und wenn er ſein Weib lieb hat, und nun 1000 Thaler dazu — dann iſt's recht! Aber immer und ewig von Liebe ſchwatzen, und dabei Hunger leiden — Wir wollen Dich nicht zwingen Emilie, Du kannſt heirathen, wen Du willſt, nur mußt Du auch den Verſtand zurathe ziehen.

Mit dieſer väterlichen Sentenz klopfte er die Pfeife aus, und ermahnte ſeine liebe Frau, anzichten zu laſſen, und die Suppe war geendigt. —

Papa und Mama giengen nach Tiſche richtig aus, und Emilie blieb richtig zu Hauſe. Wie hätte ſie auch das nicht thun ſollen, da ſie eben heute Abend ihrem geliebten Guſtav ihr großes Herzeleid zu — verſchweigen hatte: — denn das hatte ſie ſich feſt vorgenommen, ihm nicht ein Wörtchen von dem zudringlichen unverſchämten Fredau zu ſagen, der, ohne vorläufig ein Wörtchen von Liebe mit ihr zu ſprechen, gleich mit ihren geliebten Eltern von Heurath geſprochen hatte. — Und es iſt ja auch, — nicht wahr, meine theuerſte Freundinn! ein großes Vergnügen, mehrere Stunden um einen Geliebten zu ſeyn, und ihm aus großer Delikateſſe etwas, was man auf dem Herzen hat, nicht auf die Naſe zu binden: obwohl es einem Frauenzimmer, nach meiner Berechnung, ſechsmal mehr Mühe koſtet, die geringſte Kleinigkeit zu verſchweigen, als der plauderhafteſten Mannsperſon, die allerwichtigſte Begebenheit. —

„O nein, ſagte Emilie, da ſie eben auf dem Lehnſtuhl am Fenſter unſern Guſtav erwartete, und ſich dabei in der reitzendſten Attitüde mit der Wange auf den Arm gelehnt hatte — „O nein — ich kann meinen Guſtav „nicht ſo ängſtigen — er würde traurig werden, denn „die Männer ſind leider zu mistrauiſch! — Aber ich „werde den Antrag des Raths Fredau (bei dem Namen „ſeufzte ſie tief) ſtandhaft ablehnen, und dann ihm er„zählen: Sieh das hat Emilie für Dich gethan — ſo „liebt ſie Dich.“ — Dieſe Gedanken, die, ich muß es nur

geſte-

geſtehen, bei einem ähnlichen Falle mir bei meiner Erneſtine ſehr gefallen haben, hatten Emilien ſo fröhlich gemacht, daß ſie vor all' ihrem ſüßen Entzücken, ihren Karl nicht hatte kommen hören — Er ſtand vor ihr, und bückte ſich eben, um ihr, ſtatt eines kalten guten Abend, oder ich freue mich, Sie noch fein wohl zu ſehen" ꝛc.! einen herzlichen Kuß zu geben. Sie erſchrack; aber plötzlich hieng ſie auch an ſeinem Halſe, und ihre Freude ſtrömte aus. Sie war heute ungewöhnlich luſtig, ſpielte bald die Sprode, bald küßte ſie ihn ſo innig und warm, daß ihm in allem Ernſt anfieng — bange zu werden.

„Bange? bei den feurigen Küſſen eines ſchönen, geliebten Mädchens? —

Gewiß ſchöne Leſerin! und mir würde nicht anders zu Muthe werden, als unſerm Fredau, wenn ich mein Mädchen, ſtatt es über einen zudringlichen Nebenbuhler niedergeſchlagen und traurig zu ſehen, luſtig und muthwillig fände. — Bedenken Sie doch, Fredau hatte ja nicht die vorige Seite geleſen! — Natürlich konnte er ſich dies ſeltſame Betragen nicht enträthſeln — er fieng alſo an, dazu Anſtalten zu machen.

Fredau. „Gute, liebe Emilie!" fieng er an, und zog ſie neben ſich aufs Sopha, „o wenn mein ganzes Leben wäre, wie dieſer Abend — dann wäre mein Glück unausſprechlich —"

Emilie. Ja lieber Guſtav! wir würden wohl beide gern ſo durchs liebe Leben tanzen wollen. — Immer durch Blumengefilde, an klaren Bächen, im kühlen Schatten ſchlendern, keine Sorgen haben, als die Sorgen der Liebe — das wäre wohl ſchön — Nicht wahr Guſtav? —

Fredau. Schön! ſehr ſchön!

Emilie. Ob ich wohl mit Dir gienge? was meinſt Du?

Fredau. — — — Ach!

Emilie. Nun?

Fredau. (mit beſorglicher Miene ihre Hand ergreifend) Mitgehn wollen? Gute Emilie! — Vielleicht gingeſt Du mit deinem Guſtav! aber —

Emilie. Sie ſprechen ſehr behutſam mein Herr — lauter Vielleichts und Aber! — Was willſt Du denn mit Deinem Aber, Guſtav?

Fredau. Ob Du mitgehn darfſt, kanſt?

Emilie. Freilich eine Frage, an die ich nicht gedacht habe. — Aber nein — man muß ja auch daran denken! — Es käme zwar nur aufs Glauben an, und ich habe immer gehört, was man wünſcht, das glaubt man! — — Doch —

Fredau. Liebe, beſte Emilie! — O ich bitte Dich, kränke mich nicht mehr, als ichs ſchon bin! —

Emilie. Schon biſt!

Fredau. Ja, Theure! Mein Herz iſt voll Kummer! vielleicht ſiehſt Du mich —

Emilie. Guſtav! was ſoll dieſe bange Sprache, dieſe geſenkten Augen — dieſes abgebrochne —? Was willſt Du?

Fredau. Es muß heraus! vielleicht ſiehſt Du mich bald nicht mehr, mein Schickſal ſcheint ſich gegen mich verſchworen zu haben. — Man ruft mich von hier — man will mir ein Amt geben, und — o es iſt noch nicht alles! — man will mich verheurathen.

Emilie. (erſchrocken) Fredau! — (Pauſe) Iſt es Ernſt? —

Fredau. Leider! —

Emilie. Du willſt mich verlaſſen, Guſtav?

Fredau. Will? — Emilie das kanſt Du fragen? (Pauſe)

Emilie. Und dieſes Unglück gerade jetzt!

Fredau. Jetzt, oder nach 10 Jahren! die ſchreckliche Trennung — ſie wäre gleich ſchmerzlich!

Emilie. O gerade jetzt! — Nein, das wäre zuviel! — O Fredau, Du weißt nicht —

Und so beichtete sie denn alles, was er schon wußte, was er aber hören mußte, um sich seinen Schiefblick berichtigen zu lassen. Die Gefahr ihm entrissen zu werden, und vielleicht, aus Gehorsam gegen ihre geliebte Eltern, einen andern heurathen zu müssen, war dem guten Mädchen so aufs Herz gefallen, daß sie mit ziemlicher Bangigkeit, die durch seine Nachricht noch verstärkt wurde — ihm den ganzen Handel erzählte. O wie frohlockte sein Herz über diese Bangigkeit, über die schöne Zähre, die ihr im Auge zitterte! Aber er verschloß diese Fröhlichkeit mit dem Riegel der Traurigkeit, und die schöne Zähre küßte er mit einem Feuer ihr aus dem Auge, das sie für das Feuer des abschiednehmenden Freundes hielt.

So waren sie denn für den ganzen übrigen Abend für den elegischen Ton gestimmt. Sie weinten zwar nicht den bleichen keuschen Mond an, sie vergiengen nicht in schmachtender Wehmuth, sie seufzten nicht aus der Tiefe des Busens, daß man's auf der Straße hätte hören können; aber sie waren zärtlich traurig, sprachen vom Glück ihrer Liebe, und Emilie konnte den Gedanken nicht denken, daß sie es ganz verlieren sollte. Sie sprach mehr von fröhlicher Hoffnung, als von trauriger Trennung, und Fredau, der die ganze Scene dirigirte, konnte nicht umhin, bisweilen in ihre Hoffnungen einzu-

stim-

ſtimmen. Er konnte kaum ſeine Freude mäßigen, mit der er die Stärke ihrer Liebe bemerkte; und ſo konnte es dann nicht fehlen, daß ſie beim Abſchied — der doch vor der Hand nur auf acht Tage genommen wurde — recht heiter und getröſtet waren.

„Herrliches Mädchen! rief Fredau, da er allein war. Wohl mir, Du darfſt die Probe nicht fürchten!“

Die folgenden Tage über, wurde in Emiliens Hauſe fleißig deliberirt: Die Mutter trieb das Heurathsgeſchäft recht — mütterlich, und der Vater wiederholte immer: Wir wollen Dich nicht zwingen, aber wenn Du klug biſt Emilie, ſo nimmſt Du den Rath Fredau! — Die arme Emilie war aber leider nicht klug genug, — ſonſt hätte ſie ſich aller der Traurigkeit überheben können, in die ſie nicht ganz unmerklich verfiel.

Der Donnerſtag kam, und Emilie ward gleich am Morgen krank. — Ob im ganzen Ernſt oder nur mit gutem Willen, habe ich bis jetzt noch nicht ausmachen können. Mein Freund, der D. H — r ſagt, daß ein Mädchen wohl von einer gewiſſen Seelenaffäre oder gar aus bloßem Eigenſinn krank werden könne ꝛc., er ſagt noch mehr, und ſchüttelt dabei bedenklich den Kopf, als ob er wohl an hundert Fälle an den Fingern aufzählen könnte, wenn er nur aus der Schule ſchwatzen dürfte; mein andrer Freund aber der Magiſter M — meint, daß ſolche Krankheiten oft wie nach einer Harmonia praeſta-

ſtabilita einträfen, und mit andern gleichzeitigen Umſtänden gar nicht wie Urſach und Folge, ſondern blos als gleichzeitige Umſtände zuſammenhiengen. Der Magiſter ſagt noch viel Gelehrtes über dieſen Umſtand, denn er hört ſelten in der nächſten halben Stunde auf, wenn es ihm einmal gelungen iſt, ein philoſophiſches Räſonnement anzuſpinnen; allein ich weiß nicht, ob ich nicht lieber ſeiner Jungfer Tante glauben ſoll, die mit gen Himmel gerichteten Augen betheuert, daß der ſchwache Menſch wohl aus purer, klarer Liebe krank werden könne! welche wohlgeſetzte Betheurung ſie mit einem ältern Beiſpiel aus ihrer Jugend zu belegen pflegt, wo ſie aus Liebe zu einem Lieutenant, der „ein ganz ſcharmanter Menſch“ geweſen ſeyn ſoll, der ſie aber ſchändlicher Weiſe verlaſſen hat, würklich totaliter krank geworden iſt u. ſ. w. — Genug es hieß: Emilie ſey krank, und könne ihr Zimmer nicht verlaſſen. Sie bat ſehr, man möchte unter irgend einem Vorwande den Beſuch des Hrn. Raths auf heute verbitten laſſen. Der Vater ſchüttelte den Kopf, lieb Mütterchen aber wurde dazu beredet, Jungfer Chriſtinen zu der Geſandſchaft in Bewegung zu ſetzen. — Ob dieſe gleich ihre Affairen wie ein halb unklüger Ambaſſadeur beſtellte, und das allerkauderwelſcheſte Ding von Kompliment in ſichtbarer Angſt herausdrehte; ſo gerieth doch Rath Fredau, da er nur auf die dritte Wiederholung der Sache ſich einigermaßen darüber verſtändigt hatte, in eine ſolche Freude, daß er der ſchon zweimal benannten Chriſtine einen blanken Thaler in die

Hand

Hand drückte, und sie mit einem „herzlichen Bedauern daß er heute nicht das Vergnügen haben könne, ihrer Herrschaft aufzuwarten," nach Hause sandte. Ob unsre werthe Christine soviel Scharfblick besessen habe, daß sie in Fredaus Gesicht die räthselhafte Freude bemerkt, kann ich nicht sagen. Hat sie aber auch würklich soviel physiognomisch-psychologisches Talent gehabt, so weiß ich doch, daß sie weder von ihren etwanigen Bemerkungen, noch von dem blanken Thaler das geringste verlautbart hat.

Emilie war nun mit der lieben Mama ganz allein auf ihrer Stube, und sie beschloß, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Sie mochte dazu mancherlei Ursachen haben; einmal kann doch ein Mädchen in wichtigen Angelegenheiten, (als z. B. ob die Farbe zu den neuen Falbala's Lilla oder Ponceau, oder Rosa seyn soll, ob ein Hut à l'Orosman oder drei hohe Strausfedern auf bloßer Frisur besser zu Gesicht stehe; — oder gar in Herzens- und Liebesangelegenheiten nicht füglich ohne eine Vertraute seyn; und dann war's doch sehr nothwendig, daß, wenn sie ihren Geliebten einmal heurathen wollte, die lieben Eltern etwas davon wüßten. Sie erzählte ihr also, nicht ohne höchliches Erstaunen und Wundern von Seiten der Mutter, und nicht ohne ziemliches Herzklopfen und Erröthen von Seiten der Erzählerinn, daß sie schon eine ziemliche Zahl Monden lang — die Liebenden rechnen nach Monden, nicht nach Jahren! — einen Liebhaber

haber oder Geliebten habe, der Gustav Müller heiße, und Candidat des heil. Predigtamts sey. Sie machte dabei der lieben Mutter, die es auch nicht minder fand, einen geistlichen Herrn zum Sohne zu haben, das Herz so weich, daß sich ihr mütterliches Gefühl in einen sanften Thränenguß auflöste, der alle Vorwürfe, die sie, Kraft mütterlichen Ansehens, über diese Leibesverheimlichung machen zu müssen glaubte, rein wegschwemmte. — Endlich ward, obwohl nicht ohne Widerrede, von beiden Seiten beschlossen, dem lieben Vater die Sache zu eröffnen, Herrn Candidaten Müller aber, vor das Tribunal der Eltern zu bescheiden, und dann zu sehen, was in der Sache Rechtens sey.

So standen die Sachen, der Vater schüttelte den Kopf, hielt einen langen Sermon, und — ließ es aus Liebe für das einige Töchterchen indeß bei obigem Conclusum bewenden.

Emilie blieb krank, — „Etwa bis zum Montage? „Nein, nein, das war nicht listig genug! Ich an ihrer „Stelle wäre höchstens nur bis zum Sonntage krank ge„blieben. Nein, das hat sie zu merklich gemacht!“ —

Was denn, schönes Mädchen? — Emilie verbiß sich ganz leidend; und was geschah, das geschah jetzt ohne sie.

Trebau wußte, was er wissen wollte, und fand, was er gewünscht, ja, was er zuletzt schon gehofft hatte,

ein Mädchen, das ihm treu war — oder auch ein Mädchen, das ihn liebte, wie er von dem Weibe geliebt werden wollte, die einst sein Weib heißen würde.

„Ei, war dies die ganze Probe ihrer Treue? Der „gute Fredau! seine Versuchung war ein leichtes Spiel! „— Er ist ein gnügsamer Liebhaber, und wird einst ein sehr gnügsamer Mann werden; — ich — — " Sie mögten wohl wünschen, daß er Sie gekannt hätte, schönes Mädchen?

Doch im Ernst! war diese Prüfung würklich nur ein Spiel? —

Für tausend schlauere Mädchen, für Mädchen, die, in der großen Welt erzogen, oft schon Gelegenheit hatten, alle die feinen Intriguen, welche die Liebe in der Welt der Romane spielt, auch in der würklichen Welt zu versuchen; — für schlaue Mädchen, die nicht erst dann, wann sich der Liebhaber gefunden hat, sich auch nach einer vertrauten Briefträgerinn u. s. w. umsehn; — sondern bei denen der Fall umgekehrt ist — ja, für solche Mädchen wäre Fredaus Versuchung — keine Versuchung gewesen. Es wäre alsdann noch die Frage: ob Emilie von Fredau; — oder Fredau von Emilien hintergangen wurde, als diese ihn für ihren vorigen Liebhaber zu halten schien, und Fredau sich dafür halten ließ? — Und wenn auch Emilie damals ganz unschuldig gewesen wäre; hätte sie nicht jetzt wenigstens, etwa durch ein ver-

trautes Kammermädchen, oder durch eine von jenen lebendigen Stadtzeitungen, die unter dem Namen der frommen Kaffee-Mütterchen bekannt sind, — hätte sie durch dieſe nicht längſt ſchon in Erfahrung bringen können, und — welches hier einerlei iſt — würklich in Erfahrung gebracht: wo der Herr Kandidat Müller wohne? wovon er lebe? und endlich auch, wer der Herr Kandidat Müller ſey? —

Alsdann — da haben Sie recht, ſchönes Mädchen! — dann war Fredaus Prüfung wenigſtens — ganz und gar keine Prüfung. — Unglücklicher Herr Rath, wenn alsdann Ihre Probe gerade ſo ausſchlug, wie jetzt; ſo konnte dieſer Ausſchlag unmöglich ihr Wunſch geweſen ſeyn. — Alsdann hätten Sie ihren ſchönen Satz: „wenn Emilie den Rath Fredau und nicht den Kandidaten Müller zum Manne nehmen will; ſo ſoll ſie weder den Kandidaten Müller noch den Rath Fredau bekommen: will ſie aber den Kandidaten Müller und nicht den Rath Fredau; ſo ſoll ſie der Rath Fredau und der Kandidat Müller heimführen!“ — Dieſen ſchönen Satz hätten Sie in allen ſeinen Theilen umkehren müſſen. — Und doch, Herr Rath, wär er auch ſo wohl nicht ganz richtig und anwendbar geweſen! Kurz ich hätte Ihnen alsdann zu gar keiner Probe gerathen.

Jetzt aber ſey dies alles, für Sie ſo gut als in den Wind geſprochen! Ich will nicht fürchten, daß Ihnen bei Leſung dieſer Zeilen — denn wie ich hoffe, leben Sie

noch — irgend ein beunruhigender Zweifel zu Kopf geſtiegen ſey, oder daß ihr Puls auch nur um ein klein wenig geſchwinder als ſonſt, geſchlagen habe. —

Emilie hatte ein ſehr ſtilles, eingezognes Leben geführt. Manche wichtige Begebenheit ihrer großen Stadt, als, z. B. daß ein gewiſſer reiſender Prinz hier in den drei Kronen abgeſtiegen ſey, um ein wenig — zu frühſtücken u. ſ. w., erfuhr ſie erſt bei ihrem Vater durch die Hamburger oder Berliner Zeitungen. Und kurz, alles was wir ſchon von Emilien theils ordentlich erzählt, theils nur im Vorbeigehn geſagt haben; — und was Fredau ohne dieſe Erzählung ſchon wußte, und weit richtiger und vollſtändiger wiſſen konnte, als wir; — das alles gab jener Probe und dem Ausſchlag derſelben in Fredaus Augen ſo viel Gewißheit und Gültigkeit, als die beßte Probe, die ein Menſch mit einem Menſchen anſtellt, nur haben kan. —

Und die Probe fiel — wie wir ſchon wiſſen — erwünſcht aus. — Emilie ward krank. —

Der lieben Mutter war ein artiger Schwiegerſohn mit einem annehmlichen Titel und einem noch annehmlichern Gehalt zwar ſehr angenehm, aber doch werther war ihr die Geſundheit und das Glück ihrer geliebten einzigen Tochter! Was Wunder alſo, wenn Emilie mit ihrem Verlangen durchdrang: man ſolle dem werbenden Rath nicht nur keine Hoffnung machen, ſondern ihm die wahre

Lage

Lage der Sachen, als einem ehrlichen Manne auf Treu und Redlichkeit entdecken, und ihm jede Hofnung auf ihre Hand geradezu benehmen: denn, hatte die Mutter einmal sich den Rath ausreden lassen, so war an des lieben Vaters Beistimmung kein weiterer Zweifel mehr.

Indeß war in der ganzen Stadt das Gerücht rege geworden, und würklich etwas spät: Fredau werbe um Demoiselle Lenz, oder in seiner eignen Sprache: Dem. Lenz sey Braut mit Rath Fredau. Das Gerücht mochte zwar noch mancherlei sagen, sowohl über die Braut einzeln, als über den Bräutigam und endlich über die Art und Weise, wie diese zusammenhiengen und zu einander gekommen wären, oder über die Copula — wie sich mein Freund, der Herr Magister, ausdrücken würde. — Allein das alles zu beschreiben, will ich, beliebter Kürze wegen, unterlassen, und die Supplirung desselben meinen ältern Leserinnen überlassen haben!

Fredau's Freunde hörten endlich auch ziemlich zufällig von seiner Brautwerberei. „Zum Henker Fredau! bist Du toll geworden? sprachen sie beim nächsten Punschnapf, Du willst heirathen?

Ja — Nein! ich kanns noch nicht sagen (sprach Fredau mit einem selbstgefälligen Lächeln).

„Und wir noch weniger, was Du mit Deinem Ja und Nein sagen willst! — Hast Du nicht um die Lenz

angehalten? mir hat's wenigſtens Madam N — verſichert —

„und mir Madam — — (alle hatten die Nachricht von einem ſchönen Weibchen).

Fredau. Still, ſtill Freunde! ich läugne es gar nicht. Es lebe meine Emilie! — Nun ſo ſtoßt doch an! (ſie ſtießen auf ſeine ernſte Aufforderung an, tranken das Glas mit Haſt aus, und ſahen ihm dann wieder forſchend ins Geſicht) — Im Ernſt, guten Freunde: wo ich nicht irre, ſo kann ich euch alle zu meiner Hochzeit einladen! Ich werde, wo ich nicht irre, Emilien heirathen —

„Wo ich nicht irre? Biſt Du —

„Sehr richtig geſprochen, meine Freunde! — Es leben die Montagsexkurſionen! —"

Noch wurde viel geſpöttelt, der Witz der ganzen Geſellſchaft richtete ſich gegen den armen Fredau, der eigentlich dafür leiden ſollte, daß ſie ſeine ernſtliche Liebſchaft erſt durch den hundertzüngigen Mund der belobten Fama, und nicht auf die nähere Weiſe, durch den Mund ihres Freundes ſelbſt, erfahren hatten. Endlich hat er zwei von ihnen, ihn den Montag zu begleiten, weil er wahrſcheinlich Verlobung halten würde.

Der Montag kam. Fredau ließ ſich und ſeine Freunde bei Herrn Erdmann Lenz zu einem freundlichen Beſuch anſagen. Dieſe Anſage ſetzte die Eltern der vermeinten Braut in nicht geringe Verlegenheit, und die arme Braut ſelbſt in nicht geringes Schrecken. Sie wollte ihn gar nicht ſprechen, und die böſe Krankheit ſchien mit einem ſtarken Recidiv zu drohen; Vater und Mutter aber rüſteten ſich, unſerm Fredau höflichſt zu eröffnen, daß ihre Tochter — wenn auch nicht zum Heurathen überhaupt — doch zu einer Heurath mit ihm wenig Luſt bezeige. —

Fredau kam indeß richtig an. Aber kaum hatte er den Anfang des großen Sermons vernommen, den Lieb Mütterchen aufs treflichſte ausſtudirt hatte, kaum hatte er unter dem zierlichen Mäntelchen das wohlgeflochtene Körbchen erblickt, als er nicht mehr ſeine Freude mäßigen konnte, und um nichts, als um die einzige Gefälligkeit von Madam bat, daß ſie ihre Tochter auf alle Weiſe zu einer kleinen Erſcheinung im Zimmer bewegen möchte.

Mit ſehr vieler Mühe ward endlich Emilie dazu bewogen. Fredau ſtand, da Emilie eintrat, mit dem Geſicht gegens Fenſter gekehrt; ſeines Kleides Farbe war Scharlach, nicht das theologiſche Braun oder Himmelblau. — Emilie wagte es kaum aufzublicken; mit geſenkten Augen, mit höher klopfendem Buſen verneigte ſie ſich, und wollte

eben

eben ihre Krankheit entſchuldigen, als auf einmal Fredau ſich wandte, und ihr ins Geſicht blickte. —

„Ach Gott, Müller! — Sie? — rief Emilie, und wollte ihrer Mutter in die Arme ſinken, aber Fredau faßte Emilien: Nicht Müller mehr — meine Theureſte — Nein, Ihr Fredau auf ewig! —

K.

Zehn
Kleine Gedichte.

Zehn
kleine Gedichte *).

1.

Dithyrambe.

Auf und füllet die Becher mit Most, und kränzt sie mit Rosen!
Denn wir weihen die Nacht Bachus und Cypria.
Schwelget in schäumenden Bechern, schwelget im wallenden Busen

Glü-

*) Ein Paar von diesen kleinen Gedichten, sind schon vor zwey Jahren in einem gewissen Büchlein gedruckt erschienen; allein sie haben seit der Zeit sehr beträchtliche Veränderungen erlitten, durch welche sie vielleicht besser und vollkommner geworden sind.

Ich wünsche nicht, daß man sie alle gleich hintereinander lese, sondern, daß man wenigstens nach dem letzten Epigram an Rausch, das Büchlein ein wenig bey Seite lege: denn die beiden darauf

Glühender Mädchen,
Bis ihr, in Wolluſt
Zerfloſſen, vergeht!

Hinweg mit aller Götter Unſterblichkeit! hinweg
Mit ihrer ewigen Kraft, die nie im Freuden-Genuſſe,
Nie vor Fülle der Luſt, endlich ermüdet ſich fühlt!
O, ermatten vor Wonne, beben vor Luſt, vor Entzücken
Sterben, nur das iſt, das iſt der Wolluſt lezter,
höchſter Triumph.

2. Bild.

---

folgenden Lieder ſind in einem ganz andern Tone, und in einer ganz andern Empfindung geſchrieben, als die vorhergehenden: und würden, gleich auf dieſe, eben ſo unangenehm ſchmecken, wie ſüße Milch, gleich auf Salzſpeiſe.

Einige Flecken im Ausdrucke, wie: die Lunge ausblaſen (in der Epiſtel an Schlichtegroll) muß ich jezt ſtehen laſſen, weil die Muſen dem Dichter, auch beym Ausfeilen ſeiner Lieder, hülfreiche Hand leiſten müſſen; und weil den Muſen von Tage zu Tage ihre Zeit knapper zugeſchnitten wird u. ſ. w.

Mnioch.

2.

Bildchen.

Löſche dein Lämpchen nun aus, der Mond ſcheint durch die Gardine.
Dorthin ladend zu ſüßen, gefälligen Träumen, — beblickt er
Schalkhaft, den ſammetnen Sofa! — Komm, und laß uns ihm folgen;
Wirf die Gardine zurück, daß ganz ſein Licht uns umfließe. —
Sieh' ſein freundliches Antlitz, umlocket von weißlichen Wölkchen! —
Steht ihm nicht lieblich der Schmuck, der um ihn wallenden Locken?
Sey mir heut ſchön wie der Mond, mein Mädchen, und löſe den Haarputz,
Ringle die Locken hinab, und laß Dir die ſeidenen Haare
Flieſſen über den Buſen, und wirf das neidiſche Halstuch
Ueber die Schultern zurück! — — — Ey, ſieh, das ſchalkhafte Mädchen!
Unter dem Buſentuch' noch ein dichtgewebetes Flor-Netz!
Auch das Netzchen muß fort! Was will da der ſträubende Finger?
O wie pocht Dir das Herz, wie bebt Dein Athem? — wie zittert
Durch das leichte Gewand, Dein glühendes Knie an dem meinen!

Schön,

Schön, da wallet der Busen von selbst aus dem neidischen Netze! —
Schlage die Augen nicht nieder und wende die glühende Wange,
Nicht in den Schatten zurück! — — Ha! — schlinge die seidenen Arme
Fester um meinen Nacken, und laß die pfirsichne Wange
Ruhen an meinen Lippen, und in den Schwanen des Busens
Meine bescheidene Hand! — So schlummr' ich zum Himmel hinüber!

3.

An

Herrn Mylius in Jena *).

Der Zeitungsschreiber schreibts, und ganz Europa weiß:

„An welchem Tage dieses Jahres,
„Um welche Stunde, Seine Majästät
„Von Gallien, sich höchst genöthigt sah'n,
„Des überladnen Magens wegen, gnädigst
„Ein Vomitiv den Austern nachzuschicken,
„Und daß Sie bald darauf geruhet haben
„Auch Uebelkeit zu spüren, — und so weiter;

Und ganz Europa hat Gespräch am Theetisch!

Allein der brave Mann, mit seinem Ruf
Verschlossen in sein leeres Kämmerlein,
Thut Fürstenthaten, die sein Volk,
Das seiner Thaten Frucht genießt, nicht kennt.
Er weiß allein, wie viel er Gutes schaft,
Und muß es oft im Traume sich gestehn.

So sizt ein fleiß'ger Handwerksmann und sorgt
Mit seinem baaren Schweiß, um längst versprochnen Lohn,
Für seines Staates Leib, so gut und besser noch,

Als

*) Dieser brave Mann hat sich mit Errichtung einer Lesebibliothek, um die Studirenden der Jenaischen Akademie sehr verdient gemacht.

Als sein Beichtvater für des Staates Seelen:
Indeß der Charlatan, von einer ganzen Stadt
Umringt, bei Pauken und Trompetenschall,
Für blankes Geld all' seinen Apparat
Von Pillen, welche man den Flöhen
Eingeben soll, daß sie an Bauchschmerz sterben,
Verkauft. Das Volk ist froh,
Und giebt, wenn schon der lezte Groschen
Verthan ist, Bett' und Kleid für das Remedium,
Aus Bett' und Kleid die Flöhe zu vertreiben.

Laß Du, mein Freund, dem Charlatan sein Glück!
Und laß den Thoren, die den letzten Groschen
Ihm auf die Bühne werfen, ihre Narrheit;
Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!

Vom Narr'n verlangt der Staat, und kriegt, so viel er will,
Fürs Privilegium: Allein der Weise
Verlangt vom Staat; und was er will, ist viel!
Denn, ob er gleich für sich, sich selbst nur braucht,
So sieht er doch, wo's seinem Nachbarn mangelt.

Sprich nie zum Fürsten oder zum Minister:
„Mein lieber Herr, Gott hat euch scharfe Augen
„Gegeben, hat euch auch auf einen Berg gestellt,
„Von wo eur Land zu übersehen ist;
„Allein, was eure Dichter auch erzählen,

„Eu'r

„Eu'r Aug ist nicht so scharf, und Euer Höh' zu hoch,
„Als daß ihr gar in jedem Teiche dort
„Den Fisch, und all' Gewürm, das in den Thälern kriecht,
„Erkennen könnt! Ich aber wohne dort,
„Und sag euch, Herr, in jenem Teiche
„Sind schöne Fische, aber laßt den Teich
„Zudämmen, wo er ausgerissen ist,
„Sonst geht der schönste Fisch, mein Herr, euch über Bord!"

Der Fürst und der Minister halten traun,
Den wohl gemeinten Rath für ein Pasquill
Auf ihre Augen, Freund! — und o Du magst Dich immer
Empfehlen, eh sie nach dem Kammerdiener klingeln!

Schließ Dich vergnügt in deine Kammer ein,
Und in Verdauungsstunden sieh durchs Fenster
Den Thoren auf dem Markte zu!
Und ärgere Dich nicht mehr, Du guter Mann,
Wenn blos aus langer Weil' die Herren
Zu deinen Büchern kommen, sie besehn,
Und wenn sie alle Bücher durchgeblättert,
Und alle Bilder angelächelt haben,
Zum Abschied sprechen: „Ei, da sind ich nichts für mich!
„Schaff uns Romane her, was sollen wir!
„Mit all den Tugendbüchern und

„Mit Kants Kritik und Herders Menschenlehre?
„Dergleichen Schriften hat mein selger Vater
„Wohl an die tausende, in Schweinsleder
„Und Pergament gebunden, nachgelassen!“

4.

An Schlichtegroll.

Die Fröhlichkeit des Jünglings, welchen noch
Kein schlafloß Amt, kein Weib mit ihren Kindern,
Und keine Fürstengunst gefesselt hält,
Ist einem Flötenspieler gleich, der, — nicht
Für armen Lohn gedungen, — bald am Morgen,
Und bald am Abend bey des Mondes Glanz
Hinaus geht in den Duft des Lindenwäldchens,
Ein Lied zu spielen, wie es ihm gefällt.

Die Fröhlichkeit des Mannes aber gleicht
Dem Musikanten, der mit seiner Geige
Aufs Betteln zieht, und in der Schenke, was
Der trunkne Gast verlangt, — ach, um ein Mittags
Brod! —
Aufspielen muß. Er sitzt und spielt und singt
Zum froh'sten Tanz, indeß sein Haupt

Matt auf den Busen hängt,
Sein trübes Aug' die frohen Saiten anweint.

Darum, o Jüngling, weil dein Auge noch
Nicht lachen darf, wenn deine Seele weint;
Weil noch dein Antlitz steifen Ernst des Amtes
Nicht heucheln muß, indeß die Seele lacht;
Darum, o Jüngling, weil du Jüngling bist,
Sing' was dir wohlgefällt, und geize nicht
Mit deiner Fröhlichkeit, und bliesest du
In frohen Liedern deine ganze Lunge
In deine Flöte aus, genug, du thät'st es doch
Nicht gnädgen Midasohren zu gefallen.

5.

An

Kauſch, den Arzt und Barden.

Soll ich aber, wenn Du aus dieſem quälenden Fieber
Mich errettest, o Kauſch! deine Oden, und, weh!
Deine Improvisus vielleicht noch einmal vernehmen? ---
— Laß Dich erbitten, und geh, — geh, ich ſterbe
ſo gleich!! —

6.

An Pullo.

Hätteſt Du, Pullo, gelebt zu der Sündflut Zeiten, in Noas
Arche, wäreſt auch Du dieſem Verderben entflohn,
Noa hätte von jeglichem Thier' allein nur das Weibchen
Mitgenommen, und ſtatt aller Männchen — nur Dich.

7.

An Denſelben

Ich danke Dir indeß, daß Du in Noas Arche
Nicht mit geweſen biſt:
Denn ſieh', mein Hund iſt, ſchon als eines Hundes Nachkomm,
Zu ſeinen Dienſten dumm genug!

8.

An

Kauſch, den Arzt und Barden.

Wenn deine Arzeney dem Kranken
Nun nicht mehr helfen kann; wenn ſchon die Todesangſt
Durch jede Nerven zuckt, und dennoch
Die arme Seele ſich noch länger quälen will:
So tritt, barmherziger Kauſch! tritt auf des Todes Seite
Und end' den Kampf, und lies dein Bardenopfer vor *)!

*) Verſteht ſich, nur den gröſſern, und beſonders des D. Kauſch eignen Theil: denn es finden ſich in dieſem Büchlein — welches aber zu bedauren iſt! — auch einige Stücke, die vielleicht das Gegentheil wirken könnten.

9.

Rundgesang
zum Anfange des neuen Jahres.

Mehrere Stimmen.

Wohl auf, du froher Rundgesang,
Dem Geber aller Gaben!
Ihm töne Lied und Becherklang;
Das mag er gerne haben.
Er sieht vom Himmel freundlich rein,
Und spricht: Seid frölich, Kindelein!

Alle Stimmen.

Er sieht im Mond durch's Fenster drein
Und spricht: Seid frölich, Kindelein!

Eine Stimme.

Auf unsres jungen Jahres Wohl!
— Wir sind des Kindleins Pathen. —
Mit Gottes Gnad', das Knäblein soll
Gedeihn, und wohl gerathen!
Wo wir's vermögen Knäbelein,
Da wollen wir behülflich seyn.

Alle Stimmen.

Wo wir's vermögen Knäbelein,
Da wollen wir behülflich seyn.

Eine Stimme.

Es lebe jede gute That
Des Bettlers, und des Fürsten!
Und wer dazu geholfen hat,
Soll trinken und nicht dürsten!
Und wer die beste That gethan,
Der sey des Reiches erster Mann!

Alle Stimmen.

Und hätt' ein Bettler sie gethan;
Er sey des Reiches erster Mann!

Eine Stimme.

Ein gutes Weib dem guten Mann,
Und Freunde, die's ihm gönnen!
Ein braves Weib belohnen kann,
Wie's Könige nicht können!
Für's Ehestandes Fried und Wohl,
Heut Fürst und Bettler beten soll!

Alle Stimmen.

Für's Ehestandes Fried, und Wohl,
Heut Fürst und Bettler beten soll!

Eine Stimme.

Zufriedenheit zu Salz und Brodt,
Zum Braten guten Magen!
Auch Glück und Ueberfluß ist Noth,
Kann mann's nicht wohl vertragen.
Um froh zu werden, trinkt den Wein:
Doch seyd ihr froh; schenkt nicht mehr ein!

Alle Stimmen.

Um froh zu werden, trinkt den Wein:
Doch seyd ihr froh; schenkt nicht mehr ein!

Eine Stimme.

Gesunder Geist und feisches Blut
Das sind zwei große Gaben!
Die kann man doch für Geld und Gut
Der ganzen Welt nicht haben.
Sie woll' uns Gott der Herr verleihn!
Dann schenkt uns auch nur Wasser ein.

Alle Stimmen.

Sie woll' uns Gott der Herr verleihn
Dann schenkt uns auch nur Wasser ein.

Eine Stimme.

Und nun auf aller Menschen Wohl,
Der Bösen und der Frommen!

Und Jud' und Türk, und Heide ſoll
In Chriſtus Himmel kommen.
Wir leben auf Barmherzigkeit,
Und iſt darin kein Unterſcheid!

Alle Stimmen.

Wir leben auf Barmherzigkeit,
Und iſt darin kein Unterſcheid!

Mehrere Stimmen.

Das helf' uns Gott, und laß' uns all'
Zu ſeiner Freude leben:
Und woll' uns endlich allzumal,
Ein ewig Neujahr geben!
Im Himmel Freud, im Grabe Ruh';
Dann, Todtengräber, ſcharre zu!

Alle Stimmen.

Im Himmel Freud, im Grabe Ruh';
Nun, Todtengräber, ſcharre zu!

Lied vom Grabe,

auch beym frohen und geſelligen Becher zu ſingen.

Geſang.

Wir werden alle Platz und Raum,
In unſern Gräbern haben,
Zwey'n kleiner Schritte braucht es kaum,
Uns ſämmtig zu begraben.
Wir liegen, wie ſie uns gelegt,
Im Bettlein uns beſchieden;
Wir liegen wie ſie uns gelegt
Und ruhen all' in Frieden!

Wie unſerm Nachbarn zanken wir
Nicht um die beſte Stätte;
Ob jener doch, ob dieſer hier
Die weichern Späne hätte!
Wir liegen all auf Gottes Gnad,
Und harren auf Erlöſung!
Und haben all des Plages ſatt
Zur ruhigen Verweſung.

Spruch *).

Darum sollt ihr euch unter einander eu'r Plätzchen gönnen auf Erden; und euch nicht drängen und stoßen, um einer Spanne Bodens willen! Die Welt ist groß genug für uns alle, wie der Kirchhof:

Gesang.

Wir werden ohne Sorg und Noth
In unsre Gräber ziehen!
Ob Morgenroth' ob Abendroth
Am blauen Himmel blühen,
Ob heut die schönen Mädelein
In's Thal nach Veilchen wallen;
Ob schon im bleichern Sonnenschein
Die Traubenhügel strahlen;

Ob Feuersnoth und Wasserflut
Und Pest und böse Fürsten
Nach aller Menschen Hab und Gut
Und ihrem Leben dürsten,
Das geht und ficht uns wenig an
Und bängt uns nicht in Träumen,
Wir haben alles ausgethan,
Und können nichts versäumen!

Spruch.

*) Diese Sprüche werden von Einer Stimme langsam und verneuerlich gesprochen.

Spruch.

Darum ſollt ihr Geduld und Hofnung miſchen in den Kelch eures Kummers, und euch nicht alle Erdenneth zu Herzleid machen: denn es kömmt bald eine Zeit, da man ſprechen wird: Sie haben ausgekümmert.

Geſang.

Wir wern alle groß und reich,
In unſern Gräbern wohnen!
Und werden unſern Fürſten gleich
Auf eignem Staube thronen!
Wer iſt dort Knecht und Unterthan!
Wer iſt dort Herr und König!
Im Grabe ſchläft ein freier Mann!
Im Grabe ſchläft ein König.

Sie holen nur ein wenig Sand,
Das Küſſen uns zu füllen;
Und nur ein dünn und leicht Gewand
Den Leib uns einzuhüllen!
Doch haben wir an uns allein
Mehr, als wir brauchen können;
Und möchten unſer leinen Kleid
Dem armen Aaten gönnen.

Spruch.

Darum ſollt ihr nicht ſtolziren, und über eure Brüder hinwegtreten, wie über Kieſel im Wege, weil ſie eure Diener ſind! und ſollt nicht alles begehren, was ihr kaufen könnt: ſondern ſollt groß ſeyn in Demuth, und reich an Wohlthun! denn ſie werden auch euch auf euren Nacken niederlegen, und euch die leeren Hände über die Bruſt falten, den Sargdeckel über euch decken, und ſprechen: Gott befohlen!

Geſang.

So helf' uns denn der liebe Gott,
Durch unſer armes Leben!
Und woll' uns einen leichten Tod
Bei froher Seele geben!
Und laß', wenn unſer Fleiſch und Bein
Im leichten Staub zergehen,
Den Staub als Gras und Blümelein,
Aus unſerm Grab' erſtehen!

So helf' uns denn der liebe Gott
Durch unſer Erdenleben!
Und woll uns einen ſüßen Tod
Und Freud' im Himmel geben!
Wir hoffen drauf und trauen drauf
Auf ſeinen Vater Namen!

Und ſehn zum hellen Himmel auf,
Und ſprechen frölich: Amen!

Spruch.

Fried und Freud', und traute Brüderſchaft allen Mitgenoſſen der Hofnung eines ewigen Lebens! Darauf geben wir uns die Hände, klingen die Becher zuſammen, trinken den frölichen Wein.

Kleine Erzählungen.

Kleine Erzählungen*).

Die Irrungen,
eine kleine Geſchichte.

Lord Mortingham, einer der reichſten und ſtolzeſten Lords im nördlichen England, hatte zwei Söhne, über die er ſich freuete, aber er erzog ſie ſo, daß ſie ſich nicht freuten. Er ſchränkte ſie ein; erlaubte ihnen zwar dann und wann auf die Jagd zu gehen; aber die übrige Zeit mußten ſie auf ihrem Studierzimmer oder bei ihm zubringen — welches leztere er immer für das Beſte hielt. Denn obgleich er ſehr wenig ſprach, und aus Unterredungen mit ihrem Vater ſeine Söhne wenig lernen konnten, ſo hielt doch der Alte ſeine Geſellſchaft für ein Opus

*) Unter dieſem Titel, werden in jeder Sammlung der Papillons mehrere kleine Geſchichtchen vorkommen. Vor jezt nur der Anfang von einer kleinen Erzählung.

operatum, das ſie täglich auf der Leiter zu den Tugenden, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten in dieſem Landſitz der Familie gewohnt hatten, eine Stufe weiter brachte; und das war ſein größter Segen, den er ſeinen Kindern geben konnte: Wandelt, wie ich! —

Dieſer Wunſch, den alle Väter und Mütter, aus Liebe zu ihren Kindern, thun, iſt einer von denen wenigen, die ſehr richtig in Erfüllung gehen. Die Töchter haben gewöhnlich die Untugenden ihrer Mütter ſchon im zweiten Jahr ihrer Verheurathung vollkommen an ſich, die Söhne erben die häuslichen Tugenden oder Untugenden ihrer Väter gewöhnlich etwas ſpäter: — und es iſt gewiß, daß nur dadurch, daß die junge Frau und der Mann aus verſchiednen Häuſern ſind, eine Miſchung und eine gewiſſe Neuheit in die Familie gebracht wird, die ſonſt der getreueſte Abdruck von der Familie des Herrn Papa und der Frau Mama geweſen ſeyn würde. Lord Mortingham, den wir, unſrer parentheſiſchen Bemerkungen ohngeachtet, nicht aus den Augen verloren haben — gab alſo ſeinen Söhnen keinen unerfüllbaren Segen, oder vielmehr er hätte ſich ihn erſparen können, weil ſolcher Art Segen immer eintreffen, man mag ſie über die Häupter ſeiner Kinder ausſprechen oder nicht. Er verfiel aber in den Fehler ſo vieler Väter, daß er es nicht bei dem Wunſche bewenden ließ, ſie möchten ſo werden wie er; ſondern, daß er wollte: ſie ſollten ſo ſeyn, wie er! Und Dis war eigentlich das Grundprinzipium ſei-

ner

ner Pädagogik. Wie glücklich oder wie unglücklich er damit war, wird folgende Begebenheit lehren.

Die Knaben hatten einen Lehrer, der sie in den Künsten ihres Vaters — das heißt, im Lesen und Schreiben, in der vaterländischen Geschichte und in der Religion ꝛc. unterrichten sollte. Er that aber, aus dem natürlichen Grunde, weil er mehr zu thun wußte — mehr als dis, er lehrte sie vernünftig über sich und die Welt denken, und brachte ihnen geläuterte Begriffe über ihre Bestimmung bei. Die Knaben wurden Jünglinge und der Hofmeister fühlte, daß er — so wenig sich auch die Verhältnisse geändert haben mochten — täglich eine unthätigere und sonderbarere Rolle spiele. Er dachte darauf, wie dis abzuändern sey, und fand dann, daß es zur Ausbildung der jungen Leute unumgänglich nothwendig sey, sie auf Reisen zu führen. Er spielte verschiedenemal beim alten Lord darauf an und trug ihm eines Abends, da er ihn bei Laune fand, das ganze Resultat seiner Betrachtungen vor — er sagte ihm, daß er seine Zöglinge zu einem solchen Schritt vorbereitet finde, daß ihnen an ihrer Ausbildung Zeitlebens etwas fehlen würde, wenn sie nicht die große Welt gesehen hätten, und daß sie diese wenigstens deswegen sehen müßten, um das Glück, auf einem einsamen Landgut zu leben, gehörig schätzen und den Vorzug desselben vor dem unruhigen Stadtleben einsehen zu lernen. Der Alte — wie viel er von diesem Raisonnement verstanden habe, weis ich nicht — hatte den Tag vorher

eben

eben festgesetzt, was er mit seinen Kindern anfangen wolle und den ältesten zu seinem Nachfolger auf seinen Gütern, den jüngsten aber zu einem Mitglied des Parlements bestimmt, wenn er ja nicht dem Beispiel seines Bruders folgen, und etwa durch eine Heurath sich zum Besitzer einiger Landgüter machen wollte. Er sah den Hofmeister mit großen Augen an — und sagte dann ganz trocken: daraus wird nichts! — Dieser aber mochte doch in dem Ton und der Miene etwas bemerkt haben, das ihn hoffen ließ, es könne doch etwas daraus werden, und er fieng seine Vorstellungen von vorn an, wo er es denn freilich ganz dem Gutachten Sr. Herrlichkeit überließe. Dieser erinnerte sich zufällig, daß er in seiner Jugend auch ein Jahr in London gelebt habe, fand auch, daß wenn der Jüngste, Mitglied des Parlements werden sollte, er doch vorher einmal in die Hauptstadt reisen müsse. Er kündigte also auf einmal dem Hofmeister an: er werde morgen mit ihm auf ein Jahr nach London reisen!

Die Vorbereitungen waren geschwind gemacht, und am andern Morgen saßen unsre Reisenden von den vielfältigen Ermahnungen des Vaters und seinen Guineen begleitet im Wagen. Der junge Sir freute sich unendlich auf die Hauptstadt; sein Begleiter zwar auch, allein die Sorge für seinen Zögling mitten in den Gefahren der großen Welt, die Sorge über ihn zu wachen, die ihm zum erstenmal allein überlassen war, fiel ihm doch schwer

aufs Herz. Jener machte sich fröliche Bilder, dieser hatte mit seiner Sorge zu thun, und so kam's denn, daß sie anfangs wenig sprachen. — Nachher beruhigte sich dieser mit dem Gedanken, daß sein Zögling ja genug vorbereitet sey, daß sein Herz und Charakter ihn schon vor Gefahren bewahren werde, und jener wünschte nähere Beschreibungen von der Hauptstadt zu hören, und so kam es, daß sie beide nach und nach das Gespräch anzuknüpfen suchten, das nach dem gegenseitigen Interesse sehr abgebrochen und sonderbar geführt wurde, bis sie endlich vor den Thoren von London ankamen.

Quartier und dergleichen war schnell besorgt. Die Beschreibung der Meublen und der häuslichen Einrichtung unsrer Reisenden würde so wenig in diese kleine Geschichte gehören, als mancher Akt oder Auftritt in so manches unsrer Lust- und Trauerspiele gehört (so sehr er auch hinein gedruckt ist) auch ist uns mehr um die Geschichte der Reisenden zu thun, als um alles, was sie um und an sich haben. Schönheiten der großen Welt bezauberten den Sir, die unendlich große Summe neuer Bilder, die sich in seinem ganzen Leben noch nicht so gedrängt hatten, sezten seine Seele in einen gewissen Taumel, in eine gewisse wollüstige Trunkenheit, die so halb angenehm und halb unangenehm ist, weil man in einen Zustand der Verworrenheit gesezt wird, der mit dem Gefühl eines unbefriedigten Sehnens große Aehnlichkeit hat. Er genoß alle Arten von öffentlichen Vergnügungen, wie die Reisebeschreiber

uns erzählen, daß man sie zu genießen pflegt, nur freilich mit mehr Feuer und Interesse, als einer, der sie nur aus Gewohnheit oder Langeweile oder um eine Beschreibung davon zu machen, genießt. Wie es dem Hofmeister gieng, weiß ich nicht — schließe aber, daß er schon von Oxfort aus, wo er studirt hatte, einmal in London gewesen seyn muß, weil er mit großer Kälte und Ueberlegung über den mäßigen Genuß der Freuden und die Sicherung des Herzens dabei moralisirte. Am dritten Tage nach ihrer Ankunft besuchten sie das Theater. — Wer nicht in einer Hauptstadt geboren ist, sondern erst als Jüngling ein gutes Schauspiel gesehen hat, der erinnere sich, was er hier zum erstenmal fühlte, und er wird wissen, was der Lord dabei gefühlt hat, als er den Vorhang aufrollen sah. Der Dichter erreichte bei ihm ganz seinen Zweck, — Täuschung. Er war aus seiner Welt entrückt und er nahm den herzlichsten Antheil an den zwei Liebenden, deren Geschichte dismal die Herzen des Parters und der Gallerie rühren mußte. — Besondern Antheil nahm er indeß an der Person und dem Schicksal der Liebhaberin, einer Miß Belly, die damals die schönste und beste Schauspielerin war. —

Diese war in der Zeit eben die beste Schauspielerin, voll der treflichsten Talente und von einer Schönheit, die der armseligen Kunst wenig bedurfte, um sich der Herzen zu bemeistern. Daß es ihr bei so bestellten Sachen nicht an Anbetern fehlte, ist leicht zu begreifen und viel-

vielleicht eben so leicht, daß unser Sir gar bald unter der Zahl dieser Anbeter war. — Die Symptome seiner Krankheit waren diese: zuerst fühlte er einen unwiderstehlichen Reiz, das Schauspielhaus zu besuchen; vergebens mochte sein Gesellschafter bessere Vergnügen vorschlagen, vergebens vorstellen, daß das Stück, was heut gegeben würde, sehr wenig tauge, oder bei einem andern, daß sie es ja schon gesehen hätten; — er sah es mit Vergnügen noch einmal, und war scharfsinnig genug, auch bei dem erbärmlichsten Stücke, im Dialog oder der Anlegung der Fabel gewisse Schönheiten zu entdecken, die es sehr werth machten, noch öfter gesehen zu werden. Im Theater selbst führte er die ganze Begebenheit, die Schicksale aller handelnden Personen nur auf die zurück, welche Miß Belly spielte, und sollte es auch nur eine Nebenrolle gewesen seyn. Auf ihr ruhte sein Blick, wenn sie auf dem Theater war, er spürte jeder ihrer Stellungen und Bewegungen nach, ihrem Arm verfolgte sein Auge wenn er in schöner Wellenform sich bewegte; er sah der lezten Falte ihres Kleides nach, wenn sie abtrat, und harrte von diesem Augenblick an, ob sie nicht wieder käme. Sein Gesellschafter hatte indeß Zeit, ihn zu beobachten, und er fiel desto leichter darauf, ihn für diesen einzelnen Fall zu beobachten, — weil er nach und nach selbst einiges Wohlgefallen an der schönen Miß zu empfinden anfieng. Daher hatte er sogar viel nicht dawider, daß ihre häuslichen Gespräche fast blos um diesen Gegenstand sich herumdrehten, — denn er lobte sie wirklich sehr gern und hörte

ſie gern loben, — und in ſolchen Fällen iſt man ſehr geneigt, ſich zu überreden, ein Freund unterhalte ſolche Geſpräche nur um unſertwillen, und iſt ſehr abgeneigt, zu ahnden, daß er ſelbſt noch eigne Gründe zu ſolchen Geſprächen haben möge. — Beide dachten nun an nichts weiter, als die ſchöne Schauſpielerin zu ſehen und von ihr zu ſprechen, und würden wahrſcheinlich es dabei haben bewenden laſſen, wenn nicht zum Unglück der Sir zufälligerweiſe ihre Wohnung erfahren hätte. Er hatte ſonſt gar nicht dran gedacht, ob ſie eine Wohnung habe oder nicht, und hatte die Möglichkeit, ſie zu ſehen blos aufs Theater eingeſchränkt; nun aber merkte er auf einmal, daß er dieſe Möglichkeit ſie zu ſehen ausdehnen könne. Nun unterließ er nicht, immer gegen die Stunde des Schauſpiels vor ihrem Hauſe herumzuſpaziren, und er hatte ſogar das Glück, ſie bisweilen in den Wagen ſteigen, und nach dem Schauſpielhauſe fahren zu ſehen. Da er das erſtemal dieſes Glück hatte, machte es einen außerordentlichen Eindruck auf ihn, der ihm zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gab. Weniger war es ihm nun darum zu thun, ſie auf dem Theater zu ſehen: mit ihr zu ſprechen war ſein höchſter Wunſch. Er ſah eines Abends daß ein junger Herr ſie in den Wagen führte — der Anblick marterte ihn! — Er wünſchte, ſo bekannt mit ihr zu ſeyn als der Unbekannte — und glaubte, kein Menſch könne ſo gut ihn bekannt mit ihr machen, als eben dieſer. Er ſah ihn in St. James Park wieder — machte ſeine Bekanntſchaft; — wie denn die Bekanntſchaft unter ſol-

chen

chen jungen Herrn leicht gemacht ist! — sprach mit ihm von dem gestrigen und heutigen Stücke — wie denn dis immer die gewöhnliche Materie der Gespräche ist! — und beide kamen bald darin überein, daß Miß-Belly göttlich, unvergleichlich spielte — wie denn das auch ganz natürlich ist! —

Ich könnte nun erzählen, wie es unser Lord anstellte, Zutritt bei Miß-Belly zu bekommen, der nicht so ganz leicht für einen Unbekannten war; allein ich zweifle nicht, daß die Erzählung davon dem Leser so langweilig seyn würde, als dem Lord diese Bewerbung selbst gewesen ist. Genug, sein Wunsch wurde erfüllt, er sprach sie in Gesellschaft — sprach sie oft — und nicht selten lange; und sie sah bald, daß der Lord etwas mehr als Gespräch über Wetter, Schauspielschreiber und die dramatische Kunst suche. Allmälich merkte auch dieser daß über seinem vormals höchsten Wunsch noch ein höherer stehe, — und fieng an einzusehen, daß er allein mit ihr besser sprechen könne als in der lästigen Gesellschaft. — Nun fieng er wieder an, fleißiger das Theater zu besuchen, und keinen Tag zu versäumen, welches er sonst wohl, in der mittlern Epoche, nicht selten gethan hatte; sein Gesellschafter gieng wieder mit. Dieser aber, da sein junger Freund von der Miß-Belly zu sprechen aufhörte, vergaß sie nach und nach — und vermuthete von dem Sir nicht geringers. Daß der letzte ihre Bekanntschaft gemacht habe und noch etwas mehr mit ihr machen wolle, ahndete er nicht.

Indeß that unſer junge Freund Rieſenſchritte in der Liebe und Miß-Belly that ſie ihm nach. Ich vermag nicht zu beſtimmen, was für Abſichten ſie dabei hatte — oder ob ſie überhaupt deutlich gedachte Abſichten, bei dieſem ernſtlichen Liebeshandel mit dem Sir gehabt habe. Soviel indeß iſt gewiß, daß ſie lange nicht die Scrupel hatte, die von Nannchen Pellham *) uns in dem langweiligſten aller Romane vorgelöhnet werden; ſie mochte den jungen Mann würklich lieben und den reichen Sir nicht verachten wollen.

Dieſer war nun ganz Liebe; war ausgelaſſen luſtig, wenn er nicht bei ſeinem Geſellſchafter war (und er war dis immer ſeltner) und vergaß Vater, Bruder und die ganze Welt, wenn er bei ihr war. — Sie, da ſie vorher entzückend mit Kunſt geſpielt hatte, ſpielte nun noch entzückender, weil die Natur ſelbſt ihre Lehrmeiſterin war. Denn geliebt hatte ſie nie, Liebhaber und Liebeshändel hatte ſie genug gehabt; daher auch ihr Spiel der Liebe auf dem Theater nur die Natur hatte, die es bis-

*) Dieſer engliſche Roman, der auch zu teutſch gegeben iſt — doch was wird nicht alles zu teutſch gegeben! — iſt ſeiner originellen Weitſchweifigkeit halber äuſſerſt merkwürdig. Wer das vollkommenſte Muſter ſehen will, wie man eine Geſchichte von einer Octavſeite, durch das fadeſte moraliſche Geſchwäz, und durch eine Briefſtellerei ohne Gleichen, zu einem dicken Buche aufſchwemmen könne, der ſpüre nach, wo er dieſen Roman auftreibe.

bisher in ihrem gemeinen Leben gehabt hatte. Ihre übrige Zeit widmete sie fast ganz ihrem Geliebten, und er ihr die seine, so daß auch ein minder aufmerksamer Hofmeister über seine Einsamkeit hätte Betrachtungen anstellen müssen. Dieser hatte indeß geglaubt, sein Zögling verwende seine Zeit zu Besuchen in Häusern, wo er Zutritt auf Empfehlungen haben sollte, oder wo er sich Zutritt verschaft hatte; sein Erstaunen war also nicht gering, als ein Unbekannter in einem öffentlichen Hause nach einer gleichgültigen Einleitung ihm erzählte: Sir Nortingham sei der erklärte Liebhaber der Miß Belly und komme ihr fast nicht von der Seite. — Er gerieth in die äußerste Unruhe, die den höchsten Grad erstieg, da er an den alten Lord und seine Miene bei einer solchen Nachricht von seinem Sohn gedachte. Kaum konnte er die Rückkunft seines Zöglings erwarten. Dieser hatte eben ein sehr ernsthaftes Kapitel in der Liebe mit seiner Geliebten — das Kapitel vom Heurathen — abgehandelt, und kam spät nach Hause. — Wider seine Gewohnheit erwartete ihn der Hofmeister noch. — Das Gespräch wandte sich sogleich nach dem Hauptpunkte:

Hofmeister. Aber wer sind denn Ihre gewöhnlichen Gesellschafter? —

Sir N. — Gesellschafter? — daß ich nicht wüste!

Hofmeister. Nicht? — ich bin es wenigstens nicht! (Pause) Aber wo in aller Welt gehen Sie denn immer hin?

Lord. Zu Miß Belly!

(Der Hofmeiſter ſtuzt — ſieht ihn ſtarr an — längere Pauſe)

Hofmeiſter. Und was wollen Sie denn mit der?

Lord. Sie heurathen!

Hier war's ganz um das moraliſche Gleichgewicht des armen Hofmeiſters geſchehen — und ſo um ſeine ganze Beredſamkeit.

Da er nichts antwortete, ſo wünſchte der Lord ihm eine ruhige Nacht, und legte ſich zu Bette. — Nicht ſo der Hofmeiſter, der in der größten Herzensangſt allein blieb. Er fieng an, auf ein Rettungsmittel gegen den Zorn des alten Lords zu ſinnen — und nachdem er alle, bis aufs Durchgehen, durchgegangen war — fiel ihm gegen den Morgen erſt ein, den alten Lord ſelbſt gegen den alten Lord zu gebrauchen, das heißt, ſogleich an ihn zu ſchreiben, und ihm ſelbſt die gehörigen Masregeln zu überlaſſen. Er ſetzte ſich ſogleich hin und ſchrieb einen langen Brief, der nichts als den Gedanken enthielt. „Ich bin nicht Schuld daran! —" Da der Brief concipirt und abgeſchrieben war — vermißte er die Relation deſſen, woran er nicht Schuld war, und merkte, daß er einen neuen Brief ſchreiben müßte, der beides vereinigte. Er thats, und der Brief gieng ab.

Daß er gewaltigen Lärm auf dem alten Schloſſe machte, iſt leicht einzuſehen. Der Lord wüthete und tobte, verwünſchte ſeinen Sohn, den Hofmeiſter und alle Aktrizen in der Welt, nebſt der ganzen dramatiſchen Kunſt, und befahl in dieſer Wuth ſeinem älteſten Sohn, ſogleich abzureiſen, und den jüngern nach Hauſe zu bringen. Dieſer flog nach der Hauptſtadt, eröfnete ſeinem Bruder den Willen ihres Vaters, und deutete ihm an, daß ſie noch heut fortreiſen würden. Dieſer bezeigte nun wenig Luſt dazu, fand das Dazwiſchenkommen des Bruders ſehr ungelegen, und entſchloß ſich kurz, ſtatt mit dieſem, mit ſeiner Geliebten zu reiſen. Er gieng aus, ſeine Anſtalten zu treffen. Indeß vermißte der Aeltere ſeinen Bruder, und weil er glaubte, ihn bei beſagter Miß Belly zu finden, und weil er doch auch das Corpus delicti ſehen wollte, ſo ließ er ſich in ihre Wohnung führen. Er kommt — ſieht — und iſt beſiegt! Kaum kann er ihr ſich als den Bruder ihres Geliebten vorſtellen, — er iſt verwirrt — ſchlägt die Augen nieder, hat aber ſchon mehr geſehen als er hätte ſehen ſollen, um ruhiges Herzens zu bleiben. Er ſitzt ſtumm — aber ſchnell und feſt iſt ſein Entſchluß! — Es naht ſich die Zeit, wo Miß Belly ins Schauſpiel fahren ſoll, — er empfiehlt ſich — läßt ſeinen Wagen vor ihr Haus vorfahren, den ihrigen zurück ſenden — ſie ſteigt ein — und mit der größten Schnelligkeit und nicht ohne Gewalt, fährt er mit ihr in der Dunkelheit zum Thor hinaus. — — Der jüngere Bruder hatte ſeine Abreiſe bis nach dem Schauſpiel verſchie-

schoben, — seine Geliebte durch ein Briefchen von seinem Entschluß benachrichtigt, und indeß alles zur Reise bereit gemacht. — Nun fliegt er zu ihr — findet alles in der größten Verwirrung — sie selbst ist fort — er eilt nach Hause — sein Bruder ist auch fort — ohne Säumen wirft er sich in seinen Wagen, um ihnen nachzusetzen.

Nun war der arme Hofmeister allein. Die Ungewißheit über das Schicksal seiner beiden Zöglinge, setzte ihn in große Angst; die Gewißheit die er bald nachher darüber bekam, minderte sie nicht. An dem Thore, wodurch beide Brüder nach einander passirt waren, hörte er, daß beide den Weg nach Schottland genommen hätten. Gewöhnlich war dies das Land, wo junge Pärchen, die zur Befestigung ihrer ewigen Liebe nur noch des Ehesegens bedürfen, sich diesen Segen zu holen pflegen. — Dies fiel dem Hofmeister aufs Herz — er sah im Geiste schon bald den jüngsten, bald den ältesten Lord, bald alle beide mit Miß Belly am Traualtare stehen, und erschrak so gewaltig über dies Gesicht seiner Einbildungskraft, daß er sogleich zum Lord-Major eilte, und sich eine Bedeckung von Gerichtsdienern ausbat, um die Flüchtigen zurück zu bringen. — —

Armer Hofmeister! — Du müßtest fliegen können, wenn Du Deine Flüchtlinge einholen wolltest? Wie willst Du den großen Vorsprung mehrerer Stunden einbrin-

gen

gen? Die Nacht bricht schon herein! — Wie willst Du einen Liebenden, der sein geraubtes Mädchen in Sicherheit bringen, einen andern, der sein geraubtes Mädchen wieder haben will, — wie willst Du sie einholen? und ach, wie zurückbringen? —

Indeß kann oft geschehn, was man nicht erwartet! Noch vor Einbruch der Nacht, kam er einem Wagen mit einem Herrn und einer Dame, die sehr ängstlich und eilfertig gewesen waren, auf die Spur; — er ritt mit seinen Begleitern die ganze Nacht hindurch, — und, welch ein unverhofftes Glück! er sah beim Anbruch des Morgens von einer Höhe seinen flüchtigen Wagen weit vor sich im Thale, — er verdoppelte seine Schnelligkeit, und erreichte ihn kurz vor dem Eingange einer großen Heide, — obgleich sich dieser sehr sichtbar bemühte, den Nachsetzern zu entrinnen. „Halt!“ schrie der Hofmeister mit keuchender Stimme, und seine Begleiter umringten den Wagen. —

Der Flüchtige öfnete den Schlag, und rief, das Gesicht mit einer Maske bedeckt: „Mein Herr! ich sehe mich in Ihrer Gewalt — aber ich bitte Sie, sich keines Zwanges zu bedienen! — Ihren Zweck sollen Sie erreichen — ich werde mit Ihnen umkehren — aber in den Wagen dringen Sie nicht ein — sonst trift diese Pistole Sie und diese mich! —“

Er ſetzte ſich wieder hinein — und ließ den Wagen umlenken.

Der Hofmeiſter hatte ſeine Gedanken darüber. Indeß die Forderung war billig — auch wollte er ja weiter nichts als ihre Perſon. Er glaubte ohnedies, es ſey der jüngere Lord, — deſſen Liebe er kannte; er wollte ihr alſo noch die letzte Freude gönnen.

Statt nach London zurück zu kehren — hielt er fürs beſte, ſogleich ſich zum alten Lord zu wenden. — Sie kamen gegen Abend auf ſeinem Landſitz an! er eilte, ihm die fröliche Nachricht zu bringen. — Der Vater war ergrimmt — und befahl beide vor ihn zu führen. — Er bereitete ſich zu einem ſehr ernſtlichen Empfang — Sie ſtiegen aus — beide noch maskirt — ſie wurden ins Zimmer geführt — der alte Lord wollte eben ſeinen gerechten Eifer auszulaſſen anfangen, als beide zu gleicher Zeit die Masken abnahmen. —

Himmel, wie ſtockte das Wort im Munde des alten Lords! wie erweiterten ſich die Augen des erſtaunten Hofmeiſters — — es waren zwei ganz fremde Geſichter!

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 30. Zeile 7 lies, ihm Anlaß zum Unmuth gegeben. S. 31. Z. 17. nach Pflicht, l. es zu verlieren fürchten. S. 37. Z. 15. st. meine, l eine. S. 38. Z. 11. st denn, l. den. S. 38 Z 12. l. eines künftigen Königs. S. 41 Z 2. von unt st. auch, l. mich. S. 71 letzte Zeile st. kamst, l. kommst. S. 85. Z. 16 nach derselben, setze hinzu: ist er zum Paradise bestimmt. S. 108. Z. 9 von unt. st. oder, l der S. 111. Z 17. st verlosch, l. erlosch Nach Pagina 143. st. 145. l. 144. Auf dieser Seite Z 2. von ob. st. der Götter; in Griechenland, l der Götter in Griechenland. Ebend Z. 3. von unt. wird das Wort: hinein, weggestrichen. S. 146. Z 7. von unt. st. Er zog aus, mit seinen Männern, zur Schlacht, l Er zog aus mit seinen Männern, gerüstet zur Schlacht. S. 150 Z 5 von ob. st. Wohlthätigkeit, l. Wohlthätige. Ebend. Z. 17. von ob. st. einen, l. seinen. S. 159 Z 3. von ob. st. halle, l. halte. Ebend. Vers 8. von ob. st. herliche, l. jegliche. S. 160 Vers 8 von ob. st eure, l. eur. S. 163 Vers 8. von ob. muß das Semikolon hinter vorüber, weggestrichen werden. S. 168. Vers 7. von ob. st. ich will mich mit Dir versöhnen, l. ich will Dich versöhnen. S. 171. In der untersten Zeile st. Rosen, l. Rasen. S. 175. in der untersten Zeile st. seine Uebel, l. seinen Titel. S. 179. Z. 9 von unt. l. tröstliche. S. 184. letzte Z st also, l. oft. S 187. Z. 6. st. über, l. unter. S. 192. Z. 5. l. ich wette, guten Freunde! S. 195 Z. 7. st. nämliche, l. männliche. S. 192. Z. 2. l. unterhandelnden. S 192. Z. 8. l. Geheimgespräches. S. 197. Z. 7 von unt. l. Pfeife.

Die übrigen kleinern Fehler, wie Verwechselung des n und m, u. s. w. wird der gütige Leser übersehen.

Papillons.

Erzählungen, Dialogen und Gedichte.

Zweite Sammlung.

Halle,
bei Francke und Bispink. 1789.

Ex
Bibliotth. Regia
Berolinenfi.

Inhalt.

I. Die Eroberung Pellenens.
Eine griechische Scene, von — — e. S. 1 — 24.

II. Rundgesänge, von J. J. Mnioch.
1. Zum Schluß des alten Jahres. S. 29.
2. Am Schluß eines fröhlichen Festes. — 33.
3. Maygesang. — 37.
4. Am Geburtstage eines Freundes. — 42.
5. Im bunten Kreise. — 45.
6. Lied zum Tanze. — 48.

III. Glycerium von Andros.
Aus dem Lateinischen des Terenz,
von K. S. 51 — 134.

IV. Gedichte.
1. Weißagung, von M—ch. S. 137.
2. Neujahrslitanei, von M—ch. — 148.
3. Die Erfindung der Laube, von —a— — 153.
4. Gottesgesang, von M—ch. — 158.
5. Gesänge der Barden Herrmanns.
Aus einem noch ungedrukten Schauspiel:
Hermann und Thusnelda, von M—ch. S. 165-172.
a. Wodansgesang. S. 166.
b. Gesang für die, welche in der Schlacht bleiben würden. — 169.
c. Angriffsgesang. — 171.

V. Skiz-

V. Skizzen. S. 173—250.
1. Pausanias und Kleonice. Zwei griechische Scenen, von K. S. 175.
2. Mitleid und Neid. Eine Frage. von K. — 187.
3. Anekdoten aus Hyder Allys Leben, von N. — 204.
4. Timoleons Opfer zu Andranum. Eine griechische Scene, von K. — 217.
5. Karl Stuart, der Zweite, im Haag. Von demselben — 227.
6. Poesie und Harmonia. Eine Allegorie. — 235.
7. Die Blondinen, von —tse. — 245.

VI. Sophia Dorothea, Prinzessin von Celle. Eingesandt. — Voran Etwas über die Wahl tragischer Sujets. S. 251-312.

VII. Kleine Erzählungen, von K.
1. Lasterhaft aus gekränktem Stolz. S. 315.
2. Klugheit, besser als Gewalt. — 321.
3. Die Recensenten. — 325.
4. Die Irrungen. Fortsetzung und Beschluß. — 333.

I.

Die Eroberung Pellenens.

Eine griechiſche Scene.

Die Eroberung Pellenens.

Nachdenkend ſaß auf einem Hügel in der Mittagsſonne — der Greis Aratus, der Achäer Feldherr. Heiter und freundlich ſpiegelte ſich die Sonne in der ſtählernen Rüſtung: aber Aratus Antlitz ſah ernſt. Er dachte ſeine Feldſchlachten, alle ſeine Thaten; und ſie ſtanden, bald wie ein trüber, nebliger Abend, bald wie ein ſchöner lachender Frühlingsmorgen, vor der Seele des Greiſes. An ſeiner Seite hatte ſich Epiſtades gelagert. Lächelnd ſah der Jüngling da, an der Seite des Helden, ſeines Feldherrn; berechnete die großen Thaten, die er noch thun wollte; freute ſich, dem Aratus ähnlich zu werden.

Aratus sah ihn lächeln, und sagte: Du lächelst Jüngling! und ich — sehe ernst.

Lysiades. Das eben begreif' ich nicht. — Hätt' ich die Hälfte Deiner Thaten, Aratus! in mein Leben gezeichnet; ich wollte immer fröhlich seyn, und jede traurige Gegenwart mit der glücklichen Vergangenheit trösten.

Aratus. Du geizest nach Ruhm! — Jüngling, wie theuer hab ich den erkaufen müssen! um diese Hand voll Erde, auf der ich hier ruhe, wollt' ich ihn vertauschen; und wollt' es für Gewinn achten, könnte ich die Hälfte des unsäglichen Elends gut machen, welches die Kriege, in denen ich siegte, hervor gebracht haben.

Lysiades. Elend, mein Vater? — Ja! es ist wahr, Aratus! — der Gedanke muß schmerzen; — aber die Erinnerung: Hier war es nicht die Größe meines Heers, sondern meine Klugheit, und mein eigener Muth, was mir den Sieg über meine Feinde gewiß machte. Dort überwand ich einen Tapfern mit Tapferkeit, dort einen Listigen mit List. Hier demüthigte ich einen Stolzen, da stürzt' ich einen Tyrannen, dort zwang ich ein wildes, tobendes Volk unter die Herrschaft weiser Gesetze! O, diese Erinnerung, Feldherr, diese Erinnerung muß alle Schmerzen, und selbst die Schwachheit des höchsten Alters überwinden.

Aratus. Du siehst noch alles von der lachenden Seite. — Jüngling, der Gedanke: Den überwand mein

mein Arm, den legt' ich in den blutigen Sand, den spaltete mein Schwerdt, den heftete meine Lanze an den Boden! — ja dieser Gedanke vermehrt das Gefühl eigener Kraft, und dies Gefühl macht den jungen stolzen Krieger glücklich. — Aber es kömmt eine Zeit, wo die Erinnerung an vorige Kraft die Empfindung gegenwärtiger Schwäche vermehrt. O Jüngling, dann haßt man jenen stolzen Gedanken; und statt dessen, schleichen sich die Bilder des verwachten Elends in die Seele. — Denke, wie viele dürftige Hände der Kinder und des Weibes, streckten vielleicht nach dem Manne sich aus, den meine Lanze in den Sand stieß! Er nimmt sie nie wieder auf den Arm; drückt sie nie wieder an seine Brust; sinkt nie wieder in die Arme ihrer Mutter, seines geliebten Weibes, wie er sonst that, wenn er aus der Feldschlacht heim kehrte. Wimmernd jammern die Kinder; es jammert das schuzlose Weib, und verstreut die Haarlocken aufs immer öde Lager. — Ja, den bohrt' ich nieder! — aber seine Braut harrt in bangen Träumen seiner Wiederkehr; springt auf bey jedem Fußtritt an der Thüre, ob der Geliebte noch nicht komme? — Nein! „Er liegt, von Aratus niedergehohrt auf „dem Schlachtfelde," so kündet ihr sein Freund. Sie verzweifelt, zerreißt die volle Brust, an der er ruhen sollte, und senkt den blutigen Dolch in das brechende Herz. Hast Du es schon von dieser Seite betrachtet? —

Lysiades. Von der Seite freilich nicht!

Ara-

Aratus. Unser Name ist mit Blut und Thränen, Auf die Säule des Ruhms gezeichnet. Ist er Dir noch täuschenswerth? —

Lysiades. Und ich möchte doch Deine Thaten gethan haben, großer Aratus! —

Aratus. Und gelitten haben, wie ich? —

Lysiades. Auch gelitten haben, wie Du! —

Aratus sagte bitter: Jüngling! — Meiner Kindheit Gespiele, meiner Jünglingsjahre Freund, Aristomenes, — Du hast ihn wohl nie gekannt! — O, ich liebte ihn wie meine Seele! und ach! daß er noch lebte!! — Aber er ist gefallen; neben mir sank er in der Feldschlacht. Unter gräßlichen Schmerzen floh sein Leben; aber er jammerte nicht. Die Feinde hatten seine Braut getödtet. Nun war Tod sein Wunsch. Er suchte ihn, und fand ihn, und ließ mich verwaist.

Eine Thräne stahl sich jetzt die Wange des Greises hinunter und sank in den silbernen Bart. — Dann fragt er schnell: Liebst Du, Jüngling? —

Lysiades. Ja! mein Vater! — Ich liebe das beste, das schönste Mädchen Griechenlands, Agathokles, Epigenes Tochter, in Pellene. Sie ist mir verlobt.

Aratus. Nun, denke Deine Agathokles, geopfert der Wuth der Krieger! —

Lysia-

Lyſiades. Auch dann noch tauſcht' ich Deinen Ruhm großer Aratus! und litte und wäre glücklich. — Ha! was alles wollt' ich um Deinen Ruhm nicht leiden! —

Aratus. Deine Worte ſind eitler Stolz, Knabe! — Sieh', wer klimmt dort den Hügel hinan! — Das Alter hat ſchon meine Augen geblendet.

Lyſiades. Es iſt Damokides. Er klimmt näher.

Damokides kam den Hügel hinan, und mit freudigen Blicken ſprach er: Feldherr, ein Bote von den Achäern iſt im Lager! Er will Dich ſprechen.

Aratus. Weißt Du, was er will? —

Damokides. Unſer ganzes Kriegsheer weiß es. Die Achäer haben Dir in Deiner Vaterſtadt auf gemeine Koſten eine Statue geſetzt, mit der Unterſchrift: Dem weiſen, gütigen, und tapfern Befreiern der Achäer, dem großen Aratus! — Höre! wie unſre Männer jauchzen. — Sie bekränzen den Wein, und opfern. Komm! und theile die Freude mit uns!

Lyſiades. Siehſt Du, Feldherr! Ach! daß ich Deinen Ruhm erreichen könnte!

Sie giengen: Aber ſieh, plötzlich ſchwieg das Gejauchz' im Lager. Soldaten drangen aus dem Lager Aratus entgegen. Schrecken hatte die Röthe von ihren Wangen gebleicht. —

Ein

Ein Soldat. „Keine gute Nachricht, Feldherr! Die Aetolier und Agis haben Pellene überrumpelt.“

Aratus. „Und erobert? —“

Der Soldat. „Und erobert! — Götter! Lyſiades! was iſt Dir?“

(Lyſiades ſtarrte vor Schrecken)

Aratus. Es iſt ſeine Vaterſtadt. — Sey ruhig, Lyſiades! — Wo iſt der Bote! — Lyſiades! Deine Vaterſtadt iſt erobert, und Du wurzelſt vor Schrecken in den Boden!

Lyſiades. Vergib dem erſten Schrecken. Er überwältigt immer den Jüngling; — Ich bin Deiner würdig! ich will den Boten mit Ruhe anhören! —“

Der Bote kam, und er erzählte:

Heute Morgen — wir lagen noch in der ſüßeſten Ruhe — da ſtürmten die Aetolier, und Agis mit ſeinen Spartanern, tobend, in die Stadt. Sie waren über den Berg Cerania gegangen.

Aratus. Agis! Wie groß könnteſt Du ſeyn, hingeſt Du nicht an den Aetolern. — Weiter!

Der Bote. Unbeſchreiblich war unſer Entſetzen, wie wir aus unſern Häuſern ſtürzten, und die wütenden Aetolier auf uns eindrangen, und uns mit den Schwerdtern niederſchlugen. Es war ein gräßlicher Anblick, Feldherr! wie die Männer vergebens um ihr Leben fleheten;

heten; vergebens die Weiber die Knie der Blutlechzenden umfaßten; vergebens die Kinder —

Aratus. Und der Greis Epigethes! Geschwind! Wie mit dem? —

Bei dem Namen Epigethes wurde Lyſiades bleich, seine Knie zitterten; zwei Krieger, die es ſahen, hielten ihn.

Der Bote. Epigethes ſtürzte aus ſeinem Hauſe, und rief: dem Aegis nach! Jeder wich ihm; ſie ehrten ſein ehrwürdiges Alter. — Seine Tochter Agathokles ſtürzte ihm, bleich und bebend nach, um ihn zurückzuhalten.

Lyſiades ſank hier bebend auf die Schulter der ihn ſtützenden Krieger.

Der Bote. Umringt war das ſchöne furchtſame Mädchen, umringt von lüſternen Kriegern. Es entſtand ein Gedräng um ſie. Epigethes ſtürzte ſich in das Gedränge. Ich hörte des Mädchens Stimme jammern. Aber ihn ſchleppten zwei Aetolier zum Aegis. „Sie iſt todt! rief Epigethes, und ſank nieder. Da ſah ich. — „

Jetzt faßte Lyſiades, ſchrecklich das Auge rollend, die beiden Krieger bei den Schultern, und ſtarrte ſie an; und rief: Sie iſt todt! und fiel zu Boden.

Lyſia-

Lysiades lag da, todtenblaß. Man richtete ihn auf. Er erwachte.

„Sie ist todt!“ rief er noch einmahl schrecklich, und nun sprang er auf. Sie war mein! meine Braut! — Auch mit ihrem Blute ist dein Name, Arontes! auf die Säule deines Ruhms geschrieben! — Auch mit meinem Blute zeichne ich ihn. Elender! rief Lysiades: Sie ist todt! — Dank euch, Götter! daß es mehr Wege zum Tode giebt, als Wunden!

Arontes ergriff nachdenkend seine Hand, und sagte: Lysiades sey ein Mann!

Lysiades. Ein Mann! ein Mann! und sie ist todt! —

Arontes. Du bringst Dich um den Ruhm eines Helden, Lysiades!

Lysiades. Ruhm! — Ha! jeden Ruhm, und wenn er Deinen nicht hätte, wie die Sonne den Erdkreis, gäb ich nur ein Läbchen von ihr, einen Kuß von ihren Lippen. Ach! meine Agathokles! meine verlorne, meine geliebte Verlobte!

Arontes. Dein Gespräch ist mir Lust; und Dein jetziger ist Thorheit. Dein größter Feind bist Du selbst. Ueberwinde Dich, Jüngling! und Dein Ruhm ist größer, wie meiner.

Lysia-

Lyſiades für ſich. Ha! Götter! todt! todt! die Blume! „Er ſank zur Erde, und barg ſein Geſicht in in das Gras. Dann ſprang er wieder auf, und rief: Ich bin nun nichts mehr. Nehmt! — Er warf den Helm zur Erde.“ Was brauch ich ferner des Helms? Das Elend nimmt andere Wege! er ſchlug auf ſein Herz. Hier! hier, geize nicht nach Ruhm. Thoren geizen nach ihm, und ſind glücklich. Ich will auf der ſchändlichſten Flucht vor einem Weibe, vor ganz Griechenland ausgezischt und verlacht werden, nur gebt mir meine Agathoklea zurück! Ha! ich bin nichts! — Lebt wohl! — Er ſchlich mit einem bittern Lächeln durch die Reihen.

Kratus hielt ihn; Junger Mann! wer ſoll Agathokleas Tod rächen? — Sollen ihre Mörder ungeſtraft Deiner ſpotten, wenn ſie hören: Lyſiades, der Verlobte der ſchönen Geſtorbenen heulte wie ein Weib, und verbarg ſich wie ein Weib, ſtatt Rache zu nehmen?

Lang ſah ihn Lyſiades ſtarr und ſchweigend an: die Thräne ſtand. Immer röther wurde die Wange; immer düſterer das Auge. Seine Bruſt ſchlug. Er faltete die Hände, dann hob er beide geballt über ſein Haupt.

„Ha! Kratus! — Götter! — Mein Schwerdt! — Kratus winkte dem Soldaten, es ihm zu geben. Götter! rief Lyſiades noch einmahl; er beſah ſein Schwerdt.

Sein

Sein Auge hieng gierig auf der Schneide. Dann schwang er's. „Ich hab es! — So hört, ihr! ihr! — Mit welchen Namen soll ich euch nennen? — Rachgöttinnen! Eumeniden! — Der beflügeltsten, blutigsten Wuth! — dem Thränenlosen Zorn; der gränzenlosesten Rache weih ich dies Schwerdt! weih es! weih es! — und bring es dann, wenn es im Blute der Mörder geschwelgt hat, dann bring ich es sterbend mit meinem Leben, euch! als ein süßes Opfer! — Aratus! laß uns ziehen! Feldherr! — Nach Pellene!

Aratus. Du sollst Rache haben. Ich schwöre Dir, mein Sohn! Du sollst Rache haben! — Alle standen vor Zorn zitternd, und schworen Rache. Alle riefen: Nach Pellene! Feldherr! —

Da vertheilte Aratus die Befehle. Lysiades sollte den ersten Angriff thun, wenn die Trompete tönte, und Aratus am Hügel wegzöge.

Sie zogen ins Lager. Eilfertig wurde es abgebrochen. Eilfertig giengen die muthigsten Männer mit Lysiades, und Lysiades der erste, den Weg nach Pellene. Und Aratus folgte ihnen langsamer mit den übrigen Kriegern. —

Lysiades kam mit seinen Männern an einen Altar Dianens. „Halt, rief er." Hier am Altar der Göttin, schwört mir, mir nach zu stürmen, keinen Aetolier zu schonen, und wenn er am Altare der Götter euch flehete!

hete!“ Sie ſchworen den Schwur, keinen zu ſchonen, und wenn er am Altare der Götter flehete.

Da umarmte Lyſiades jeden, und küßte ihn. Sie eilten vorwärts. Eben ſank die Sonne hinter die Berge, da ſahen ſie aus dem Gebüſche auf dem Hügel, an welchen Aratus wegziehen wollte, die Stadt, ſie hörten ſchon das Jauchzen der Eroberer, und freuten ſich der blutigen Rache.

Lyſiades ſtand, wo er vom Hügel herab die Stadt ſehen konnte, und ſein Fuß eilte vorwärts, ehe noch die Trompete Befehle zum Angriff gab.

Götter! ſo ſagte er zu einem Krieger, der neben ihm ſtand: der Feldherr zögert heute. Es wird Nacht, ehe er anrückt.

Ein Soldat. Habe doch Geduld, Lyſiades! — Du biſt ſo voraus geeilt, daß ich kaum mit den andern Dir folgen konnte. Aratus kann den Hügel noch nicht vorbei ſein, und dann erſt ſoll Dir die tönende Trompete das Zeichen zum Angriff geben. Habe nur Geduld, Lyſiades! —

Lyſiades. Geduld! — Ach! Götter! — Sieh einmal hin, ob er den Hügel noch nicht vorbei zieht? „— Der Krieger gieng. —“ Götter! Ach! Geduld! — Ach! Agathoklea! So ſeh ich Dich nicht wieder? — — Zieht Aratus vorbei? —

Ein Soldat. Noch nicht, Lyſiades! —

Lyſiades zitterte vor Ungeduld. Jetzt fragte er glühend: hörtet ihr die Trompete? Aratus bläſt zum Angriff.

Soldaten. Du irrſt! Lyſiades! Du irrſt. Wir hören nichts! —

Lyſiades. Nichts? — Eure Ohren müſſen mit dem Feinde im Einverſtande ſeyn. Jetzt aber? —

Soldaten. Nein! Lyſiades! Es iſt das Geraſſel unſrer Waffen.

Lyſiades. Himmliſche Götter! welche Marter! — Geh einer, und erwarte ſie.

Ein Soldat geht, kömmt ſogleich zurück. „Aratus zieht am Hügel weg!“

Jetzt erklang die tönende Trompete; izt erſchallte das Kriegs-Geſchrei: Rache und Diane! Izt ſtürmte Lyſiades den Hügel hinab, mit ſeinen rüſtigen Streitern zur Stadt. Er drang durch das ſchlecht verwahrte Thor, und hieb die halb trunkenen Aetolier nieder. Nun drang er in die Stadt. Aratus war auf ſeinen Ferſen.

Wie Agis das Kriegsgeſchrei hörte, den Klang der Trompete vernahm, ſo ſchwang er die blizende Lanze, und rückte mit ſeinen Spartanern auf den Markt, und ließ die Aetoliſchen Führer zu ihren Männern eilen. Er rückte vorwärts auf dem Markte, gegen die Gaſſe, die vom Thore herführte.

Da

Da drang Lyſiades ungeſtüm mit ſeinen Männern auf den Markt: Agis ihm entgegen. Aber Lyſiades wandte ſich, und rief gegen den Agis:

„Mit dir hab ich nichts, König von Sparta! — Ich ſuche die Aetolier!“ — und er wollte, bei den Spartanern vorüber, auf den Haufen Aetolier ſtürmen, die in der Nebengaſſe ſich rotteten.

Agis rief: Nicht ſo! Jüngling! — die Aetolier ſind meine Bundesgenoſſen! — Er winkte, und die Spartaner griffen an.

Männer! rief Lyſiades: folgt mir! und er drang mit tobender Gewalt in die Reihen der Spartaner. Seine Männer ſtürmten ihm nach. Die Spartaner konnten nicht die Gewalt der Wütenden aufhalten; wie ein Waldſtrom, durch den baumreichen Wald ſich ſtürzt, unaufhaltbar dahin rauſcht, ſo ſtürzte Lyſiades mit ſeinen Männern in die Reihen der Spartaner, und trennte ſie. Die Spartaner wichen.

„Steht! Spartaner! donnerte Agis durch die Reihen, und nun ſtürmte er mit blizendem Schwerdt, mit funkelnden Augen auf Lyſiades ein.“

„Du verachteſt mich, Jüngling! daß du mit mir nicht kämpfen willſt. Aber nicht eher gehſt du von hier, du habeſt mich verſucht!“ Schnell griff er ihn an.

Lyſiades wild. „Halte mich nicht! König von Sparta! — Halte die Löwin nicht, der man die Jun-

gen

gen geraubt hat! — Du hälst mich vergebens!“ Wie ein Bliz drang er auf Agis ein, seine Jünglinge drängten ihm nach, und sie mäheten sich durch die Spartaner zu den Aetoliern, die halb trunken sich kaum in Ordnung stellten.

Ehe sie Lysiades erreichte, so drang der Greis Epigethes zu dem Lysiades, mit zerrauftem Haar, mit empor gehaltenen Händen, mit starren Augen; und mit bebender Stimme sprach er: Rache! Rache! Lysiades! die vollgültigste Rache! die Aetolier haben unsre Mädchen geschändet, getödtet.

Und Agathoklea? fragte zitternd Lysiades.

Epigethes. Die Götter wissen, wo sie ist. Ich habe sie nicht wieder gesehn! — Dort der Hauptmann hat sie geraubt. Tod über den Schändlichen!

Lysiades. Tod! dreifachen Tod über ihn! bring ich nicht sein Haupt Dianen zum Nachopfer, so mögen ihm die Götter vergeben, dem schamlosen Buben! So sey mein Name schändlich in ganz Griechenland! —

Da stürmte er auf die Aetolier los. Aratus focht indeß mit den Spartanern. „Hervor! schändlicher Mädchenräuber! hervor!“ — Wütend rief das Lysiades dem Hauptmann der Aetolier zu. — Heute hast Du mit Mädchen gespielt: besteh nun Männer!

Der Hauptmann kehrte in den dichten Haufen der gewafneten Aetolier zurück.

Lysia-

Lyſiades. Mir nach, wer den Schändlichen haßt! Da ſtürmten die Männer in die Aetolier. Jezt bahnte ſich Lyſiades, rechts und links niederhauend, den Weg zu dem Hauptmann. Ha! Schändlicher! ſchrie er, und er hieb ſein unbedecktes Haupt ab, daß es in den Sand rollte.

Er ergriff es, gab es einem Soldaten: der ſteckte es auf die Lanze. Nichts widerſtand der Wuth der Achäer. Die Aetolier flohen, Lyſiades war auf ihren Ferſen, bis er müde vom Würgen, von ihrem Nachjagen zurükkehrte, ganz mit ſchwarzem Blut und Staub bedeckt.

Auch Agis war mit ſeinen Spartanern gewichen. Aratus drang mit den Achäern auf ihn ein. Agis bezeichnete jeden Schritt, den er wich, mit Leichen; — doch mußte er endlich dem Greiſe Aratus weichen, der von allen Seiten ihn beſtürmte. Der Sieg war erfochten, Pellene war frei. —

Da ſtürzten die Bürger aus ihren Häuſern; hinter ihnen die bebenden Mütter, die geretteten Säuglinge auf ihren Armen, und hielten ſie den blutbedeckten Siegern hin, und ſanken vor ihnen nieder, nannten ſie ihre Retter, ihre Schuzgötter! —

Da bebten die Mädchen, mit zerriſſenen Schleiern, den Müttern nach; — einige frohlockten, daß nicht die

Schande, entehet zu seyn, sie getroffen; — andere verbargen die schamrothe Wange in den Busen der Mutter.

Die Knaben brachten Wein, die müden Sieger zu erfrischen, und Wasser, das Blut und den Staub von ihren Gliedern zu waschen. —

Wenige Mädchen fehlten, mehrere Jünglinge. Und die Bürger jauchzten über die glückliche Rettung. Lysiades Mutter, schloß ihn, so blutig er war, in ihre Arme, und seine Schwester hing ihm am Halse, und segnete sich, daß sie der Schande entflohen sey. Freue Dich, Bruder! sprach sie mit zitternder Stimme: und preise die Götter mit uns! — Pellene ist frei, und Deine Schwester noch Jungfrau!

Aber stumm stand er, hob nur zuweilen das finstre Auge auf, dann schlug er es nieder auf den Kopf des Hauptmanns, den er in den blutigen Händen hielt, und erwiederte nicht die Liebkosungen der zärtlichen Mutter, nicht die Liebkosungen der zärtlichen Schwester.

Da trat Epigethes traurig hinzu, und sagte klagend: Du hast mich gerächt, mein Sohn! — hast Agathoklea gerächt! — Wo ist sie? — Könnt ich nur ihren Leichnam finden! — und ihn begraben! — Und so gieng er wieder, die Hände ringend, durch die Haufen der Bürger, die alle ehrerbietig ihm auswichen,

und

und ſuchte unter den todten Körpern ſeine geliebte Tochter. —

Lyſiades Schweſter brachte eilig Waſſer, ihren Bruder zu waſchen, aber er ſprach ernſt: Erſt will ich Dianen mein blutiges Opfer bringen, dann gute Schweſter! dann ſollſt Du mich waſchen.

Schweſter. Soll ich nicht erſt Dein Schild und Dein Schwerdt! —

Lyſiades. Mein Schild! da! aber mein Schwerdt? nicht ſo! auch das weiß' ich; ſo hab ich geſchworen! — Leb wohl! Mutter! — Leb wohl, Schweſter!" — Sie ſahen bebend ihn an. Da wand er den Blick, ſah zum Himmel, und ſagte: Euch, Eumeniden! hab ich dies Schwerdt geweiht, wenn es in dem Blute der Mörder meiner Agathoklea geſchwelgt hat. Es hat geſchwelgt! — Er beſah die blutige Schneide. — Mein Tagewerk iſt vollendet! — Was ſoll mir mein Schwerdt! — Einen größern Dienſt leiſtet' es mir nie. Ich will es nie wieder führen. Jezt laßt mich, ich gehe, und weih' dieſen Kopf Dianen! Er gieng durch die Menge, die ihm traurig nach ſah, wie er zum Tempel gieng.

Izt trat in die Thüre des Tempels eine majeſtätiſche weibliche Geſtalt. Starrer Schrecken ergriff das Volk. Tauſend Stimmen riefen auf einmal: Diana!

dort im Tempel! Da sanken alle voll tiefer Ehrfurcht nieder; niemand erhob das Auge, die Göttin zu sehn, daß ihr Blick nicht tödte Sie stand in der Thüre des Tempels, einen strahlenden Helm mit drei Federbüschen auf ihrem Haupte. Es entstand eine furchtbare Stille, als ob der Markt mit lauter Todten bedeckt wäre. —

Ha! die Göttin! rief Lysiades: Du nimmst, Du nimmst mein Opfer gnädig, Diana!" und lief eilender zum Tempel: aber das Auge erhob er nicht, die Unsterbliche zu sehen. Er stürzte vor den Stufen des Tempels auf die Knie, legte das blutige Haupt in den Staub, hob die Arme zu Dianen empor, und betete so:

Dir, große Göttin! Diana! Schützerinn Pellenens! weih ich das Haupt des Schändlichen, der Agathoklea entweihete, dann tödtete. — Du hast heute unsre Männer geschützt, unsre Männer, die dich ehren. Hast Sieg uns, hast Ehre uns gegeben, hohe Göttin! — Dir jauchzt die Dankhymne unsers Volks, daß du sie retteteſt. Jezt erscheinst Du sichtbar dem sterblichen Auge! — Wie soll ich Dich begrüßen? Tochter Zeus! — Wie soll ich Dich nennen, keusche Jungfrau! — Königin! Geliebte Zeus! — Nimm gnädig das Opfer, das ich im Staube gebückt Dir bringe. Sey ferner gnädig Pellenen! — Sey die Schüzerin Aratus, und der Achäer! —

Da

Da ſanken ſeine Arme nieder: Und euch Emeniden weih ich dies Schwerdt! — Ich habe meine Agathoklea gerächt! — das Blut ihres Mörders, das Blut des Schändlichen klebt an dem Schwerdte. Euch weih ich es; — wenn es mein blutendes Herz zerſchnitten hat, auch von meinem Blute gefärbt iſt, ſo ſey es euch ein ſüßes Opfer!

Jezt ſetzte er das Schwerdt auf den Boden, und wollte ſich hinein ſtürzen, aber eine Hand entriß ihm das Schwerdt, und eine ſüße Stimme ſagte ſanft: Lyſiades! —

Er bebte, er ſank tiefer vor Schrecken nieder, daß die Göttin ihn nannte. Da hob ihn ein zitternder Arm auf, und die Stimme ſagte: Ich bin nicht Diana, ich bin Deine Agathoklea!

Da erkannt er die Stimme, da hob er das Auge empor, und rief: Götter! Agathoklea! Du? — Er lag in ihren Armen, und ſie hielten ſich lang in ſprachloſem Entzücken umarmt. Er ſah ihr ins blaue Auge. Götter! Du lebſt? Du lebſt? — Es iſt kein Traum? keine Täuſchung? — und ſie ſanken einander von neuem in die Arme, und ſtanden vor Freude ſprachlos da.

Epigethes erhob nun ſein betendes Auge, und ſah, — oh! der Freude des Greiſes — ſah ſeine gelieb-

geliebte, seine verlorne Tochter vor dem Tempel in Lysiades Armen. Sie hatte den Helm abgesetzt. —

Götter! rief er: meine Tochter. Da erhob das Volk die Augen, und erkannten Agathoklea! Epigethes eilte herzu, mit ihm das Volk; er sank in die Arme seiner Tochter. Dann küßt er ihr die Stirn, und rief:

Dank sei den Göttern! Du lebst! — Er legte die Hand auf ihren Mund. Erzähle mir nichts, sag mir nichts; Du lebst! das ist genug! Verbittre mir die Freude nicht mit der Erzählung Deines Unglücks. Nein will ich diese Freude genießen, daß Du lebst, daß Du mein bist! —

Agathoklea. So genieße diese Freude doppelt, mein theurer Vater! Bei allen Göttern des Olymps! — Ich bin Jungfrau! Diana hat mich geschützt.

Du bist Jungfau? sagte Lysiades, und sank zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie. Wie hat Dich Diana gerettet? wie? theures Mädchen! —

Wie hat Dich die Göttin gerettet? wie? schöne Agathoklea! — rief das Volk.

Da erhob sie freudig das Auge und sagte zum schweigenden Volke: Mich umringten die Aetolier. Ein Hauptmann sezte mir seinen Helm auf, mich zu kennen, daß

daß ich ſeine Beute ſey. Mehrere Aetolier ſchleppten mich fort zu dem Hauſe, das der Hauptmann in Beſitz hatte. — Eben flohet ihr alle; eben wurde mein Vater zum Agis geſchleppt. Keiner von euch ſah, wo ich blieb. — Hier nahe am Tempel floh ein Mädchen vor einem Aetolier. Einige von unſern Bürgern wollten ſie retten, und griffen den Aetolier an. Meine Räuber geriethen mit ins Handgemenge. Während des Gefechts floh ich in den Tempel Dianens, und verbarg mich hinter dem Altare der Göttin, in der heiligſten Halle. Da betete ich um unſre Rettung.

Ich betete lang, da hörte ich auf einmal das Geſchrei der Kämpfenden, das Klirren der Waffen, das Jammern der Verwundeten. — Ich dachte, jezt tödten die Aetolier unſre Bürger! und mein Herz blutete.

Nun wurde alles ſtill. Da trat ich in die Thüre des Tempels, den Helm noch auf meinem Haupte. Ich erkannte unſre Bürger, und die Achäer. Jezt ſanket ihr alle, wie Todte zur Erde. Nur Einer, mit Blut und Staub bedeckt, eilt auf mich zu, fällt vor mir nieder, und betet, und nennt mich Diana! — Es war Lyſiades! Himmel! Die Freude band mir die Zunge. Da weihete er ſein Leben den Eumeniden. Ich entriß ihm das Schwerdt. Da erkannt er mich. — Sie umſchlang ihn aufs neue, mit beiden Armen, und weinte laut an ſeinem Halſe.

Da erſcholl der Markt vom frölichen Gejauchz der Bürger. Sie riefen:

Heil Dir Lyſiades! Schüzer Pellenens! Heil Dir, Agathoklea! Retterin des Lyſiades! da riefen die Achäer:

Heil Dir Aratus! Achajas weiſer Feldherr! — Heil Dir, Lyſiades! muthiger Jüngling! — Heil Dir Agathoklea! treffliches Mädchen! —

— — — e.

II.

Rundgesänge

von

J. J. Mnioch.

Diese Lieder, so wie die beiden schon im ersten Bändchen der Papillons mitgetheilten Rundgesänge, — sind weniger zum Lesen als zum Singen gemacht; und das erste, was ich ihnen wünsche, ist eine leichte und simple Melodie, die mit der einfältigen Herzlichkeit des Textes übereinstimmte.

Außerdem werden sie auch nirgend, als in frohen und traulichen Gesellschaften recht zu Hause seyn, und man wird vielleicht an jedem andern Orte sich über ihre Einfalt ärgern, und ihre Treuherzigkeit unausstehlich finden.

Aber ich bestimmte sie auch nur für den frohen Zirkel vertraulicher Freunde, wo keine Etiquette den Ausdruck der Freude, und (welches hier für Eins gelten kann) die Freude des Herzens selbst, verbietet. —

Für eine stille heitre Stunde, — wenn man, nach mancher mühvollen Arbeit, sich wieder erheitern,

nach

nach mancher traurigen Einsamkeit, einander wieder genießen will; — wenn freundliches Gespräch und ein Sokratischer Becher bald eine sanfte Frölichkeit, — die uns zu allem Guten und Edeln von neuem stimmt, die uns so menschenfreundlich, so allgemein theilnehmend, so unumschränkt wohlwollend macht, — über aller Herzen verbreitet; wenn endlich diese noch unbestimmte Empfindung einen individuellen Gegenstand, und, um sich selbst verständlicher zu werden, — Ausdruck, Ton und Worte, Gesang und Sprache verlangt: für diesen glücklichen Augenblick, in welchem es für die Moral gut wäre, wenn ihre Lehrer auch Dichter und Sänger würden, um jezt, während der Verstand ausruht, auch dem willigen, eröfneten Herzen, die Tugend, als Bedürfniß froher Empfindungen, lebhaft vorzustellen; — für so eine Stunde, für so einen Augenblick hab ich diese Lieder versucht: und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man den niedern Stil, in welchem sie geschrieben sind, und ihre simpeln Gedanken und treuherzigen Einfälle, nicht — für ungut nehmen!

Rund-

Rundgesang *)

zum Schluß des alten Jahres.

Mehrere Stimmen.

Wohlauf zu frohem Rundgesang
Weil wir noch Stimmen haben!
Laßt uns mit Lied und Becherklang
Das alte Jahr begraben!
Es war ein braves, braves Jahr,
Und trug mit Ruhm sein graues Haar!

Alle Stimmen.

Es war ein braves, braves Jahr,
Und trug mit Ruhm sein graues Haar!

Eine

*) Dieser Rundgesang ist vor dem: Zum Anfange des neuen Jahres in der ersten Sammlung der Papillons aus, Versehen von mir, ausgelassen worden.

Eine Stimme.

Leb wohl, ſchlaf wohl du alter Mann,
Und ruh von deinen Thaten!
Du haſt dein Tagwerk ausgethan,
Nun träume deine Thaten!
Dein Traum ſey ſüß, dein Schlaf ſey kühl,
Und weich dein Zudeck und dein Pfühl!

Alle Stimmen.

Dein Traum ſey ſüß, dein Schlaf ſey kühl,
Und weich dein Zudeck und dein Pfühl!

Eine Stimme.

Du gabſt uns Thau und Sonnenſchein
Ließ't Wieſ' und Feld gerathen;
Gabſt unſern Bechern ſüßen Wein,
Und unſern Schüſſeln Braten:
Du gabſt uns Kleid und Brod und Trank,
Und gehſt und nimſt von Keinem Dank!

Alle Stimmen.

Du gabſt uns Kleid und Brod und Trank,
Und giengſt und nahmſt von Keinem Dank!

Eine Stimme.

Und was, wie Docter Luther lehrt,
— Denn Eſſen iſt nicht Leben! —
Zur vierten Bitte mit gehört,
Haſt du uns auch gegeben.

Wer weiß, was nur ein einz'ger Tag,
Zum ärmſten Leben brauchen mag!

Alle Stimmen.

Wer zählt es was in einem Jahr'
Zum frohen Leben nöthig war!

Eine Stimme.

Manch ſtummes Thränlein, in die Hand
Geweint, haſt du geſtillet,
Manch Lämpchen, ſchläfrig ſchon gebrannt,
Haſt du mit Oehl gefüllet!
Der Witwen und der Waiſen Dank
Tön' mit in unſern Rundgeſang.

Alle Stimmen.

Es übertön' den Rundgeſang
Der Wittwen und der Waiſen Dank!

Eine Stimme.

Das haſt du, und noch mehr, gethan
Und haſt uns wohl berathen
Nun ſchlaf' und ruh', du alter Mann,
Und träum' von deinen Thaten!
Dein Traum ſey ſüß, dein Schlaf ſey kühl,
Und weich dein Zudeck und dein Pfühl!

Alle Stimmen.

Dein Traum ſey ſüß, dein Schlaf ſey kühl,
Und weich dein Zudeck und dein Pfühl.

Mehrere Stimmen.

Das helf' uns Gott! und ſegn' uns all'
Mit dieſem Ehrenſegen;
Wenn unſre Lieben bald einmahl
Auch uns zu Bette legen!
Im Himmel Freud, im Grabe Ruh;
Nun Todtengräber, ſcharre zu!

Alle Stimmen.

Im Himmel Freud', im Grabe Ruh;
Nun Todtengräber ſcharre zu!

Rundgesang

am Schluß eines fröhlichen Festes.

Eine Stimme.

Der lezte Becher sey geleert;
Die Fröhlichkeit des Weisen,
Die länger, als der Festtag währt, —
Und diesen Tag zu preisen.
Es lebe, wer der Nüchternheit
Sein Mahl und seinen Becher weiht
Im Kreise trauter Freunde!

Alle Stimmen.

Es lebe, wer der Nüchternheit
Sein Mahl und seinen Becher weiht
Im Kreise trauter Freunde!

Eine Stimme.

Denn nicht Tokays, nicht Hochheims Glut
Im leuchtenden Pokale,
Nicht Indens Wohlgeruch — und Blut
In einer güldnen Schale; — —
O, was die Augen nicht allein,
Was Herz und Seele soll erfreun,
Muß Herz und Seele haben!

Alle Stimmen.

O, was die Augen nicht allein,
Was Herz und Seele soll erfreun,
Muß Herz und Seele haben!

Eine Stimme.

Wer seines Freundes gern entbehrt
Bey einem Freudenbecher,
Ist nicht des edlen Weines werth, —
Er sey, er ist ein Zecher!
Sein bestes Mahl, sein bester Wein,
Sein frohster Abend wird ihn reu'n
An jedem kranken Morgen.

Alle Stimmen.

Sein bestes Mahl, sein bester Wein,
Sein frohster Abend wird ihn reu'n
An jedem kranken Morgen.

Eine Stimme.

Drum tönet dieser Rundgesang
An unserm mäß'gen Feste, —
Nicht für des Mahles Speisen Dank,
Nein, für die guten Gäste.
Wir gaben diesem Freudenmahl,
Wie erst dem lachenden Pokal
Sein Lächeln, seine Freude.

Alle Stimmen.

Wir waren dieſes Mahles werth!
Und hätt' es auch nur Brod beſchert,
Wir müßten dennoch ſingen!

Eine Stimme.

Hier ſann die Etiquette nicht
Auf modiſche Geberden,
Hier trank die Langeweile nicht,
Um ſchläfriger zu werden;
Hier lauſchſt kein heuchleriſcher Chriſt,
Kein Höfling und kein Belletriſt
Auf jedes Wort der Lippe.

Alle Stimmen.

Hier lauſcht kein heuchleriſcher Chriſt,
Kein Höfling und kein Belletriſt
Auf jedes Wort der Lippe.

Eine Stimme.

Wir heißen uns nicht beym Pokal'
Und im Pokal' nur — Brüder;
Wir kennen uns, ſind allzumahl
Von Herzen Freund' und Brüder!
In ſolchen Kreiſen darf der Wein
Auch wohl ein Freund der Güſte ſeyn,
Und Herz und Seel' eröffnen.

Alle Stimmen.

In unſern Kreiſen ſoll der Wein
Ein trauter Freund der Gäſte ſeyn,
Und Herz und Seel' eröfnen.

Eine Stimme.

Und ſolch ein Feſt iſt Arzeney,
Die Leib und Geiſt verjünget,
Der böſen Laune Tyranney,
Und Mißſucht gar bezwinget. —
Es heitert aller Adern Blut,
Und ſtärkt die Kraft, und ſtärkt den Muth
Auf hundert böſe Tage.

Alle Stimmen.

Wir danken ihm ein leichtes Blut,
Und heitern Geiſt und Kraft und Muth
Auf hundert böſe Tage.

Eine Stimme.

Nun Gott, der Thau und Regen giebt,
Und alles ſpeiſt und tränket;
Doch, was ſein Menſch bedarf und liebt
Durch Menſchen nur ihm ſchenket! —
Gott gebe ſolchen Freudentag,
Der nimmermehr gereuen mag —
Auch andern Menſchen! Amen!

Alle Stimmen.

Gott gebe solchen Freudentag,
Deß' Angedenken trösten mag,
Gott geb ihn allen Menschen!

Maygesang
gesungen im Grünen.

Erste Stimme.

Gottlob, der Frühling ist erschienen,
Gottlob, der Frühling ist so schön!
Die Haine blühn, die Felder grünen,
Die Sonne wärmt, die Weste wehn!
Und wir sind froh und freun uns sehr,
Als ob Gott sichtbar um uns wär!
Und spräch: Seyd frölich Kindelein,
Schuf euch dazu den schönen Mayn! *)

Zweite Stimme.

Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn,
Da soll der Greis ein Jüngling seyn!

Da

*) Mayn, ein Archaismus, für May.

Da steht ihm ein Kranz,
Da ziemt ihm ein Tanz,
Da sollen ihn resigte Lippen erfreun!
Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn,
Da muß kein Mädchen häßlich seyn
Da muß kein Mädchen spröde seyn,
Und jeder Jüngling bieder.

Alle Stimmen.

Wir danken Gott für seinen Mayn,
Wir danken Ihm, wenn wir uns freun!

Erste Stimme.

Ins Wasser kalter Morgenlüfte
Gießt Gott des Sonnenscheines Wein;
Und mischt des jungen Veilchens Düfte
Und mischt den Duft des Waldes drein!
Das ist ein Trank, süß, stark und rein,
Der dringt durch Adern, Mark und Bein,
Erfrischt die Lunge, klärt das Blut,
Giebt Manneskraft und frohen Muth!

Zweite Stimme.

Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn
Ist Gottes Luft ein klarer Wein!
Was Odem hat, trinkt,
Was Odem hat, singt;

Es springet, und singet, und schenket sich ein!
Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn,
Da laßt dem Prasser seinen Wein!
Da soll an Luft und Sonnenschein
Der Mensch gesund sich trinken!

Alle Stimmen.

Wir danken Gott für seinen Mayn,
Wir danken Ihm, wenn wir uns freun!

Erste Stimme.

Wer tuschte dort der Aufgangs Lüfte
Mit lauem Morgenroth? Wer mahlt'
Hier in das kühle Blau der Lüfte
Der jungen Hügel Grün? Wer strahlt
Dort aus der Sonne Feuerblick,
Und hier vom hellen Teich zurück?
Wer mischte Farben Nacht, und Tag,
Bis dies Gemählde vor uns lag?

Zweite Stimme.

Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn
Da mischt Gott Nacht und Sonnenschein,
Zum lächelnden Bild
So rein und so mild;
Er mischt sie, und tauchte die Gegend hinein;
Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn
Da sollt' der Blinde sehend seyn!
Da muß, wer sehen kann, sich freun
Ob seiner beiden Augen.

Alle

Alle Stimmen.

Wir danken Gott für seinen Wein,
Wir danken Ihm, wenn wir uns freun!

Erste Stimme.

Wer krönte dort der Felsen Gipfel
Mit grünem Wald' und webte fein,
Wie seidne Fäden durch die Wipfel
Des Waldes güldnen Sonnenschein?
Wer goß der Bäche Mondenschein
Vom Fels herab in diesen Hain!
Wer mischte Farben, Nacht und Tag'
Bis diese Landschaft vor uns lag!

Zweite Stimme.

Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn,
Da mischt Gott Nacht und Sonnenschein,
Zum lächelnden Bild
So rein und so mild
Er mischt sie, und tauchet die Gegend hinein!
Im Mayn, im Mayn, im schönen Mayn
Da sollt' der Blinde sehend seyn,
Da muß, wer seinen kann, sich freun
Ob seiner beiden Augen.

Alle Stimmen.

Wir danken Gott für seinen Mayn,
Wir danken Ihm, wenn wir uns freun!

Erſte Stimme.

Geſang im Thal, Geſang im Haine,
Die ganze Gegend iſt Geſang!
Wie ſingt's im Thal, wie klingt's im Haine!
Wie athmen eitel Sang und Klang!
Wohlauf zum Tanz im bunten Reihn,
Wohlauf, uns muſicirt der Hain!
Gott ſpricht: Seyd fröhlich Kindelein,
Schaut euch dazu den ſchönen Mayn!

Zweite Stimme

Im Mayn, im Mayn, im ſchönen Mayn
Muß alles leben fröhlich ſeyn!
Was Odem hat, ſingt
Was Odem hat, trinkt.
Es ſpringet und ſinget und ſchwenket ſich ein!
Im Mayn, im Mayn, im ſchönen Mayn
Da lad't uns Gott zum Singen ein,
Da lad't uns Gott zum Tanzen ein;
Auf ſingt, und tanzt euch milde!

Alle Stimmen.

Wir danken Gott für ſeinen Mayn
Wir danken Ihm, wenn wir uns freun!

Rundgesang

am Geburtstage eines Freundes.

Erste Stimme.

Wohlan, den Becher in die Hand!
Wohlauf, zu frohen Weisen!
Auf, lasset uns für diesen Tag
Gott danken, und ihn preisen.
Gott ist ein Gott der Freundlichkeit, —
Wen Gottes Wohlthat hoch erfreut,
Der danket ihm am besten.

Alle Stimmen.

Gott ist ein Gott der Freundlichkeit —
Wen Gottes Wohlthat hoch erfreut,
Der danket ihm am besten.

Eine Stimme.

Drum singet froher Rundgesang,
Und rothe Glut der Reben
Im hellen Becher, diesen Tag
Und dieses Mannes Leben!
Ein guter Mann, ein braver Mann!
Wer seinen Freund sich nennen kann,
Der wird die Welt nicht hassen.

Alle

Alle Stimmen.

Ein guter Mann, ein braver Mann!
Wer, seinen Freund sich nennen kann,
Der wird die Welt nicht hassen.

Eine Stimme.

Als wir noch schliefen süßen Schlaf
An unsrer Mutter Busen,
Da sah'n wir oft im Traume Dich
An Deiner Mutter Busen.
Wir lachten Deinem Schatten nach,
Und unsre Mutter sah's und sprach:
Ihm muß was Gutes träumen.

Alle Stimmen.

Wir lachten Deinem Schatten nach,
Und unsre Mutter sah's und sprach:
Ihm muß was Gutes träumen.

Eine Stimme.

Und weil du unserm Kinder-Traum
Als Mann uns hast gebracht;
So lebe hoch der gute Tag,
Der Dich uns hat bescheeret!
Er soll hiermit gebeten seyn,
Dich auf ein freundlich Gläschen Wein
Noch öfters zu besuchen.

Alle Stimmen.

Er ſoll hiemit gebeten ſeyn,
Uns auf ein freundlich Gläschen Wein
Noch letzte zu beſuchen.

Eine Stimme.

Sieh, was ein Freund Dir wünſchen kann,
Das hat Dir Gott gegeben!
Im Herzen Wärm', im Haupte Licht,
Und in den Adern Leben!
Dies iſt des Menſchen heil'ges Dreyn,
Und wer es hat, lebt froh und frey,
Wie ſie im Himmel leben.

Alle Stimmen.

Dies iſt des Menſchen heil'ges Dreyn,
Und wer es hat, lebt froh und frey,
Wie ſie im Himmel leben.

Eine Stimme.

Drum laß das Wünſchen, wenn es frommt; —
Wir kränzen Deine Haare
Mit dieſem Kranz der Genügſamkeit,
Dem letzten Glück im Jahre.
Die Fürſten krönet Goldes Schein —
Die Fürſten ſollen gnädig ſeyn,
Du aber ſollſt uns lieben!

Alle Stimmen.

Es lebe, wer beglücken kann! — —
Man denkt bey Einem braven Mann
Gern an die wen'gen Alle!

Rundgesang
in buntem Kreise.

(Gesungen nach einem wohlgehaltnen Mahle)

Vorsänger.

Wir stehen hier in bunten Reihn,
Erfreut mit satten Speisen:
Und nehmen unsern Becher Wein
Allvater, dich zu preisen.
Nach wohlgehaltnem Speisemahl,
Dankt Dir der klingende Pokal!

Alle.

Dem Wirth der Welt für Speis' und Trank,
Dem großen Vater Lob und Dank
Mit klingenden Pokälen!

Vor-

Verlinger.

Der Wein erfreut des Menſchen Herz,
Iſt nicht nur für den Magen!
Er liebt Geſpräch, und würzt den Scherz,
Und hilft den Kummer tragen.
Gott ſprach: der Menſch ſoll fröhlich ſeyn!
Er ſprach: Da ward der erſte Wein.

Alle.

Wir danken Gott für ſeinen Wein!
Er ſoll es auch die Mädchen,
Es danke ihm unſre Freude!

Verlinger.

Wohin du lebeſt, du edler Wein,
In Scherz und Tanz ein Leben:
Doch ſollſt nicht todte Ehre ſeyn;
Es muß es Mädchen geben!
Denn ach! — du lieber, edler Wein,
Es tanzt ſich ſchlimm mit dir allein!

Alle.

Ja Mädchen, Mädchen müſſen ſeyn!
Send ſchenkt mir, ſchenkt mir nicht mehr ein,
Daß ich nicht trunken werde.

Ver-

Vorsänger.

Daß Erd und Himmel uns erfreun
In ihrer Frühlings-Schöne,
Das danken wir dem Mädelein,
Und seiner Held' und Schöne!
Drum freut' ich mich am Morgenroth,
Blüht's nicht des Mädchen Wangenroth!

Alle.

Gott sprach: der Mensch soll fröhlich seyn!
Er sprach's; da ward der erste Wein!
Er sprach's, — da ward das Mädchen!

Vorsänger.

Es leb' das deutsche Mädelein,
Der deutschen Mütter Leben!
Wir wollen ihm von Brod und Wein,
Das Erst' und Beste geben.
Und wenn es Männer bessern kann;
Setz's im Himmel oben an.

Alle.

In diesem Kuß, Lieb' Nachbarin,
Nimm du auch diesen Segen hin! —
Nun wohl bekomm die Mahlzeit!

Lied

Lied zum Tanze.

Alle

(in buntem Kreiſe)

Deutſches Mädchen, deutſcher Sinn!
Deutſcher Jüngling, deutſcher Sinn!
Mädchen und Jüngling von deutſchem Geſchlecht,
Unſchuld und Frohmuth ſind Mutter und Sohn!

Auf und flechtet den tanzenden Kranz,
Auf und ſinget den fliegenden Sang!
Schwebe du bunter lebendiger Kranz,
Schwebet ihr ſingenden Blumen umher!

Aus der Knoſpe der Unſchuld empor
Blühet die Roſe der Freude ſo roth:
Auf dann, ihr Mädchen, und webet den Tanz,
Auf dann, ihr Jünglinge, brauſet den Tanz!

Deutſches Mädchen, deutſcher Sinn!
Deutſcher Jüngling, deutſcher Sinn!
Oeffnet den bunten, ſchwebenden Kranz,
Löſ't euch, ihr Blumen, und tanzet allein!

(In abfallenden Tänzen.)

Mädchen.

Auf zu Tänzen und auf zu Geſang,
Wem in den Locken die Roſe noch blüht!
Singt wie die Nachtigall, tanzt wie der Weſt,
Wieb'le dich, ſchlängle dich fröhlicher Tanz!

Jünglinge.

Auf, zu Tänzen und auf zu Geſang,
Wem in den Adern die Jugend noch ſtürmt!
Männliche Stimm' und männlicher Tritt
Adle den ſingenden, wirbelnden Tanz!

Mädchen.

Auf zu Tänzen und auf zu Geſang,
Wem in den Locken die Blume noch blüht!
Hütet, ihr Mädchen, die Roſen im Haar,
Daß ſie nicht ſinken im wirbelnden Tanz!

Jünglinge.

Auf zu Tänzen und auf zu Geſang,
Wem in den Adern die Jugend noch ſtürmt!
Stürmet durch ſchlängelnde Gänge den Tanz,
Brauſet in mächtigen Stimmen den Sang!

Mädchen.

Tanzet gelinder die Mädchen vorbey,
Schwimmet die ſäuſelnden Tänze, wie wir!
Tönet gelinder den lieblichen Sang,
Singet in klingenden Stimmen, wie wir!

Jünglinge.

Säuſelt ihr Mädchen den ſchwimmenden Tanz!
Singet in klingenden Stimmen den Sang!
Wir aber ſtürmen und ſchmettern daher,
Weſtwind' und Nordwinde wirbeln den Tanz!

(Auf einer Stelle ſchwebend.)

Mädchen.

Wirbelt dann, rüſtige Stürme, den Tanz!
Tönet dann, brauſende Ströme, den Sang!
Unter des Waldſtromes Wogengetön
Schlummern die Stimmen des rieſelnden Bachs.

Jünglinge.

Schweigt ihr Geſänge des brauſenden Strom's,
Singet ihr flötenden Quellen allein!
Ruhet ihr Tänze des reißenden Sturms,
Wehet ihr lieblichen Weſte allein!

Mädchen.

(Walzend.)

Auf, wehet ihr Locken,
Mit Blumen geſteckt,
Und wehet und hauchet
Uns kühlige Luft!
Uns wehen die Locken
Um's glühe Geſicht,
Uns athmen die Blumen
Erfriſchenden Duft.

Drum ſchwebet ihr Schweſtern
Der Weſtwinde Tanz,
Und liſpelt leicht über
Den Boden dahin.
Und blühten hier Gräschen
Und Veilchen der Flur,
Der Tanz überhauch' ſie,
Und tödte ſie nicht,

Wir ſchweben, wir ſchweben
Den ſäuſelnden Tanz
Es hauchen die Ferſen
Am Boden dahin!
Blüht Veilchen vom Weſte
Des Tanzes gekühlt,
Blüht ſchöner uns unter
Dem wehenden Fuß.

Wie flattern die Füße,
Wie flattert das Haar,
Wie wallet in Wellen
Das leichte Gewand!
Noch einmal ihr Schweſtern
Noch einmal herum!
Nun flattert ihr Locken,
Nun flattert zur Ruh.

(Schwebend.)

Tanzet, ihr Sturmwinde, tanzet nun auch!
Auf nun ihr Sturmwinde, tanzet uns nach!
Tanzet, ihr Jünglinge, schwebenden Kranz,
Wo nur das Auge die Tänze vernimmt.

Jünglinge.

(Schwebend.)

Nein, wir tanzen nicht schwebenden Kranz,
Wo nur das Auge die Tänze vernimmt!
Nein wir tanzen des Sturmwindes Gang!
Was wir betraten, das blühet nicht mehr!

Aber wir tanzen des Sturmwindes Gang,
Daß wir zertreten die Nesseln der Flur,
Daß sie nicht stechen des Westwindes Fuß,
Wann er die duftenden Blumen umtanzt.

Gebet, ihr Weste, gebt uns die Hand!
Ob wir auch stürmen, wir stürmen für euch!
Gebet, ihr Mädchen, gebt uns die Hand,
Flechtet den bunten, tanzenden Kranz!

Alle

(im bunten Kreise.)

Deutsches Mädchen, deutscher Sinn!
Deutscher Jüngling, deutscher Sinn!
Mädchen und Jünglinge deutschen Geschlechts
Tanzen auch Tänze, der Unschuld geweyht!

III.

Glycerium von Andros.

Aus dem Lateiniſchen

des

Terenz.

Statt eines eignen Dialogs, eine Ueberſetzung aus einem der größten Meiſter im Dialog!

Terenz iſt als feiner Styliſt, und als der glücklichſte komiſche Dichter von Alten und Neueren ſattſam geprieſen, und ſeine Andria (eben die Komödie, die der Leſer hier findet, und deren Titel ich bloß, um den unäblichen Namen vom Geburtsort zu vermeiden, geändert habe) faſt allgemein für ſein beſtes Stück anerkannt. — Ob man ſeine Andria leſen ſolle? kann alſo die Frage nicht ſeyn.

Ob man ſie in einer Ueberſetzung leſen ſolle? — Warum nicht, wenn man ſie nicht im Original leſen kann: und doch ein Muſter einer Komödie aus dem Alterthum leſen will? Daß dieſe Ueberſetzung aber, wenn ſie nicht eine ganz unkenntliche Silhouette ſeyn ſoll, ihr Original, ſo viel als möglich (aber wer könnte zugleich die Eleganz, die hohe Trefflichkeit des römiſchen Dichters nachbilden!) erreichen müſſe, iſt nicht minder einleuchtend.

„Warum aber noch eine Ueberſetzung der Andria nach Patzke und Reide!“ — Dieſe Gewiſſensfrage mag

muß ich den Leſer der gegenwärtigen, beantworten laſſen; theils weil ich ſie nicht ſelbſt mit den Arbeiten jener Männer verglichen habe, theils, weil der beſcheidenſte Schriftſteller auf ſolch' eine Frage nicht antworten kann!

Die Treue der Ueberſetzung in einzelnen Stellen in einer vorläufigen Nachricht zu rechtfertigen, wäre ſehr übel gethan! der kritiſche Leſer nehme aus der Ueberſetzung ſelbſt ihre Rechtfertigung!

Perſonen.

Simo, ein Alter, Vater des
Pamphilus

Soſia, Freygelaßner des Simo.

Dramo, Sklave des Simo.

Davus, Sklave des Pamphilus.

Chremes, Philumena's Vater, Simo's alter Freund.

Glycerium, Pamphilus Geliebte.

Myſis, ihre Sklavin.

Charinus, Philumena's Liebhaber.

Birrhia, ſein Sklav.

Arito, ein Fremder.

Lesbia, eine Wehemutter.

Stumme Perſonen: Archillis, Glycerium's Sklavin.
Einige Sklaven.

Der Schauplaz iſt in Athen auf der Straße vor Simo's und Glycerium's Häuſern. Die Handlung dauert von Vormittag bis Nachmittag, gegen die Zeit der Hauptmahlzeit.

Erſter

Erſter Akt.

Simo. Soſia.

(Simo kommt mit einigen Sklaven vom Markte)

Simo. Fort! Tragt's nur hinein! — Soſia! Du bleibſt hier, ich habe Dir ein Wort zu ſagen.

Soſia. So gut, wie geſagt! Du willſt, daß dies (auf das Eingekaufte zeigend) gehörig beſorgt werde!

Simo. Nein, etwas anders!

Soſia. Was müßte das andere ſeyn, das meine Kunſt *) Dir nicht anſtändig könnte?

Simo. Deiner Kunſt bedarf ich jetzt nicht; ſondern Deiner Treue und Verſchwiegenheit, die ich an Dir ſchon kenne.

Soſia. Ich erwarte Deine Befehle!

Simo.

*) ſeine Kochkunſt.

Simo. Du wirst wissen, daß seitdem ich Dich kaufte, Du von Kindheit an, einen billigen und gütigen Herrn an mir gehabt hast. Ich habe, weil Du mir honnet dientest, Dir die Freiheit geschenkt, das größte, was ich konnte.

Sofia. Ich weiß es!

Simo. I! 's reuet mich nicht.

Sofia. Es ist mir sehr angenehm, wenn ich Dir ein Vergnügen gemacht habe, und noch mache, und ich danke Dir, daß Du Dir dies Vergnügen gemacht hast. Aber das gefällt mir nicht! Diese Erinnerung ist ja gleichsam ein Vorwurf, daß man der Wohlthat vergessen habe — — Doch sage nur kurz, was Du von mir willst!

Simo. Ja, das will ich! Vor allen Dingen muß ich Dir nur sagen — Du glaubst, daß bey uns Hochzeit seyn wird? — Bloße Verstellung!

Sofia. Aber warum diese Verstellung?

Simo. Sollst alles hören! meines Sohnes Aufführung, meinen Plan, und wozu ich Dich dabei brauchen will. — — Ja — da er zwanzig Jahr alt war, lieber Sofia, hatte er nun Gelegenheit zu einer freieren Lebensart; denn vorher — wie konnte man auch vorher, da Jugend, Furcht und seine Begleiter ihn zurückhaltend machten, seine Gemüthsart gehörig kennen lernen?

Sosia. Ja wohl!

Simo. Wie denn die meisten jungen Herren sind, — hängen sich an gewisse Lieblingsneigungen — halten Pferde, Jagdhunde, oder laufen zu den Gelehrten Herren — daran hatt' er aber keinen außerordentlichen Narren gefressen — Kurz er trieb alles, aber mit Maaß. — Das war mir lieb.

Sosia. Daran thust Du recht! Alles mit Maaß! Das ist meine Maxime, die besonders heut zu Tage gar heilsam ist!

Simo. Ja, so lebte er! Er konnte alle ertragen, mit denen er umgieng; und mit denen er genauer bekannt war, nach denen bequemte er sich. Ja, Du hättest nicht leicht einen, so ohne allen Neid loben gehört, und so gleiche Freunde gesehen!

Sosia. Daran hat er sehr wohl gethan! denn 's ist der Lauf der Welt: Nachgeben macht Freunde, Wahrheitsagen Feinde!

Simo. Gut! in der Zeit — 's sind jezt drei Jahre — kam ein Mädchen aus Andros in unsre Nachbarschaft gezogen. Die Armuth und die Hartherzigkeit ihrer Verwandten hatte sie vertrieben. Sie sah Dir trefflich aus, und so im rechten Alter! — —

Sosia. Daß nur das Andrische Jüngferchen nicht Unheil bringt!

Simo.

Simo. Anfangs lebte sie züchtig und sparsam, und hielt sich kümmerlich; verdiente mit Wollespinnen und Weben ihr bißchen Brodt. Da aber mit klingender Münze ein Galan nach dem andern herbeigeflogen kam — so sind ja die Menschen alle! lieber jubiliren, als arbeiten! — gieng sie den Handel ein, und trieb das Gewerbe. Ihre damaligen Liebhaber, wie's denn so geht, schleppen einmal meinen Sohn mit hin — den Augenblick hatt' ichs weg! Der ist gekapert! er hats mit ihr zu thun! — Ich paßte früh den Sklaven der Herren auf, die so ab und zu giengen, und fragte: Bst! guter Freund! sag mir doch, wer hatte gestern die Chrysis? — so hieß sie nehmlich!

Sosia. Ja!

Simo. Da hieß es immer von Phädrus, Clinias, Niceratus — denn die drei waren ihre Liebhaber — „Nun — und Pamphilus? „I, der gab sein Geld und speiste zu Abend" — das war mir lieb! Ich fragte den andern Tag — es lautete nichts anders! Ja nun hielt ich ihn für geprüft genug, für ein großes Muster der Tugend. — Denn wer in Gesellschaft solcher Herrchen lebt, und sich doch nicht umstimmen läßt, muß wirklich schon einen festen Character haben. Indeß ich mich so daran ergötzte; jedermann mir alles Liebes und Gutes von ihm sagte, und mich glücklich prieß, daß ich einen Sohn von der Art hätte, und so weiter: kam Chremes auf diesen Ruf von freien Stücken zu mir — ich möchte

ihm

ihm seine einzige Tochter mit großem Gut zuheurathen. Ich sagte Ja — macht's richtig — und zu der Hochzeit ist der Tag angesetzt.

Sosia. Und warum wird sie nicht vollzogen?

Simo. Hör' nur! Wenig Tage drauf, da das alles geschehen war, stirbt unsre Nachbarin da, die Chrysis.

Sosia. Herrlich! Herrlich! Du hast gewonnen! — der Chrysis traute ich nichts gutes zu.

Simo. Mein Sohn war nun mit ihren gewesenen Liebhabern beständig dort, — sie besorgten zusammen die Leiche. Er war mir indeß immer betrübt, weinte zuweilen — das freute mich an ihm! Sieh, ich dachte: „er nimmt so vielen Antheil am Tode einer Person, mit der er nicht viel zu thun gehabt hat: wie da erst, wenn er sie geliebt hätte? wie erst, wenn ich, sein Vater, sterbe? Das hielt ich alles für Kennzeichen eines gutmüthigen, empfindsamen Herzens. Doch das bei Seite! Ich gehe ihm zu Gefallen mit zur Leiche, hatte weiter kein Arg — —

Sosia. Nun? und was?

Simo. Hör nur! die Leiche wird ausgetragen — wir gehen — indeß erblick' ich da unter den Weibern, die mit waren, ein junges Mädchen — o! von einer Bildung! —

Sosia. Schön! — das ist zu vermuthen.

Simo.

Simo. Und hatte dir ein Gesichtchen, Sosia, so sittsam, so allerliebst, daß nichts drüber geht. Diese weinte mir mehr, als die übrigen — und da sie auch von edlerem Ansehen war, als die übrigen — geh' ich zu ihren Mädchens, frage, wer sie sey? „Die Schwester der Chrisis" heists. Das fiel mir aufs Herz! — Ah das ists! Daher also das Weinen, daher die Empfindsamkeit! —

Sosia. Lieber Himmel, wo will das hinaus?

Simo. Die Leiche wird indeß fortgetragen, wir folgen, kommen zum Scheiterhaufen, sie wird ins Feuer gelegt — es wird geweint — Sieh', da geht besagte Schwester aus Unvorsichtigkeit zu nah zum Feuer — kommt in Gefahr — und da offenbarte denn Pamphilus seine so listig verstellte und verheimlicht: Liebe — todtenblaß stürzt er herbei — faßt das Mädchen in die Mitte; meine Glycerion! schreit er, was thust Du? warum willst Du Dich tödten? Sie — das ist mir keine neue Liebe! — wirft sich weinend, so recht vertraulich in seine Arme! —

Sosia. Ei, was?

Simo. Ich gehe böse und kummervoll nach Hause. Aber doch hatt' ich keine gerechte Ursach, ihn zu schelten. „Was that ich, lieber Vater?" hätt' er gesagt, was hab' ich verbrochen? was hab' ich übels gethan? — ich habe einen Menschen, der sich ins Feuer

stürzen

ſtürzen wollte, zurückgehalten — habe ihn gerettet!“ und das iſt ja brav!

Soſia. Ja wohl! denn wenn Du einen ſchelten willſt, der einem andern das Leben rettet, was willſt Du dem thun, der einen in Schaden und Unglück bringt?

Simo. Am folgenden Tage kommt Chremes zu mir, „er habe etwas entſetzliches gehört, ſchreit er, Pamphilus lebe mit der Fremden wie Mann und Frau! — Ich läugne die Sache ſteif und feſt — Er bleibt dabei, endlich geht er von mir weg, mit dem Bedeuten, er würde ihm ſeine Tochter nicht geben. —

Soſia. Nahmſt Du ihn nicht vor?

Simo. Auch dies war gar kein triftiger Grund, ihn zu ſchelten —

Soſia. Wie? — das möcht' ich hören!

Simo. Du haſt meinen Jugendfreuden ein Ziel geſetzt, Vater! hätt' es geheißen — die Zeit iſt da, da ich nach Andrer Art leben muß, laß mich nun noch nach der meinigen leben.

Soſia. Nun, wann wirſt Du denn endlich einmal Urſach zum Schelten finden!

Simo. Wenn er ſeiner Liebſchaft wegen nicht heurathen will, dann erſt iſts Zeit, ſeine Unart zu ahnden. Nun geh ich damit um, durch dieſe vorgeſpiegelte Hochzeit einen wahren Grund zum Schelten zu finden — wenn

er

er nehmlich Nein sagt. Zugleich soll der Schurke, der Davus, alle seine Bolzen, die er etwa gedreht hat, bei der Gelegenheit verschießen — da sie mir nun nicht schaden: denn er wird gewiß mit Händen und Füßen dagegen arbeiten, mehr um mir einen Possen zu spielen als meinem Sohne zu willen zu seyn.

Sosia. Wie so?

Simo. Was zu fragen! Seine Tücke, seine Ränke — — wenn ich ihn darüber ertappe — —! doch was hilft das Reden! Mache nur, daß mir alles nach Wunsch geht, und daß Pamphilus mir keine Späße macht! Ja — den Chremes muß ich noch bitten — ich hoffe, er wird mirs nicht abschlagen. Nun ist Deine Sache, daß Du die Hochzeit recht natürlich machst. Jage nur den Davus recht in Angst und gieb Acht, wie sich mein Sohn nimmt — was er mit jenem für Plane macht. —

Sosia. Schon gut! wills besorgen! Laß uns nur jezt hineingehen.

Simo. Geh voraus! ich komme nach!

Simo. Davus.

Simo. (allein) 's ist kein Zweifel, mein Sohn will sie nicht nehmen! Davus gerieth in Schrecken, da er hörte, heut soll Hochzeit seyn. Da kommt er ja!

Davus.

Davus. (vor sich) Das wäre doch wunderbar, wenn Dir das so hingienge! — Ich sann immer, wo doch die beständige Sanftmüthigkeit des Alten hinaus wollte; — er hatte gehört, sein Sohn sollte sie nicht bekommen, und hat doch keinem von uns ein Wort gesagt, ist gar nicht böse geworden!

Simo. (vor sich) Wird schon werden! und hoffentlich auf Kosten Deines Rückens —

Davus. Ja — wir sollten uns blindlings der Freude überlassen — so ganz unbesorgt von ihm überölpelt werden — keine Zeit behalten, gegen die Hochzeit Plane zu schmieden — der Schlaukopf!

Simo. (laut) Was spricht die Bestie?

Davus. (sacht) Wetter der Herr!! — daß ich ihn nicht eher gesehn habe!

Simo. Davus!

Davus. (sieht nicht auf) Was giebts?

Simo. So komm' her!

Davus. Was wird der wollen?

Simo. Was meinst Du?

Davus. Wozu?

Simo. Frag noch! — Die Leute sprechen, mein Sohn habe eine Liebschaft.

Davus. Davon werden die Leute viel sprechen!

Simo. Willst Du hören oder nicht?

Davus. Ich höre ja!

Simo. — Das jezt zu unterſuchen, iſt des Vaters Sache nicht — denn was er ſonſt gemacht hat, geht mich nichts an. Seitdem ſein Alter es verſtattet, hab' ich ihm den Willen gelaſſen. Mit heute aber geht eine andre Lebensart an, er muß andre Sitten lernen. — Alſo fordre ich, oder, wenns ſeyn muß, bitte ich Dich, Davus! — daß er mir wieder ins Gleis kommt.

Davus. Was mag das heißen!

Simo. Alle, die Mädchens haben, ſollen ſchwer ans Heurathen gehn. —

Davus. So ſollen ſie!

Simo. Ueberdies, wenn der Knabe einen ſcharfen Aufſeher gehabt hat, lenkt ſich gemeiniglich ſo ſchon ſeine kranke Seele auf die ſchlimme Seite —

Davus. Mein Seel! das verſteh' ich nicht!

Simo. Nicht? Was?

Davus. Nein! ich bin der Davus, nicht Oedipus!

Simo. Du willſt alſo, daß ich das übrige, ganz deutlich ſagen ſoll?

Davus. O ja!

Simo. (ſtark und langſam) Wo ich merke, daß Du heute Ränke ſpielſt, die Hochzeit zu vereiteln, oder hier deine Künſte zu prüfen gedenkeſt — ſo will ich Dich,

Davus

Davus, peitschen und in die Mühle bringen lassen, mit der heiligen Versicherung, daß so bald ich Dich herausnehme, ich für Dich malen will! — Hast Du das begriffen? oder noch nicht — auch das nicht?

Davus. O durchgängig! — Du hast vollkommen verständlich, und ohne alle Umschweife gesprochen! —

Simo. Ueber in allem — nur hier nicht, will ich mich närren lassen. —

Davus. O sprich doch das nicht!

Simo. Hast Du mich zum Narren? — Du wirst mich nicht betrügen — aber das sag' ich Dir, sieh' Dich vor! und sage dann nicht, ich hätte Dirs nicht prophezeit! Nimm Dich in acht! (geht ab)

Davus allein

Ja Davus, jezt ists nicht Zeit, die Hände in den Schooß zu legen! — So wie ich eben den Vorsaz des Alten wegen der Hochzeit gehört habe — —, wenn wir sie nicht mit List hintertreiben, bin ich und mein Herr verloren. Weis doch wahrhaftig nicht, was ich thun soll! — dem Pamphilus oder dem Alten folgen? — Verlaß ich ihn, so fürcht' ich für sein Leben — helf ich ihm: die Prophezeihung! — 's ist ein mißliches Ding, ums Parthei machen. — Fürs erste hat er seine Liebschaft erfahren, — auf mich ist er böse — und hütet mich, daß ich bei der Hochzeit ihm nicht Späße mache.

Der Henker! merkt ers, oder kommt's ihm in den Kop — ſo ſchickt er mich bei der erſten, beſten Gelegenheit, ſchuldig oder unſchuldig, ohne Gnade in die Mühle. Zu dem Unglück kommt noch, die Jungfer, ſie mag nun ſeine Frau oder ſeine gute Freundinn ſeyn, iſt vom Pamphilus ſchwanger. Und da hör einer einmal die Tollheit! — denn ſo einen heiß' ich verrükt, nicht verliebt — wollen das Kind ordentlich aufziehen; haben da unter ſich, ſo ein Mährchen geſchmiedet — das Mädchen ſoll ein Athenienſiſch Bürgerkind ſeyn. Da war einmal, heißts, ein alter Kaufmann, der litt bey der Inſel Andros Schiffbruch, kam um — die kleine Chryſis ſchwamm ans Ufer, fand einen Pflegvater — — Helle, klare Lügen! — das will mir vor'n Henker nicht in 'n Kopf! — ſie aber haben ſich einmal das Mährchen in 'n Kopf geſezt? — Ha da kommt Myſis aus ihrem Hauſe! — Ich will auf den Markt gehen und mit Pamphilus ſprechen, daß ihn der Vater nicht unvorbereitet übertölple.

Myſis (allein)

(in die Scene hinein) Ich hab's ja tauſendmal gehört, daß ich Lesbien holen ſoll — — 's iſt eine unbeſonnene Weinflaſche! — man ſollt' ihr nicht eine Frau beim erſtenmal anvertrauen — doch ich werde ſie holen! — (vor ſich im Gehen) Da ſeh' einer die Tollheit der Alten! — Ja weil ſie ihre Weinſchweſter iſt — — Guten Götter! ſteht ihr in der Geburt bei und laßt die Alte doch bei

einer

einer andern ſündigen! — Aber da ſeh ich den Pamphilus, ganz betreten. Himmel! was wirds ſeyn? — Ich muß warten — was ſeine Traurigkeit uns für ein Unglück bringt — —

Pamphilus. Myſis.

Pamphilus. Iſt das menſchlich? — kann ſo — ein Vater handeln?

Myſis. (vor ſich) Himmel! was giebts?

Pamph. Bei allen Göttern! wenn das nicht Tyrannei iſt, ſo giebts keine! Er beſchließt, mir heut ein Weib zu geben — mußt' ich das nicht vorher wiſſen, muſte er mir nicht eher davon ſagen?

Myſis. Ich Unglückliche! was hör' ich!

Pamph. Und Chremes, der mir ſeine Tochter nicht geben wollte, hat ſich geändert, da er mich unverändert ſah; ſinnt hartnäckig darauf, mich Unglücklichen von meiner Glycerium zu reißen. Geſchieht das, ſo iſts um mich geſchehn! — Kann ein Menſch ſo unglücklich, ſo troſtlos lieben, als ich? — O um aller Götter und Menſchen willen, kann ich auf keine Weiſe dieſer Verbindung mit Chremes entfliehen? Wie ſchändlich bin ich verſchmäht, verachtet? — Alles war abgethan — und nun wird der Verſtoßne wieder geſucht! und warum? Wenn mich mein Verdacht nicht trügt, ſo iſt ſie ein weiblich Ungeheuer, das ſie niemanden anhängen können: und da kommt man zu mir —

Myſis.

Myſis. Ich bin halb todt vor Furcht!

Pamph. Und was ſoll ich zu meinem Vater denken? Eine ſo wichtige Sache ſo gleichgültig zu betreiben! Im vorbeygehn am Markt, ſagt er: Du nimmſt heut eine Frau, Pamphilus, bereite Dich! geh nach Hauſe! (bitter) Das heiſt mir ſagen: Geh! und erhänge Dich! — Ich ſtand wie angedonnert! wie hätt' ich auch ein Wort vorbringen können? wenigſtens nur einen Vorwand, ſei er noch ſo unpaſſend, noch ſo thöricht! — Ich verſtummte! — Aber wenn ich's auch vorher gewußt hätte — war die Frage, was hätt' ich gethan? — Etwas wenigſtens, um dies nicht zu thun! — — Aber was nun? — der Kummer verwirret mich — mein Geiſt ſchwankt zwiſchen Liebe — Mitleid — Angſt vor der Hochzeit — und der Ehrfurcht gegen meinen Vater, der bisher ſo nachſichtig mir verſtattete, ganz nach meinem Gefallen zu handeln. Dem ſollte ich nun widerſtreben! Ach! ich weiß nicht, was ich thun ſoll! — —

Myſis. Ich zittre, wohin dies Schwanken ausſchlagen werde! — Aber nun iſt's hohe Zeit, daß er mit ihr, oder daß ich mit ihm von ihr ſpreche. Ein ſchwankender Sinn bekommt durch ein kleines Gewicht bald auf der, bald auf jener Seite den Ausſchlag.

Pamph. Wer ſpricht hier? Ah Myſis! Guten Tag!

Myſis.

Myſis. (traurig) Guten Tag, Pamphilus!

Pamph. Was macht ſie?

Myſis. Du fragſt? ſie liegt in Geburtsſchmerzen — und überdies hat die Arme heut noch viel Kummer. — Deine Hochzeit iſt vorhin auf heute angeſezt worden: und nun iſt ſie bekümmert, du werdeſt ſie verlaſſen —

Pamph. Wie könnt' ich dies wagen? Ich, der der Schöpfer ihres Unglücks iſt, ſollte ſie verlaſſen? ſie, die mir Herz und Wohlfahrt aufopferte, die ich über alles liebe — mein Weib — ſie ſollt' ich von Hunger gezwungen, ihre edle, keuſche Seele herabwürdigen laſſen? — Nein, das kann ich nicht!

Myſis. Käm's auf Dich allein an, ſo wär' ich unbeſorgt: aber der Gewalt nicht zu unterliegen —

Pamph. Hältſt Du mich für ſo kraftlos? — Ein Undankbarer, ein Unmenſch, ein Barbar wär' ich, wenn nicht ihr Umgang, ihre keuſche Liebe mich rühren, mich nicht bewegen ſollte, ihr treu zu bleiben!

Myſis. Davon nur bin ich gewiß, daß ſie nicht verdient, von Dir vergeſſen zu werden —

Pamph. Vergeſſen? (ſanft) Ach Myſis! Myſis! — ins Herz geſchrieben ſind mir Chryſis Worte über meine Glycerium. Im Todeskampfe rief ſie mich; ich trat zu ihr; ſie ließ ihre Leute hinausgehen; wir waren

ren allein. „Pamphilus! so sprach sie, du siehst ihre Schönheit, — ihr Alter — du weist, wie gefährlich beides für ihre Tugend und ihr Vermögen ist. Drum fleh' ich bei dieser Rechte, dich und dein Herz an, beschwöre dich bei deiner Liebe und bei diesem verlassenen Mädchen — stoß sie nicht von dir — verlaß sie nicht; Ich habe dich ja wie meinen leiblichen Bruder geliebt — sie hat immer an dir allein gehangen — ist dir in allem zu Willen gewesen — sey ihr Gemahl, ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Vater! Unsre Habe übergeb' ich in deine Hände, ich vertraue sie deiner Redlichkeit.“ Und so legte sie unsre Hände zusammen und — starb! — — Sie ist mein! mein soll sie bleiben! —

Mysis. Ich hoff' es!

Pamph. Aber warum verläßt Du sie?

Mysis. Ich hole die Wehemutter!

Pamp. Nun so eile! — Noch eins! Sag ihr kein Wort von der Hochzeit — daß dies ihre Schmerzen nicht vermehre!

Mysis. Nein! nein!

Zweiter Akt.

Karinus. Birria.

Karinus. Was ſagſt Du Birria? — wird ſie wirklich heut an Pamphilus verheurathet?

Birria. Nicht anders!

Karinus. Woher weiſt Du 's?

Birria. Ich hab's eben auf'm Markt von Davus gehört!

Karinus. Ach ich armer Karinus! bin da bisher zwiſchen Furcht und Hofnung hingehalten worden — und nun iſt alle Hofnung verloren — Ich weiß vor Angſt nicht, was ich anfangen ſoll!

Birrin. Ei zum Henker! Karinus! weil das, was Du willſt, unmöglich iſt, ſo dächt' ich, Du wollteſt das, was möglich wäre —

Karinus. Ich will nichts, als die Philumena!

Birria. Ah! 's iſt klüger drauf zu denken, wie Du die Liebe aus Deinem Herzen herausbringſt, als ſolch Ding zu ſchwatzen, wodurch ſie noch mehr entzündet wird — 's hilft doch nichts!

Ka-

Karinus. Die Gesunden können den Kranken leicht Recepte schreiben! Wenn Du an meiner Stelle wärst, würdest Du anders sprechen —

Birria. I so mach', was Du willst!

Karinus. Da seh' ich den Pamphilus! — ich will eher alles versuchen, als unglücklich seyn —

Birria. (halb vor sich) Was will er?

Karinus. Ich will bitten, flehen — ihm meine Liebe entdecken — ich werd' ihn gewiß bewegen, daß er wenigstens die Hochzeit einen Tag aufschiebt — Indeß geschieht etwas —

Birria. Das etwas wird Nichts seyn!

Karinus. Lieber Birria, was meinst Du, red' ich ihn an?

Birria. I wenn Du auch nichts ausrichtest, so wirst Du ihn doch wenigstens überzeugen, daß er, wenn er sie heurathet, Dich zum — Schwager bekommen wird.

Karinus. Geh zum Henker mit Deinem Verdacht, Spitzbube!

Pamphilus tritt zu ihnen.

Pamph. Ei sieh da Carinus! Guten Tag!

Karinus. Guten Tag, Pamphilus! Ich komme zu Dir, Hoffnung, Leben, Rath, Hülfe von Dir zu erflehen —

Pamph.

Pamph. Guter Freund! zum Raſen hab' ich keine Zeit und zum Helfen kein Vermögen! Doch was haſt Du?

Karinus. Du haſt heut Hochzeit —

Pamph. So heiſ's!

Karinus. Ach, Pamphilus! thuſt Du mir das — ſo ſiehſt Du mich heut zum letztenmal!

Pamph. Wie ſo?

Karinus. Ach, ach! — — ich ſchäme mich's zu ſagen — ſag du's lieber Birria!

Birria. Will's eben ſagen!

Pamph. Was habt ihr denn?

Birria. Er hat ſich in Deine Braut verliebt!

Pamph. Da hat er wahrhaftig nicht meinen Geſchmack! Aber hör' Karinus! haſt Du Dich nicht ſchon etwas bey ihr verſtiegen?

Karinus. Ich geh, Pamphilus! — Gewiß nicht!

Pamph. Beſſer wär's!

Karinus. O ich beſchwöre Dich bey unſrer Freundſchaft — bey Deiner Liebe — heurathe ſie doch nicht!

Pamph. So viel bey mir ſteht — —

Kar. Oder wenn das nicht angeht, und die Heurath Dir ſo am Herzen liegt — —

Pamp.

Pamph. Im Herzen? ha! ha! ha!

Kar. So warte doch nur einige Tage noch — und da will ich fort reisen, daß ichs nur nicht sehe —

Pamph. Ich will Dir etwas sagen, Karinus! — einen Dienst, der einem nichts kostet, für baaren Dank zu verkaufen, ist nicht edel gehandelt — — Ich strebe heftiger gegen die Hochzeit, als Du nach der Hochzeit!

Kar. Du giebst mir mein Leben wieder! —

Pamph. Wenn Du also etwas ausrichten kannst — Du aber Birria da, so verfluchte! ersinnt Plane, Mädchen — arbeitet, daß Du sie bekommst, ich werde daran arbeiten, daß ich sie nicht bekomme.

Birria. Habe zur Genüge!

Pamph. Da kommt Davus wie gerufen! — ich bedarf seines Raths! —

Karinus. (zu Birria) Aber beim Henker! Du hast vorhin nicht das geringste gesagt, als was ich nicht zu wissen brauchte — Also den Augenblick fort! —

Birria. O mit Vergnügen! (läuft ab.)

Pamphilus. Karinus. Davus.

Davus. Gute Götter, was bring ich für Gutes! — wo soll ich den Pamphilus finden, daß ich ihm nur die Furcht benehme — und ihn mit Freude erfülle.

Kar.

Karinus. Sieh' er ist vergnügt! Worüber nur?

Pamph. Ueber nichts! — er weiß mein Unglück noch nicht.

Davus. Wenn er gehört hätte, heute soll noch seine Hochzeit sein — —

Karinus. Hörst Du? — Hochzeit —

Davus. Wird' er mich gewiß voll Angst in der ganzen Stadt suchen — Wer wo ihn suchen? — wo geh' ich nun zuerst hin?

Karinus. Willst Du ihn nicht anreden?

Davus. Ich will doch gehen!

Pamph. Davus! Davus! — Bleib!

Davus. Wer ruft da? — Ach! Pamphilus — Dich such ich! — Sieh da, Karinus! — glücklicherweise beide, die ich will —

Pamph. Ach! Davus! es ist alles verloren —

Davus. Hör' nur erst —

Pamph. Ich bin der Unglücklichste —

Davus. Ich kenne Deine Verlegenheit!

Karinus. Mein Leben steht auf dem Spiel!

Davus. Ist mir bekannt!

Pamph. Die Hochzeit ist — —

Davus. Ich weiß wohl! —

Pamph. — Auf heute —

Davus.

Davus. I daß Dich! — ich weiß ja! Besorge Du nicht, daß Du sie kriegst, und Du nicht, daß Du sie nicht kriegst!

Karinus. } zugleich { Getroffen!
Pamph. } zugleich { Das ists eben!

Davus. Und da eben ist nichts von Gefahr! Da bin ich Mann für!

Pamph. O ich beschwöre Dich — befreie mich Unglücklichen von der Furcht —

Davus. (gemächlich) Nun — Sei frei! — Chremes giebt Dir heut seine Tochter nicht!

Pamph. Wie weißt Du das?

Davus. Ich weiß es! Dein Vater kriegte mich heut an, sagte, er wolle Dir heut eine Frau geben — und noch einiges andre sagte er — wovon ich hier eben nicht sprechen will.*) — Augenblicklich lauf ich nach Dir auf den Markt, sehe mich um — Du weißt wie gerade. Ich treffe da auf seinen Dirtia, frage — er sagt, er habe Dich nicht gesehen — 's war mir ärgerlich! Ich denke, was zu thun sey? — Auf'm Rückwege überleg' ich mir so die ganze Geschichte, und gerathe auf einen Verdacht — Wie? so wenig eingekauft! — er mürrisch! Ei! das schickt sich doch zu keiner Hochzeit!

Pamph. Wo will das hinaus?

Da-

*) Zur Verheyrathung!!

Davus. Ich laufe ſchnurſtracks zu Chremes Haus — da ich hinkomme, iſt alles leer vor der Thüre — ſchon das war mir erwünſcht.

Karinus. } Ja wohl! ja wohl!
Pamph. }

Davus Ich warte — ſehe keine Seele hinein und heraus gehen — keine Hochzeitmeiſter — im Hauſe kein Aufputzen — kein hin und herlaufen — — ich geh hinein — ſeh mich um —

Pamph. Recht! das iſt ein gutes Zeichen —

Davus. Gehört ſich das wohl für ein Hochzeithaus!

Pamph. 's ſcheint nicht, Davus!

Davus. Scheint! ſagſt Du! da verſtehſt Du's ſchlecht! — Gewiß! gewiß! — Beim Weggehen ſeh ich Chremes Diener, Gemüſe und ganz kleine Fiſchchen für einen Obolus dem Alten zur Mahlzeit bringen —

Karinus. Ich beute bin ich befreit! — Durch Dich Davus, befreit!

Davus. O ganz und gar nicht!

Karinus. Wie ſo? — er giebt ſie ihm ja nicht! —

Davus. Freilich! — grade, als wenn daraus folgte, weil er ſie dieſem nicht giebt, ſo wird ſie Deine Frau — — Wenn Du nicht aufpaſſeſt — nicht die Freunde des Alten bitteſt — um ſie winſelſt —

Karin

Karinus. Ein herrlicher Rath! Ich will gleich gehen — ob mir gleich beim Himmel! die Hoffnung ſchon oft zu Waſſer geworden iſt. Adieu! —

Pamphilus. Davus.

Pamph. Was will doch nun mein Vater? — wozu die falſche Hochzeit!

Davus. Ich will Dirs ſagen! Wenn er Dich nun ſchelten wollte, weil Chremes Dir ſeine Tochter nicht giebt, müßte er ja ſelbſt ſich für den ungerechteſten Vater halten. Denn das iſt doch ungerecht zu ſchelten, ehe er weiß, ob Du zur Hochzeit Luſt haſt, oder nicht. Schlägſt Du ſie aber aus, — ja dann wird er die ganze Schuld auf Dich ſchieben, dann wird das Lärmen losgehn!

Pamph. Wie? das ſollte ich dulden?

Davus. 's iſt einmal der Vater, Pamphilus! und da hält's ſchwer — — Ueberdiß iſt dann die Arme ohne Schutz — er wird Knall und Fall einen Vorwand erſinnen, und ſie aus der Stadt jagen —

Pamph. Aus der Stadt!

Davus. Den Augenblick!

Pamph. (nach einer Pauſe) So ſage doch, Davus, was ſoll ich thun?

Davus. Sagen, Du wollteſt heurathen!

Pamph. Ach!

Da-

Davus. Nun, was iſts weiter!

Pamph. Nein! — das ſag' ich nicht!

Davus. Warum denn nicht!

Pamph. Nein! Nein!

Davus. Ei — was ſträubſt Du Dich?

Pamph. Dazu berede mich nicht!

Davus. Nun ſo ſieh, was daraus werden wird! —

Pamph. Der Zugang zu jener wird mir verſperrt, und ich zu dieſer geſperrt.

Davus. Bewahre! Hör, ich denke, Dein Vater wird ſagen: Du ſollſt heut die Philumena heurathen! — O ja! ſprichſt Du — Sag' einmal, was kann er nun mit Dir ſchalten! — Du machſt ihm nun alle ſeine ſo ſchön angelegten Plane zu nichte, und das ohne die geringſte Gefahr; denn Chremes giebt Dir ſeine Tochter gewiß nicht: Dein bisheriges Betragen muß Du nun keineswegs ändern, daß er nicht auf andere Gedanken kommt. — Deinem Vater ſagſt Du, Du wärſt nicht abgeneigt, daß — wenn er auch nicht ungeneigt dazu wäre, er mit Recht Dich doch nicht ſchelten könne. — Deine Gedanken will ich Dir übrigens gleich benehmen. „Einem Menſchen von der Aufführung, (könnteſt Du denken, wird niemand ſeine Tochter geben, und da wird mein Vater eher ein armes Mädchen aufleſen, als mich in dem Leben laſſen" Aber wenn er

seit, daß Du das geduldig annimmst, so wirst Du ihn sicher machen: er wird, um doch was zu thun zu haben, sich nach etwas anderm umsehen, und indeß kommt ein glücklicher Zufall dazwischen!

Pamph. Meinst Du?

Davus. Daran ist gar kein Zweifel!

Pamph. Sieh zu, wozu Du mich verführest!

Davus. I! sei still!

Pamph. Nun, ich will's sagen! Aber ich fürchte, er erfähret, daß ich einen Sohn von ihr habe — denn ich habe versprochen, ihn zu erziehen. —

Davus. Ein verwegner Einfall!

Pamph. Sie hat mich um dieses Unterpfand meiner Treue beschworen.

Davus. Gut! — ich will alles besorgen! — doch da ist Dein Vater! — daß er Dir nur keine Treuigkeit anmerkt!

Simo. Pamphilus. Davus.

Simo. (vor sich) Will doch wieder zusehn, was sie machen — was sie für Streiche ausbrüten —

Davus. Er ist fest überzeugt, Du wirst Nein sagen — er hat sich auf alles in der Stille vorbereitet — hat seine Anrede ausgesonnen, womit er Dich in Verwir-

rung

ganz sehen will. Mach, daß Du in gehöriger Fassung bist!

Pamphilus. Wenn ich nur kann, Davus!

Davus. So glaube doch nur mir! Dein Vater wird heut gewiß kein Wort mehr mit Dir wechseln, wenn Du Ja sagst.

Birria. Die Vorigen.

Birria. (Den ganzen Auftritt vor sich — unbemerkt von den Uebrigen) Mein Herr hat mir befohlen, alles stehen und liegen zu lassen — und den Pamphilus zu beobachten — um zu erfahren, was er in Rücksicht der Heurath thut — Drum spazier' ich denn dem Herrn so nach. — — Ei! da seh' ich ihn ja mit dem Davus! Nun, Birria, paß' auf! —

Simo. Da sind sie ja beide!

Davus. Sey auf Deiner Hut!

Simo. Pamphilus!

Davus. Thu, als bemerktest Du ihn von ohngefähr! —

Pamph. — Ah! — mein Vater!

Davus. Gut gemacht! —

Simo. Pamphilus! Du sollst heut, wie ich schon gesagt habe, eine Frau nehmen —

Birria. Mir ist bange für uns. Was er doch antworten wird!

Pamph. Weder in diesem, noch in andern Fällen, mein Vater, wirst Du mich ungehorsam finden —

Birria. Ei! w — a — s?

Davus. Da steht er nun —!

Birria. Was sagt er?

Simo. Da thust Du Deine Pflicht! — Ueberdem fordre ich dies zu Deinem Besten.

Davus. Hab' ich's nicht gesagt?

Birria. Mein Herr ist, wie ich höre, um die Frau gepcelle!

Simo. Geh! — ich komme bald nach — daß Du zu rechter Zeit bereit bist!

Pamph. Ich gehe! — (geht ab)

Birria. Soll man denn keiner Menschenseele mehr trauen können? — Aber das Sprüchwort ist ein wahr Wort: Jeder ist sich selbst der nächste. Jeder bedenkt sich immer eher, als andre! — — Ich habe das Mädchen gesehen, — ich glaube 's ist ein artiges Ding! — ich verdenk's dem Pamphilus nicht, — wenn er bei seinen sehenden Augen lieber will, daß das Mädchen lieber ihn, als meinen Herrn nimmt. — Indeß ich muß es ihm melden! Für die schlimme Nachricht bekomm' ich gewiß auch was schlimmes! — (ab)

Davus. Simo.

Davus. Er mag wohl glauben, daß ich hier geblieben bin, ihm ein Bein unterzuſchlagen —

Simo. Was ſchwazt er da! —

Davus. Ich? — ich ſage nichts. —

Simo. Nichts? — ei!

Davus. Nein wahrhaftig nichts!

Simo. Aber ich erwartete — —

Davus. Ja! ich merke, es kommt Dir unerwartet — das ſezt einen ehrlichen Mann freilich in Verlegenheit.

Simo. Kannſt Du mir die Wahrheit ſagen?

Davus. Mit vielem Vergnügen!

Simo. Geht ihm auch die Heurath etwas ſchwer ein? — weil er ſonſt mit der Fremden hier — — —

Davus. Ei bewahre! und wenn auch! — die Betrübniß dauert etwa zwei bis drei Tage —

Simo. Meinſt Du?

Davus. Dann legt ſich's! Er hat ſich's vernünftig überlegt!

Simo. Das iſt recht ſchön!

Davus. So lang' er durfte und er in den Jahren war — hatt' er immer ſein Mädchen — Ueberdies hielt er's heimlich, daß die Geſchichte ihm nicht nach-

nachtheilig seyn konnte: wie 's einem honetten Menschen zusieht! — Nun muß er heurathen —; also hat er seine Gedanken aufs Heurathen gerichtet.

Simo. Aber er schien mir doch ein bischen traurig zu seyn.

Davus. Das ist nicht deswegen! — er ist auf Dich böse —

Simo. Auf mich? — wie so?

Davus. Ein kindischer Einfall!

Simo. Was für einer?

Davus. 's ist weiter nichts!

Simo. Sag's! — was ists?

Davus. Er spricht, Du machest so wenig Anstalten —

Simo. Ich?

Davus Ja! — er spricht: „Nur für zehn Drachmen eingekauft! — das sieht nicht aus, als wenn man seinem Sohn eine Hochzeit ausrichten wollte! „Wen von meinen Freunden soll ich zuerst einladen? —" und wirklich — ich kann Dir's unter uns sagen, — Du hast es auch ein wenig zu sparsam eingerichtet — das gefällt mir nicht!

Simo. Halt's Maul!

Davus. (bei Seite) ich hab' ihn gefoßt! —

Simo.

Simo. Ich muß nur zusehn, daß alles gut zurecht gemacht wird! (im Gehen) Was bedeutet doch das? Was will der Schelm nur damit? denn wenn was Böses geschmiedet wird, so führt er immer den Hammer! —

Dritter Akt.

Simo. Davus. — Mysis. Lesbia. Glycerium.

Mysis. Ja wahrhaftig, liebe Lesbia! — wie Du sagtest! — man wird wenig Männer finden, die ihren Weibern treu sind.

Simo. Ei! da ist ja das Mädchen unsrer Nachbarin!

Davus. Was Du sagst! —

Simo. Ja, sie ists!

Mysis. Aber unser Pamphilus — —

Simo. Wie? — Pamphilus! —

Mysis. Der ist noch ein Mann von Wort! —

Simo. Ei! —

Davus. (bei Seite) Gute Götter! macht den taub und jene stumm! —

My-

Mysis. Denn er will sein Kind aufziehen —

Simo. O Himmel! was hör ich! ich bin verloren, wenn das wahr ist —

Lesbia. Der junge Herr muß einen vortreflichen Charakter haben!

Mysis. Ach den vortreflichsten! — Aber komm nur hinein, daß Du ihr nicht fehlest!

Lesbia. Ich komme! (sie gehn ab)

Davus. Wie nun dem Uebel abhelfen? —

Simo. Aber wie? — er sollte so rasend seyn? — einer Fremden? — Aha! ich weiß schon! bald hätt' ich alter Thor es nicht gemerkt!

Davus. Was will er gemerkt haben?

Simo. Das ist der erste Streich zur Einleitung! — sie stellen sie an, daß sie darnieder kommen soll — um den Chremes abzuschrecken —

Glycerium. (im Hause) Hilf Juno Lucina! rette, rette mich!

Simo. Ei! so schnell? Das ist lustig! sie merkt, daß ich vor der Thür stehe, und da macht sie geschwind — — Guter Davus! Du hast Deinen Akteur's die Zeit nicht richtig abgemessen!

Davus. Wie? — ich? —

Simo.

Simo. Vergiſſeſt Du Deine Lehrlinge?

Davus. Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du ſprichſt!

Simo. (vor ſich) Hätte er mich bey einer würklichen Hochzeit ſo, ohne daß ichs gemerkt hätte, angegriffen — was hätte er mir da für Komödien geſpielt! — — Nun kommt das Wetter auf ſeinen Kopf! — ich liege vor Anker!

Lesbia (kommt aus dem Hauſe)

(noch an der Thüre) Ja, liebe Archyllis! noch ſind die gewöhnlichen guten Zeichen der Beſſerung da — ich ſeh's ſchon! — Vor allen Dingen laß ſie ſich nur waſchen — und hernach laß ſie den Trank nehmen, wie ich ihn vorgeſchrieben habe. Ich komme bald wieder! — (im Fortgehen) 's iſt doch wahrhaftig ein ſchmucker Junge! die Götter erhalten ihn dem Pamphilus, weil er ſelbſt ſo ein ſchmucker Herr iſt! — Er war ſo beſorgt, der armen Frau nicht zu nahe zu treten —

Davus. Was iſt das?

Simo. Ei ſieh! ſie ſagt nicht drinn, was der Kindbetterin nöthig iſt, ſondern da ſie heraus iſt, ſchreit ſie's ihnen von der Straße hinein! — Hältſt Du ſo wenig von mir Davus? — Bin ich Dir ſo der Mann, den man ganz ungeſcheut bey der Naſe herumführen kann? — Stell's doch nur etwas künſtlicher an, daß es ſo nach einer Furcht vor mir ausſieht — wenigſtens, wenn ichs entdeckte! —

Davus. Beim Henker! er führet sich selbst bey der Nase herum — nicht ich! —

Simo. — Hab' ich Dir's nicht gesagt? — hab' ich Dir nicht gedroht, wenn Du Dich unterstehst — — Fürchtest Du Dich wohl? — Was hat's geholfen! — — Hör'! soll ich Dirs glauben, daß sie nun ein Kind von meinem Pamphilus geboren habe! —

Davus. (vor sich) Ha nun weiß ich, wo's ihm sitzt! — Ich weiß meine Rolle!

Simo. Warum antwortest Du nicht?

Davus. Was, sollst Du's nicht glauben? — als wenn dirs nicht wäre gesteckt worden, daß das alles so kommen würde! —

Simo. Mir? — gesteckt? —

Davus. Merkst Du denn, daß dies angelegte Karte ist?

Simo. Kerl!

Davus. Es ist Dir gesteckt worden, sag' ich! — Denn wie kämst Du sonst auf den Verdacht!

Simo. Wie! — weil ich Dich kenne!

Davus. Du willst doch nicht sagen, daß es von mir angestellt sey?

Simo. Ich weiß es gewiß!

Davus. Da kennſt Du mich auch gar nicht recht!

Simo. Ich Dich nicht!

Davus. Aber wenn ich Dir etwas zu erzählen anfange — meinſt du immer, man wolle Dich hintergehen —!

Simo. Auch wohl mit Unrecht?

Davus. Ich will auch wahrhaftig kein Wort mehr ſagen!

Simo. Das weiß ich gewiß, daß hier nichts geboren iſt!

Davus. Merkſt Du's? (zutraulich) Aber demohngeachtet wird man dir den Jungen vor die Thür legen. Sieh! ich ſage dirs vorher, das Du's weißt und nicht nachher ſprichſt: das iſt auf Davus Anſtiften geſchehen! — Ich möchte Dir gar zu gern dieſe böſe Meinung von mir benehmen!

Simo. Woher weißt Du das?

Davus. Ich hab's gehört! — iſt mir auch ſehr wahrſcheinlich!

Simo. Ja — es kommt hier vieles zuſammen, daß ich jetzt auf die Vermuthung falle. — Vorher hieß es, ſie ſey vom Pamphilus ſchwanger — Das iſt nun eine Lüge; da ſie ſieht, daß zur Hochzeit Anſtalt gemacht wird — wird plötzlich die Magd zur Hebamme geſchickt, daß ſie kommen, und zugleich einen Jungen mitbringen ſoll —

Davus. Nun — machen ſie nicht, daß Du den Jungen zu Geſicht bekommſt, ſo thut das ja der Hochzeit keinen Eintrag —

Simo. Wie? — Du wußteſt, daß man damit umgehe, und ſagteſt es nicht ſogleich dem Pamphilus?

Davus. Wer hat ihn anders von ihr abwendig gemacht? Wir wiſſen ja alle, wie erſchrecklich er ſonſt in ſie vernarrt geweſen iſt. Nun hat er ſich aber ja eine Frau gewählt! — Kurz, überlaß das alles nur mir! Du aber mache die Anſtalten zur Hochzeit immer fort! — Die Götter werden Dir, wie ich hoffe, beiſtehen!

Simo. Geh' nur hinein — ich komme bald nach! — mach' das Nöthige indeß zurecht! —

(Davus geht ab.)

Simo allein.

Er bringt mich doch nicht dazu, daß ich das alles ſo glaube! — Doch — ich weiß nicht — vielleicht iſts doch wahr! — Ich bin ungewiß! — Das iſt mir nur der größte Knoten, daß mein Sohn mir ſein Wort gegeben hat. — Ich will doch zu Chremes gehn, und um ſeine Tochter anhalten — Aber wenn er zuſchlägt! — Ich will ja eben, daß heut Hochzeit ſeyn ſoll! — Auf meines Sohnes Zuſage kann ich vertrauen! — aber wenn er nicht wollte? — ei da kann ich ihn zwingen! — Nun ich will doch ſogleich zu Chremes gehen! —

Chremes. Simo.

Simo. Ah! guten Tag, Chremes!

Chremes. Dich such' ich eben!

Simo. Und ich Dich!

Chremes. Du kommſt mir recht erwünſcht! — Da ſind Leute zu mir gekommen, die ſagten da, ſie hätten von Dir gehört, Dein Sohn heurathe heut meine Tochter, und da wollt' ich nur hören, ob die Leute unklug wären, oder —

Simo. Wart', ich will Dir ſogleich meinen Wunſch und Antwort auf Deine Frage ſagen —

Chremes. Ich höre! Nun, was willſt Du?

Simo. Theuerſter Chremes! ich beſchwöre Dich bey den Göttern und unſrer Freundſchaft, die ja von Kindesbeinen an, mit den Jahren immer gewachſen iſt — bey Deiner einzigen Tochter und bey meinem Pamphilus, deſſen Leben nun in Deiner Hand ſteht, — daß Du mir in dieſer Sache nicht zuwider ſeyſt, und die angeſezte Hochzeit noch heut vollzogen werde.

Chremes. Was iſt da zu bitten! — grade als wenn ich durch Bitten und Beſchwören dazu gebracht werden müſte! Glaubſt Du denn, daß ich anderes Sinnes worden bin, als damals, da ich Dir mein Wort gab? — Wenns beider Wille iſt, ſo laß ſie holen! ſollt' aber etwa für beide mehr Unglück als Vortheil daraus ent-

entſtehen; ſo rathe Du, was für die Kinder gut iſt. Sieh' Dich als den Vater meiner Tochter an, ich will ſo handeln, als wäre Pamphilus mein Sohn.

Simo. Das iſt recht! — Nun, theurer Chremes, ſo will ich, daß es vor ſich gehe! — ich würde es nicht von Dir verlangen, wenn es die Umſtände nicht eben jezt erforderten —

Chremes. Nun? Wie ſo?

Simo. Mein Sohn hat ſich mit der Glycerium entzweit —

Chremes. Das wäre!

Simo. Und zwar ſo heftig, daß ich hoffe, er wird ſich ganz los reißen. —

Chremes. Geſchwäz!

Simo. Wahrhaftig, 's iſt wahr!

Chremes. Das iſt wahr, was ich ſage: Zwiſt iſt der Liebe Erneuerung! —

Simo. O ich bitte Dich, laß uns dem Dinge vorbeugen! — laß uns ihn verheurathen, indeß die Liebe noch im Zank erkaltet iſt, ehe noch ihre Ränke, ihre verſtellte Thränen das kranke Herz zum Mitleiden erweichen! — Gewiß wird Pamphilus in den Banden einer ehrlichen Ehe ſich leicht aus den Stricken lüderlicher Liebe losmachen —

Chre-

Chremes. Ja, das meinſt Du ſo! — ich halte das nicht für möglich! — Er wird ſie ſitzen laſſen, und ich werde das nicht dulden —

Simo. Wie kannſt Du das wiſſen? Mache doch nur einen Verſuch!

Chremes Das ſind gefährliche Verſuche, die man mit ſeinem Kinde macht!

Simo. Das ganze Uebel würde doch am Ende ſeyn, daß es — die Götter verhütens! — eine Trennung giebt. Wird er aber bekehrt — was für Gutes entſteht dann daraus! — Deinem Freunde giebſt Du einen Sohn wieder — Dir einen treuen Eidam und Deiner Tochter einen braven Mann.

Chremes. Nun immerhin! wenn Du überzeugt biſt, daß es gut ſey, ſo will ich Deiner Freude nicht im Wege ſtehen —

Simo. Ich habe doch mit Recht immer ſo große Stücke auf Dich gehalten, guter Chremes!

Chremes. Aber was ſagteſt Du vorhin?

Simo. Was?

Chremes. Woher weißt Du, daß ſie in Zwiſt leben?

Simo. Davus ſelbſt hat mirs geſagt — und der iſt ihr geheimer Rath! — er ſelbſt treibt, mich mit der

Hoch-

Hochzeit, so viel als möglich, zu eilen. Glaubst Du denn, daß er dis thun würde, wenn mein Sohn nicht wollte? — Doch Du sollst das alles von ihm selber hören — — Ruft den Davus! — Aber da kommt er schon!

Davus. Die Vorigen.

Davus. Ich wollte eben zu Dir!

Simo. Was willst Du?

Davus. Warum kommt die neue Frau nicht? — Es wird ja schon Abend!

Simo. (zu Chremes) Hörst's nun? — Ich fürchtete vorhin, Davus! Du möchtest es so machen, wie Deines gleichen pflegen — mich mit List hintergehen, da ohnehin mein Sohn eine Geliebte hat —

Davus. Wie! Ich sollte dergleichen —

Simo. Ich glaubt'es — und aus Vorsicht, verheelte ich auch das, was ich Dir nun sagen werde —

Davus. Nun?

Simo. Du sollst's hören — denn nun glaub' ich, Dir trauen zu können.

Davus. Hast Du endlich mich kennen gelernt? —

Simo. Die Hochzeit sollte gar nicht vor sich gehen —

Davus. Nicht?

Simo. Ich ſtellte mich nur ſo an, um euch zu prüfen —

Davus. Wie meinſt Du?

Simo. Nicht anders!

Davus. Da ſeh' einer einmal! — Das hätt' ich in Ewigkeit nicht heraus gerathen! — Das iſt doch wahrhaftig ein ſchlauer Einfall!

Simo. Ja — da ich Dich fortgeſchickt hatte, kam mir Chremes hier glücklicherweiſe in 'n Wurf —

Davus. Jezt iſts aus mit uns!

Simo. — Ich erzähle ihm, was Du mir vorhin erzählt haſt —

Davus. Was hör' ich!

Simo. — Bitte ihn um ſeine Tochter — und er giebt mir ſeine Einwilligung —

Davus. Ich bin des Todes! —

Simo. Was ſagſt Du da?

Davus. O vortreflich! ſag ich —

Simo. Er iſt uns nun in nichts mehr entgegen!

Chremes. Ich will nur nach Hauſe gehen, und Befehl geben, daß man alles bereit halte — ich komme Dirs dann ſagen — (ab)

Simo. Nun bitte ich Dich, lieber Davus, da Du doch diese Hochzeit allein zu Stande gebracht hast —

Davus. (mit einem Seufzer) Ja wohl! ich allein! —

Simo. Bemühe Dich ferner, meinen Sohn ganz herum zu bringen —

Davus. Ja wahrhaftig — da will ich mir alle Mühe geben!

Simo. Du kannst das, da er noch aufgebracht ist.

Davus. laß nur —

Simo. Nun ich überlaß Dir's! — Aber wo ist er dern?

Davus. Er sollte doch wohl zu Hause seyn!

Simo. Ich will zu ihm gehen — und ihm alles eröffnen. (geht ab.)

Davus. Nun ists aus mit mir! — Was hindert mich, daß ich mich nicht gradeswegs in den Teich stürze! — Aufs Bitten mich zu legen, daran darf ich nicht denken. Ich hab alles angerichtet — den alten Herrn gefoppt — den jungen in die Heurath gestürzt! — Ein Schuld, daß sie noch heut seyn soll — da siehts Pamphilus nicht versieht — da er nichts weniger, als das will. Die verwünschten Ränke! — hätt' ich ruhig gesessen — so wär' all das Unglück nicht! — Himmel! da kommt er! ich bin des Todes! (er läuft auf der

Bühne

Bühne umher) — wenn ich doch schon wüßte, wo ich mich hinunter stürzen sollte —

Pamphilus.

Wo ist die Bestie, die mich unglücklich macht — ?

Davus. (vor sich) Ach! — ich bin todt! —

Pamph. Doch — ich bin selbst schuld; — warum bin ich so unbesonnen? — warum fasse ich keinen Entschluß! Warum gebe ich mein Glück in die Hände eines Sklaven? — Die Strafe meiner Thorheit! — Aber er soll's büßen! —

Davus. Hernach will ich mich schon in acht nehmen, wenn der Sturm nur vorüber ist —

Pamph. Aber was soll ich meinem Vater sagen? — soll ich mich nun weigern, da ich es ihm vorher versprochen habe? — Mit welcher Stirn soll ich das thun? — Ich weis wahrlich nicht, was ich anfangen soll! —

Davus. Ich wahrhaftig auch nicht — aber ich studiere entsetzlich! Ich will doch sagen, ich habe etwas ausgesonnen, daß ich nur das Wetter ein bischen aufhalte.

Pamph. Ha!

Davus. Er hat mich erblickt!

Pamph. Ei Du schöner Kerl! Was treibst Du? — Siehst Du, wie mich Deine Pläne ins Unglück geführt haben?

Davus. Will Dich schon herausführen!

Pamph. Heraus? —

Davus. O ganz gewiß, liebster Pamphilus!

Pamph. Ja, wie jezt eben!

Davus. Nein, glücklicher! hoff' ich.

Pamph. Daß ich Dir doch glauben sollte, Schurke! Du willst den verworrnen, den ganz verlornen Handel wieder gut machen? — Dir mich vertrauen? — Du hast mich aus meiner glücklichen Sicherheit ins Unglück gebracht! — Hast Du nicht gesagt, mit der Hochzeit wär's nichts?

Davus. Ach ja! —

Pamph. Was hast Du verdient, Schurke!

Davus. (klaglich) Den Galgen! — Aber, wenn ich nur wieder ein klein bischen zu mir komme, dann will ich schon etwas ausfinnen —!

Pamph. Daß ich doch jezt nicht Zeit habe, Dich nach meinem Wunsche zu züchtigen!

Vierter Akt.

Charinus. Pamphilus. Davus.

Charinus. Iſt das glaublich, iſt das erhört, daß ein Menſch ein ſo ſchwarzes Herz haben, ſich über Unglück freuen und auf Andrer Verderben ſein Glück bauen kann? — Iſt das erlaubt? — O dieſe ſchändlichen Menſchen, die ſich zuerſt ſcheuen, jemanden etwas abzuſchlagen, und dann, wenn ſie ihr Verſprechen halten ſollen, ſich endlich bloßgeben müſſen, ſich fürchten und wenn man in ſie eindringt, es — abſchlagen! — Dann bieten ſie einem unverſchämt die Stirn: Wer biſt Du, Freund! heiſts, was bin ich Dir ſchuldig? Warum ſoll ich, was mein iſt, Die geben, pah! ich bin mir der Nächſte! — Und erinnert man ſie an ihr gegebnes Wort, ſo rührt ſie das nicht! Hier wo ſie ſich ſchämen ſollten, ſchämen ſie ſich nicht: und dort, wo ſies nicht nöthig hatten, thun ſie's! — — Was thu' ich? Gehe ich zu ihm und ſtelle ihn über die Beleidigung zur Rede? — Ich weis, ich werde viel Uebel anrichten, und es wird nichts helfen! doch ich muß ihn dafür züchtigen und ich werde meinem gerechten Eifer ſeinen Lauf laſſen! —

Pam-

Pamphilus. O Charinus, — ich habe unschuldigerweise Dich und mich ins Unglück gestürzt, wenn die Götter sich unser nicht annehmen.

Charin. (mit Bitterkeit) Des Unschuldigen! doch endlich einen Vorwand erfunden! — Du bist ein Mann von Treu und Glauben!

Pamph. Wie, Charinus?

Charin. Auch jezt noch willst Du mich durch Deine Worte bei der Nase herumführen?

Pamph. (erstaunt) Was bedeutet das?

Charin. Ich gestand Dir meine Liebe, und dann fiengst Du auch an, Dich in sie zu verlieben! — O ich Unglücklicher, daß ich doch Dein Herz nach dem meinigen beurtheilen mußte!

Pamph. Da ist ein entsezlicher Irrthum!

Charin. War Dir die Freude nicht groß genug, mich zu locken, mit täuschender Hoffnung mich hinzuhalten? — Behalte sie!

Pamph. Ich? — O Du weist nicht, in welch einem traurigen Zustand ich bin; in was für Unglück mich dieser schändliche Kerl (auf Davus zeigend) gestürzt hat.

Charin. Nun, er nimmt das Beispiel von seinem Herrn!

Pamph.

Pamph. Du würdeſt nicht ſo bitter ſprechen, wenn Du mein Herz und meine Liebe kenntſt.

Charin. (ſpöttiſch) O ich weis es, Du haſt vorhin mit Deinem Vater gezankt, er zürnt Dir nun gewaltig, daß er Dich nicht noch heute zur Heurath hat zwingen können.

Pamph. Nein, nein! Ich ſehe, Du weiſt gar nicht meine Noth: die Hochzeitanſtalten wurden für mich gar nicht im Ernſte gemacht: es denkt niemand daran, mich zu verheurathen!

Charin. O ich weis es, Du biſt mit Deinem guten Willen gezwungen worden!

Pamph. So höre doch, Du weiſt noch nichts!

Charin. Ich weis, daß Du ſie heurathen wirſt.

Pamph. Warum marterſt Du mich doch! — Nun ſo höre den ganzen Handel. Er hat nicht nachgelaſſen, in mich zu dringen, ich möchte meinem Vater, ſie zu heurathen verſprechen. Er rieth mirs ſo dringend, bat mich, bis er mich dazu bewogen hat.

Charin. Er? — wer iſt denn Er?

Pamph. (auf ihm zeigend) Davus!

Charin. Wie? Davus?

Pamph. An allem iſt er Schuld!

Charin.

Charin. Und wie —?

Pamph. Ich weis nicht! Aber die Götter muſten ſich von mir abwenden, als ich ihm Gehör gab.

Charin. Iſt das alles wahr, Davus?

Davus. Ach leider!

Charin. O Du Böſewicht! Möchten Dir die Götter nach Verdienſt lohnen! — Ja wahrhaftig, ſag' es ſelbſt, wenn ſich alle ſeine Feinde verbunden hätten, ihn in dies Unglück zu ſtürzen: würden ſie wohl andern Rath, als Du gegeben haben?

Davus. Nun ich bin betrogen worden, aber ich habe noch Muth!

Charin. (ironiſch) Kanns denken!

Davus. Auf einem Wege unglücklich, auf dem andern glücklicher! (zu Pamphilus) Glaube nur nicht, daß das Ungewitter ſich gar nicht mehr in Sonnenſchein verwandeln könne, weil es geblitzt hat.

Pamph. O ja! Ich glaube ſogar, wenn Du Die Mühe giebſt, bringſt Du mir ſtatt einer, zwey Hochzeiten auf den Hals.

Davus. O Herr, das iſt ja Deines Sklaven Schuldigkeit, mit Händen und Füßen, Nacht und Tag für Dich zu arbeiten, ſelbſt Lebensgefahr nicht zu ſcheuen, wenn es zu Deinem Nutzen gereicht. Du mußt mir dann

ſchon

ſchon verzeihen, wenn etwas wider Vermuthen fehl ſchlägt. Mein lezter Anſchlag iſt verunglückt! — aber ich will auch keine Mühe ſparen! — Oder willſt Du ſelbſt etwas beſſeres erfinden; ſo will ich nichts mehr damit zu thun haben.

Pamph. Gut! Aber bring mich nur erſt wieder dahin, wo ich vorhin war.

Davus. Das will ich wohl!

Pamph. Aber ja bald! (er will gehen)

Davus. Halt! Pſt! man klopft an Glycerіums Thüre *)

Pamph. Laß das!

Davus. Ich ſinne ſchon —

Pamph. Nun erſt!

Davus. Ich werde mit meiner Erfindung ſogleich aufwarten! —

Myſis. — Die Vorigen.

Myſis. (ſpricht herein zur Glycerium) Er mag ſeyn wo er will, ich will ihn Dir ſchon finden und deinen Pamphilus zu Dir führen. Aengſtige Dich nur nicht Herzchen!

Pamph.

*) Nehmlich von innen, ein Zeichen, daß jemand heraus will. Die Thüren giengen auf die Straſſe hinaus: das Klopfen war alſo ein Cave! für die Vorübergehenden. Es verſteht ſich, daß dies griechiſche Sitte war!

Pamph. (ernst) Mysis!

Mysis. Was ists? — Ach Pamphilus, Du bist mir erwünscht!

Pamph. Nun, was hast Du?

Mysis. Sie läßt Dich bitten, die gute Frau, wenn Du sie noch liebst, sollst Du doch bald zu ihr kommen. Sie wünscht so herzlich, Dich zu sehen.

Pamph. Ach! Unglück über Unglück! Muß ich denn und die Arme durch Deine Streiche, in solchen Kummer gerathen! Sie läßt mich fordern, weil sie die Anstalten zur Hochzeit gemerkt hat.

Charin. Um wie vieles könnte er ruhiger seyn, wenn der Schurke ruhig gewesen wäre!

Davus. (zu Charinus) Ja, wenn's von selbst nicht schon genug brennt, so gieß nur noch Oel ins Feuer!

Mysis (zu Pamphilus) Du hasts getroffen, eben darüber ist die Arme jezt in Angst.

Pamph. Mysis, ich schwöre es Dir bei allen Göttern, ich will sie nie verlassen, nie, und sollte ich mir die ganze Welt zu Feinden machen! Sie war mein Wunsch, sie ist mir geworden, unsere Herzen sind eins! — Verderben über die, die sie mir rauben wollen! Nur der Tod soll uns trennen! —

Mysis. Nun lebe ich wieder!

Pamph. Traue auf meine Worte, wie auf Apollo's Aussprüche! Ist es möglich, es so einzurichten, daß mein Vater mich von der Schuld losspreche, daß die Heurath zurückgehe; so ists mir angenehm: wo nicht, um so glaube er, daß die Schuld mein sey! — O Charinus, was bin ich für ein Mensch!

Charin. Unglücklich, wie ich!

Davus. Ich sinne auf Rettungsmittel!

Charin. (zu Davus) Ich verspreche mir etwas von Dir!

Pamph. Ich kann schon denken, was Du willst!

Davus. Und Du sollst sehen, daß ichs durchsetze!

Pamph. Aber es ist hohe Zeit!

Davus. Ich habe es!

Charin. Nun sage!

Davus. Nicht für Dich, sondern für meinen Herrn erfunden!

Charin. Das ist schon gut!

Pamph. Nun sage, wie willst Du's anfangen?

Davus. Ich fürchte nur, der Tag wird mir zur Ausführung zu kurz werden; ich habe also wahrhaftig zum Erzählen keine Zeit! — — Ich bitte euch, geht nur jezt, ihr hindert mich sonst! —

Pamph. So will ich sie jezt besuchen! (geht ab)

Da-

Davus. (zu Charinus) Und Du, wo wirst Du hingehen?

Charin. Soll ich Dir die Wahrheit sagen? —

Davus. Aha! Das ist der Anfang einer langen Geschichte!

Charin. Was soll aber aus mir werden?

Davus. Wunderlicher! hast Du nicht genug, daß ich Dich einen Tag gewinnen lasse, wenn ich meines Herrn Hochzeit verzögere?

Charin. Aber Davus —

Davus. Nun?

Charin. Daß ich sie doch bekomme! —

Davus. Drolligt!

Charin. Hast Du etwas ausgerichtet, so komme doch sogleich zu mir!

Davus. Zu Dir? Ich habe nichts für Dich!

Charin. Aber — wenn etwa —

Davus. Gut, gut! dann komm' ich!

Charin. Ja, wenn! ich bin gewiß zu Hause!
(geht ab)

Davus. Mysis, warte nur ein bischen, ich bin gleich wieder hier! —

Mysis. Warum das?

Davus. Das ist nothwendig!

Mysis.

Myſis. Nur ſchnell!

Davus. Ich ſage ja, ich bin gleich wieder hier!

Myſis. allein.

Iſt denn kein dauerhaftes Glück in der Welt? Götter! ich glaubte, Pamphilus ſey ihr höchſtes Gut, ihr Freund, ihr Geliebter, ihr Gatte; immer nur zu ihrem Glücke thätig! Aber was für Kummer verurſacht er der Armen jezt! Mehr Kummer jezt, als Freude ſonſt! — Doch Davus kommt! I Davus, was iſt das? wo trägſt Du das Kind hin!

Davus. Myſis.

Davus. Myſis, nun habe ich Deine Geſchicklichkeit und Klugheit nöthig!

Myſis. Was willſt Du anfangen?

Davus. Da nimm ſchnell den Jungen, und lege ihn vor unſre Thüre!

Myſis. Ums Himmels willen! auf die bloße Erde?

Davus. Nimm einige Kräuter vom A[illegible]*) und ſtreue ſie unter!

Myſis. Warum thuſt Du das nicht ſelbſt?

Davus.

*) Vor allen griechiſchen Häuſern war im Veſtibulo ein Altar, auf dem man täglich den Hausgöttern opferte.

Davus. Damit ich allenfalls meinem Herrn einen Eid darauf ablegen kann, ich habe ihn nicht hingelegt.

Mysis. Aha! Hat Dich so auf einmal eine Gewissenhaftigkeit angewandelt?

Davus. Nun mach nur schnell, daß ich Dir weiter sagen kann, was ich im Sinne habe. — Götter! (er sieht den Chremes)

Mysis. Was ist Dir?

Davus. Der Braut Vater kommt! Ich muß meinen ganzen Plan ändern, den ich erst hatte.

Mysis. Ich weis nicht, was Du willst!

Davus. Ich werde mich stellen, als käme ich eben von der rechten Seite. (sie vom Markt herüber. Chremes kommt von der linken. Davus stellt sich dann, als käme er vom forum und sieht den Chremes nicht.) Du mußt mich nur, wenns nöthig ist mit deinen Worten unterstützen.

Mysis. Ich verstehe nichts von deinem Plan. Aber kann ich Dir helfen, und verstehst Du es besser, so will ich bleiben, um eurem Glück nicht hinderlich zu seyn.

Chremes. Mysis. Davus.

Chremes. (im Gehen vor sich) Nun hab' ich ja alles Nöthige zur Hochzeit meiner Tochter besorgt und will ihnen nur sagen, daß man sie abholen könne. (Da er

ins Haus gehen will, sieht er den Jungen.) Ha! was ist das? Wahrhaftig ein Junge! (zur Mysis) Hast Du den her gezogt?

Mysis. (sieht sich nach Davus um) Wo ist er doch hin? —

Chremes. So antworte doch!

Mysis. Er ist fort! Vermaledeiter Kerl! er hat mich im Stich gelassen, und ist fortgelaufen!

Davus. (kommend) Pest alle — ! Was ist doch für ein Lerm auf dem Markt! Was balgen sich da die Leute! *) Und was für eine Theurung! (bei Seite) ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll!

Mysis. (zu Davus) Wart', mich so allein zu lassen!

Davus. (thut, als sähe er das Kind) I, was ist denn das für eine Geschichte! — Mysis! wo ist denn der Junge her? wer hat ihn denn gebracht?

Mysis. (sprichts im Eifer laut) Bist Du toll, daß Du mich so frägst!

Davus. Nun, wen soll ich denn fragen, ich sehe ja sonst keinen Menschen!

Chremes. (vor sich in Betrachtung des Kindes) Ei, wo muß er doch her seyn?

Davus.

*) Nehmlich vor Gericht. Bei den Alten werden bekanntlich die Rechtshändel öffentlich abgemacht. Davus hat so allerlei Rechtshändel angezogen!!

Davus. (giebt ihr einen Stoß in die Seite) Antworte doch, was ich Dich frage!

Mysis. O weh!

Davus. Geh rechter Hand!

Mysis. Du bist verrückt, hast Du nicht selbst —

Davus. (drohend) Wo Du ein Wort ungefragt sprichst! —

Mysis. D[illegible] willst noch drohen?

Davus. (laut) W[illegible]r? (leise) sag's laut!

Mysis. Von uns!

Davus. (lacht) Ha ha ha! Kein Wunder, daß so eine — unverschämt ist *)

Chremes. (noch vor sich) So viel ich merke, ist das die Sklavin von der Glycerium!

Davus. Und wir scheinen euch wohl die Leute zu seyn, die ihr so foppen könnt!

Chremes. Das heißt zu rechter Zeit kommen!

Davus. Den Augenblick nimm den Jungen von der Thür! (sucht zu ihr) Rühre Dich nicht von der Stelle!

Mysis. Daß Dich die Götter verderben! mich armes Mädchen so zu ängstigen!

Davus.

*) Er thut, als wolle er es vor Chremes verheimlichen.

Davus. Wiſſt Du, oder nicht?

Myſis. Was ſoll ich denn?

Davus. Frag' noch! — Wem gehört der Junge da! (leiſe) ſag's!

Myſis. Du weiſſt nicht?

Davus. Laß das, was ich weis, und antworte was ich frage!

Myſis. Nun, Euch gehört er!

Davus. Wem Euch?

Myſis. Dem Pamphilus!

Davus. Was? dem Pamphilus? *)

Myſis. Ei, iſts etwa nicht wahr?

Chremes. Ich bin wohl mit Recht immer gegen die Hochzeit geweſen!

Davus. O das muß geahndet werden!

Myſis. Was lärmſt Du ſo!

Davus. Was? hab' ich ihn nicht geſtern Abend zu euch hineintragen geſehen?

Myſis. O Du Unverſchämter!

Davus. Ja! in einem dicken Korbe!

Myſis.

*) Er ſpricht es ſehr laut, daß zu Chremes den Namen nicht verhöre!

Mysis. Dem Himmel sey Dank, daß gültige Zeugen bei der Geburt gewesen sind!

Davus. Ha ihr kennt den Mann noch nicht, gegen den ihr das unternommen habt! Sieht nur Chremes den Jungen vor der Thür liegen — er giebt ihm wahrhaftig seine Tochter nicht! — Oder nein, er giebt sie ihm desto eher! *)

Chremes. Wird sie ihm wahrlich nicht geben!

Davus. Nun aber hör, daß Du's weißt! Wo Du den Jungen nicht nimmst, so werfe ich ihn mitten auf die Straße und Dich in den Koth!

Mysis. Mensch, Du bist nicht nüchtern!

Davus. Streiche über Streiche! Man spricht auch schon, wie ich unter der Hand, sie sey eine Bürgerstochter aus Athen.

Chremes. Was?

Davus. (halb laut) Dann zwingen ihn die Gesetze, sie zu heurathen.

Mysis. Und ist sie etwa nicht eine freie Bürgerstochter? **)

Chremes. Da wär ich unwissenderweise bald das Mährchen der Stadt geworden!

Davus.

*) Das soll beim Chremes den entgegengesetzten Eindruck thun machen, und den Schein haben, als wolle er die Mysis abschrecken.

**) Darauf will Davus nicht antworten, um es zweifelhaft zu lassen.

Davus. (stellt sich, als ob er nun erst den Chremes sieht) Wer spricht da? — Ah Chremes, Du kommst wie gerufen! Höre nur —!

Chremes. Habe alles gehört!

Davus. Was! gehört! o lauter Schelmstreiche! Sie mag gleich auf die Letzte getraut werden. (zu Mysis) Sieh', das ist er — glaube nicht, daß Du dem Davus zum Narren hast!

Mysis. O ich Unglückliche! — lieber alter Herr, ich habe wahrhaftig die Wahrheit gesagt!

Chremes. Ich weis alles! — ist Simo zu Hause!

Davus. Ja! (Chremes geht hinein)

Mysis. Komm' mir nur zu nahe, Böswicht! wenn ich nicht alles meiner Frau wiedersage —!

Davus. I Du dumme —! Weist Du noch, was wir nun gethan haben?

Mysis. Wie soll ich's wissen?

Davus Das ist ja der Schwiegervater! Sieh, er konnte ja die Sache auf keine andre Weise erfahren!

Mysis. So! Nun, das hättest Du mir voraus sagen sollen!

Davus. O nein! das ist nicht einerlei, ob man etwas im Ernst, wies fällt oder nach einer angelegten Charte thut.

Krito. *) Die Vorigen.

Krito. In dieſer Straße ſoll ſie gewohnt haben! Wollte ja auch lieber auf unrechten Wegen Reichthum erwerben, als in ihrer Vaterſtadt in ehrlicher Armuth leben! — Sie iſt nun todt, und den Geſetzen nach, bin ich ihr Erbe — — Doch da ſind Leute, die mir Auskunft geben können. (er geht zu ihnen.) Guten Tag!

Myſis. Himmel, wen ſeh' ich! Krito, Chryſis Vetter! Wahrhaftig!

Krito. Ah Myſis! Glück zu!

Myſis. Ei willkommen, guter Krito!

Krito. Und unſre Chryſis?

Myſis. Ja ſie hat uns Unglückliche verlaſſen.

Krito. Nun was macht ihr? wie lebt ihr hier? doch recht wohl?

Myſis. Wir? Wir leben, wie wir können; wie man will, kann man nicht immer!

Krito. Was macht Glycerium? Hat ſie hier ſchon ihre Eltern gefunden?

Myſis. Ach! möchte ſie's!

Krito.

*) Das Andere: ein Verwandter der Chryſis, kann im erſten Akt erdacht werde. Er kommt, auf die Nachricht von ihrem Tode nach Athen, ſie zu beerben — und den Knoten unſres Stücks zu löſen.

Krito. Wie? noch nicht! O das war eine unglückliche Reise! Wahrhaftig, hätt' ich das gewußt, ich wäre nie hieher gereist. Sie ist immer für Chrysis Schwester gehalten worden, und ist nun im Besitz ihrer Verlassenschaft. Als Fremder hier einen Prozeß anzufangen, ist eine schmierige, mißliche Sache; ich bin durch Anderer Beispiel klug geworden! Sie wird auch wohl einen Freund und Beschützer haben, denn sie war schon ziemlich erwachsen, als sie hierher zog. — Man wird mich für einen prozeßsüchtigen, lügenhaften Ehrabschneider ausschreien; und das arme Mädchen ganz entblößen, mag ich auch nicht!

Mystis. Vortreflicher Mann! Du bist doch immer noch der Alte!

Krito. Führe mich zu ihr! Da ich doch einmal hergekommen bin, muß ich sie doch sehen!

Mystis. O von Herzen gern!

Davus. Ich gehe mit! — Jetzt muß mich ehedies der Alte nicht vor die Augen kriegen!

Fünfter Akt.

Chremes. Sime. (kommen im Gespräch heraus.)

Chremes. O lieber Sime, Du haſt ſchon genug, überzeugt meine Freundſchaft erfahren! Ich habe viel für Dich wagen wollen! Und nun höre auf, in mich zu dringen! Aus Begierde Dir nachzugeben, hätt' ich bald das Leben meiner Tochter aufs Spiel geſetzt!

Sime. Nein, ich höre nicht auf, und bitte Dich aufs dringendſte, mir Deine freundſchaftliche Zuſicherung nun zu gewähren!

Chremes. Wie ungerecht Dich Dein Eifer, den Plan durchzuſetzen, macht! — Du überlegſt nicht, daß die Freundſchaft auch Maaß habe; Du ſiehſt nicht die Größe Deiner Forderung. Wenn Du das thätſt, ſo würdeſt Du mich mit Deiner unbilligen Bitte verſchonen!

Sime. Wie das?

Chremes. Du kannſt noch fragen? Du forderteſt, daß ich einem jungen Menſchen, der in einen andern Liebeshandel verwickelt iſt, der einen Abſcheu vor dem Heirathen hat, meine Tochter geben ſoll, um ſie in täglicher Unruhe, und bald geſchieden zu ſehen; daß ich

mit

mit meiner Tochter Kampf und Herzeleid, Deinen Sohn bessern soll! Ich habe nachgegeben! Ich machte alle Anstalten, so lang' es die Umstände erlaubten; nun ists nicht mehr möglich, und so trag' auch Du das! — Man sagt, sie sey eine Bürgerin; das Kind ist da, also laß' uns aus dem Handel!

Simo. O ich bitte Dich bei allen Göttern, glaube ihnen doch nicht! Sie haben ja ihren Vortheil davon, meinen Sohn so schlecht, als möglich zu machen! Blos der Hochzeit wegen ist das alles ausgesonnen und angestellt: wenn die Ursach, weswegen sie das unternehmen, wird gehoben seyn, dann werden sie von selbst stille seyn.

Chremes. Nein, nein! Ich habe den Davus selbst mit dem Mädchen zanken hören!

Simo. Ah! Possen!

Chremes. O nein, es war voller Ernst! denn keiner merkte, daß ich da war!

Simo. So? Davus hat mirs vorher gesagt, daß es so kommen würde! Ich habe es Dir nur, ich weis nicht wie, vorhin zu sagen vergessen!

Davus (kommt aus Glycriums Hause) Die Vorigen.

Davus. (vor sich) Na! nun muß alles ruhig seyn!

Chremes. Sieh! da ist Davus!

Simo.

Simo. Wo kommt der her?

Davus. Und zwar durch meine und des Fremden Vermittelung!

Simo. Was für ein neues Unglück *)?

Davus. Kein Mensch kann so zu rechter Zeit ankommen!

Simo. Der Bösewicht! Von wem spricht er?

Davus. Unser Schiff ist im Hafen!

Simo. Ich muß ihn anreden!

Davus. (sieht den Simo) Himmel, der Herr! Was mach' ich!

Simo. Glück zu, — guter Freund!

Davus. Ach! Simo! o theurer Chremes, es ist drinn alles fertig!

Chremes. Du hast alles treflich besorgt!

Davus. Wenn es Dir gefällig ist, so kann die Braut nun kommen!

Simo. Recht wohl! die Braut fehlt nur noch! — Aber höre doch, was hast Du denn dort (auf Glycerinms Thüre weisend) zu schaffen?

Davus. Ich?

Simo. Ja!

Da-

*) Aus Davus Freude ahndet er sogleich ein Unglück für sich!

Davus. Wer? — ich?

Simo. Ja Du!

Davus. O ich bin den Augenblick erſt hinein gegangen!

Simo. Als ob ich ihn früge, wie lang' er drinn geweſen iſt!

Davus. Ich gieng nur mit Deinem Sohne —

Simo. Was? Pamphilus iſt drinnen? O ich unglücklicher Mann! — Haſt Du mir nicht geſagt, daß ſie ſich entzweit hätten, Böſewicht?

Davus. Ja, das iſt wahr!

Simo. Nun, warum iſt er denn bei ihr?

Chremes. (ironiſch) Weswegen anders? mit ihr zu zanken!

Davus. Ach theurer Chremes, ich will Dir gleich noch etwas ärgeres erzählen. Da kommt, ich weis nicht was für ein alter Mann, ein braver, kluger Mann; wenn Du ihn anſiehſt, wird er Dir ſehr ehrwürdig vorkommen, ſo ein finſterer Ernſt in ſeinen Mienen, ſolch eine Redlichkeit in ſeinen Worten! —

Simo. Was iſt das wieder!

Davus. O ich will nur, was ich von ihm gehört habe, erzählen!

Simo. Nun was ſagt er?

Simo.

Davus. Ei er ſagt, Glycerium ſei eine Bürgerin von Athen.

Simo. (ruft ins Haus) Dromo, Dromo!

Dromo. (innerhalb) Was ſoll ich?

Simo. (mit Heftigkeit) Dromo!

Davus. So höre doch!

Simo. (zu Davus) Wo Du noch ein Wort ſagſt! Dromo!

Davus. Ich bitte Dich, höre nur!

Dromo (kommt heraus)

Dromo. Was befiehlſt Du?

Simo. Packe ihn, und ſchleppe ihn hinein! Geſchwind!

Dromo. Wen?

Simo. Den Davus!

Davus. Ei weshalb denn?

Simo. Weil ich's will! fort, ſage ich!

Davus. Was hab' ich denn gethan?

Simo. Faſſe ihn!

Davus. Ich will des Todes ſeyn, wenn ich ein unwahres Wort geſagt habe.

Simo.

Simo. Ich mag nichts hören! Dich will ich schon in Bewegung setzen *)!

Davus. Auch dann, wenn alles wahr ist?

Simo. Auch da! — Binde ihn! und sieh auf ihn acht! Stecke ihn in den Block! — Heute will ich, bei den Göttern, Dir zeigen, was das heißt, seinen Herrn betrügen, und jenem, seinen Vater zu hintergehen!

(Dromo mit Davus ab.)

Chremes. — Sey doch nicht so grausam!

Simo. Gegen den gehorsamen Sohn? — Hast Du nicht Mitleiden mit mir, daß ich so viel Aergerniß mit dem Ungerathnen habe! (er ruft hinein) Pamphilus! Komm heraus! — Was wirst Du Dich schämen!

Pamphilus. Die Vorigen.

Pamphilus. Wer ruft mich? — Himmel! es ist mein Vater!

Simo. Was sagst Du? Du Erz —

Chremes. (ihm einfallend) Ei sag ihm die Sache selbst, und enthalte dich der bösen Worte!

Simo. Als wenn man gegen einen solchen — zu hart seyn könnte! — Sag' einmal, ist Glycerium eine Bürgerinn?

Pam-

*) Sehe auf den Anfang dieser Scene, wo Davus sagt, es sey nun alles ruhig.

Pamphilus. Man sagt!

Simo. Man sagt? — o der ungehenren Unverschämtheit! Bedenkt er wohl, was er redet? reut ihn wohl sein Vergehen? Verräth wohl eine kleine Röthe irgend eine Schaam? Kann einer so toll seyn, und gegen alle Sitte, gegen alle Gesetze, und gegen den Willen seines Vaters, zur grösten Schande ein solches — heurathen zu wollen?

Pamphilus. O wie bin ich so unglücklich!

Simo. Ei, nun endlich siehst Du's ein? damals, damals, da Du Dirs vorsezteſt, sie zu besitzen, es koste auch, was es wolle, da hätteſt Du mit Wahrheit sagen können: Wie unglücklich bin ich! — (etwas sanfter) Doch was mach' ich! Was quäl' und martre ich mich doch! Was verkümmre ich meine alten Tage durch seine Tollheit! soll ich für seine Sünden büssen! Eher nehm' er sie, gehe und lebe mit ihr, wo er will!

Pamph. Mein Vater!

Simo. Was Vater! Als wenn Du Deines Vaters nöthig hätteſt! Du haſt ja Haus, Weib und Kinder ohne den Vater gefunden! — Man will sogar beweisen, daß sie hier geboren ist! Da haſt Du ja gewonnen Spiel!

Chremes. Nun so höre doch, Simo!

Simo. Hören? was soll ich hören?

Chre-

Chremes. Laß ihn doch nur reden!

Simo. Nun so mag er reden!

Pamphilus. Mein Vater, ich gestehe, daß ich sie liebe; ist es ein Verbrechen, nun so sey es! Ich unterwerfe mich Dir ganz, lege mir auf, was Du willst. Herrsche ganz über mich! Willst Du, daß ich heurathe, daß ich von ihr lasse! Ich werde, nach Vermögen, es tragen! — Nur darum bitte ich Dich, glaube nicht, daß ich den Fremden angestellt habe. Erlaube mir, daß ich mich rechtfertigen, und ihn herbringen kann!

Simo. Ha ha! herbringen?

Pamphilus. Erlaube es mir, mein Vater!

Chremes. Seine Bitte ist billig, Du mußt es ihm verstatten!

Pamphilus. Laß Dich erbitten!

Simo. So geh'! (Pamphilus geht hinein) (nach einem Stillschweigen) Er alles, — wenn ich nur nicht sehe, daß er mich hintergeht!

Chremes. Nun — ein Vater begnügt sich wohl für ein groß Verbrechen mit einer kleinen Strafe!

Krito und Pamphilus (kommen)

Krito. (zu Pamphilus) Du darfst mich nicht bitten, die Sache selbst dringt mich, Dir zu dienen, weils Wahrheit ist, und Glycerium, weil ich sie liebe!

Chre-

Chremes. Krito von Andros? — Wahrhaftig er iſts!

Krito. Ei guten Tag, theurer Chremes! (ſie bewillkommnen ſich)

Chremes. Wie kommſt Du ſo unverhofft nach Athen?

Krito. Es traf ſich ſo! — doch, iſt dies Simo?

Chremes. Ja!

Simo. Er fragt nach mir? — Aha, biſt du der Mann, der Glycerium zur Athenerin macht?

Krito. Und läugneſt Du es denn?

Simo. Spielſt Du ſo Deine Rolle hier?

Krito. Welche Rolle?

Simo. Frage noch! Meinſt Du ungeſtraft junge Leute, die noch unerfahren, aber ehrlich erzogen ſind, ins Netz zu ziehen, und durch Schmeicheleien und Verführung ihr Herz verderben zu können?

Krito. Biſt Du bei Sinnen?

Simo. Und ehrliche Leute an Huren zu verkuppeln?

Pamphilus. Ich zittre, — das wird der gute Mann nicht ertragen!

Chremes. Simo, wenn Du den Mann hier kenneſt, Du würdeſt nicht ſo ſprechen. Es iſt ein braver Mann!

Simo.

Simo. Das, ein braver Mann? — Kommt so just zur rechten Zeit, heut, da grade die Hochzeit seyn soll! Warum kam er denn sonst nicht hieher? Und dem soll ich ein Wort glauben?

Pamphilus. Fürchtete ich mich nicht vor meinem Vater, so wüßte ich sehr wohl, was ich ihm antwortete!

Simo. Der Betrüger!

Krito. (mit Unwillen) Was!

Chremes. (zu ihm) Laß es gut seyn, Krito! er ist einmal so!

Krito. Sei er, wie er wolle! Wenn er fortfährt, mich wie er will, zu behandeln; so werde ich ihm etwas sagen, was er nicht wird hören wollen! Bin ich etwa hier ein Anstifter oder Unterhändler? — Kannst Du Dein Unglück nicht mit Gleichmuth ertragen? — Ob das wahr oder falsch ist, was ich sage, kann er bald erfahren! — Ein Bürger von Athen litt einmal bei Andros Schiffbruch, und ward mit einem kleinen Mädchen an die Insel geworfen. In seiner Noth wandte er sich zuerst an den Vater der Chrysis. —

Simo. Nun beginnt er sein Märchen!

Chremes. Laß' ihn doch!

Krito. Er unterbricht mich schon wieder!

Chremes. Fahre nur fort!

Krito.

Krito. Der sie aufnahm, war mein Verwandter, und bei ihm hörte ich von dem Geretteten, er sei Athenischer Bürger. Er starb auch bei uns.

Chremes. (mit gespannter Erwartung) Sein Name?

Krito (sich besinnend) Den Namen — kann ich nicht so geschwind — Ich glaube, Phania!

Chremes. O Götter!

Krito. Ganz recht, ich glaube, er hieß Phania; das weis ich gewiß, daß er sagte, er sey aus Rhamnus *).

Chremes. Himmel!

Krito. Viel andre haben dasselbe bei uns gehört.

Chremes. O täuschte mich doch meine Hoffnung nicht! Sage mir, was sagte er von dem Mädchen? daß sie sein sey?

Krito. Nein!

Chremes. (mit sichtbarer Freude) Und wem sollte sie angehören?

Krito. Seinem Bruder!

Chremes. (vor sich) O sie ist meine Tochter!

Krito. Was sagst Du?

Simo. Ei, wie? was sagst Du?

Pam-

*) Ein Dämos in der Gegend von Marathon.

Pamphilus. Ich horche mit beiden Ohren!

Simo. Was meinst Du denn?

Chremes. Phania war mein Bruder.

Simo. Ich weis, ich kannte ihn recht gut?

Chremes. Er verlies Athen, um den Kriegsunruhen zu entgehen, und folgte mir nach Asien. Er fürchtete sich, das Kind hier zurück zu lassen; und von der Zeit ist dies die erste Nachricht, die ich von seinem Schicksal erhalte.

Pamphilus. Ich bin außer mir! Mein Herz schlägt mir vor Furcht, Hoffnung, Freude bei dem wunderbaren, unvermutheten Glücke!

Simo. Ich bin, aus mehr als einer Ursache, erfreut, wenn sie Deine Tochter ist.

Pamphilus. O ich glaub es Dir, theurer Vater!

Chremes. Nur noch ein Zweifel liegt mir auf dem Herzen.

Pamphilus. Böser Mann, mit Deinen Zweifeln! Sie sind nichtig!

Krito. (zu Chremes) Und der ist?

Chremes. Der Name stimmt nicht zu!

Krito. Ja, sie hatte als Kind auch einen andern!

Chremes. Und welchen lieber Krito? Weiſt Du ihn nicht?

Krito. Ich beſinne mich eben.

Pamphilus. Warum ſoll meine Freude auf ſein Beſinnen warten, da ich hier ſelbſt helfen kann!

Chremes. Der Name, den Du meinſt, iſt Paſſibula.

Krito. } zugleich
Chremes. } Das iſt er!

Pamphilus. Ich hab ihn tauſendmal von ihr ſelbſt gehört.

Simo. Ich glaube, Du wirſt verſichert ſeyn, daß wir alle über die Nachricht voll Freude ſind.

Chremes. O das glaub ich, bei den Göttern! das glaub' ich!

Pamphilus. Mein Vater, was ſollte nun noch wohl fehlen?

Simo. Was vorhin mich erzürnte, verſöhnt mich nun wieder!

Pamphilus. O gütiger Vater! — und Chremes wird ſeinen Willen nicht ändern, und mich zum Sohne annehmen?

Chremes. Recht gern! — wenn nicht etwa Dein Vater einſpricht.

Pamph. O nein?

Simo. (gütig) Das wird er schon selbst sagen!

Chremes. Und 10 Talente bekommt meine Tochter zur Morgengabe!

Pamph. Sehr gut!

Chremes. Ich muß nun zu meiner Tochter! Komm Krito! — O ich glaube, ich kenne sie noch nicht!

(geht mit Krito ab.)

Simo. Warum läßt Du sie nicht zu uns führen?

Pamph. Du hast recht! Ich habe es schon vorhin dem Davus befohlen —

Simo. Der kann nicht!

Pamph. Wie so?

Simo. Weil er eigne, wichtigere Angelegenheiten hat!

Pamph. Welche denn?

Simo. Er liegt gebunden!

Pamph. O Vater, da hast Du ihm zu viel gethan!

Simo. Aber ich habs haben wollen!

Pamph. Laß' ihn doch nun frei, ich bitte! —

Simo. Nun, 's soll geschehen!

Pamph. Aber doch bald —?

Simo. Ich gehe schon hinein! (ab)

Pamph. Glücklicher, glücklicher Tag!

Charinus.

Charin. Ich will doch sehen, was Pamphilus macht! Da ist er!

Pamph. (spricht in der Freude vor sich) O es muß, es muß doch wahr seyn, die Götter sind nur deßwegen ewig, weil ihre Freude ewig währt. Ich bin nun unsterblich, wenn kein Bekümmerniß mir diese Freude stört! — O wen soll ich mir zuerst wünschen, ihm mein Glück mitzutheilen!

Charin. Worüber hat er die große Freude?

Pamph. Da kommt Davus, er ist mir jezt der liebste, denn er allein kann meine Freude so ganz fühlen!

Davus. Die Vorigen.

Davus. Wo ist Pamphilus?

Pamph. Davus!

Davus. Wer ruft —?

Pamph. Ich, ich!

Davus. O mein theurer Pamphilus! —

Pamph.

Pamph. Weiſt Du, was mir begegnet iſt?

Davus. Nein, aber was mir begegnet iſt, das weis ich auf ein Haar!

Pamph. Ich habe es gehört!

Davus. So gehts immer in der Welt, Du haſt eher mein Unglück, als ich Dein Glück erfahren.

Pamph. Meine Glycerium hat ihre Eltern gefunden!

Davus. O das iſt herrlich!

Charin. (noch auf der andern Seite — horcht auf) W—a—s?

Pamph. Ihr Vater iſt der größte Freund unſers Hauſes.

Davus. Wer iſts denn?

Pamph. Chremes!

Davus. O vortreflich!

Pamph. Nichts hält nun meine Hochzeit auf!

Charin. Träumt er etwa nun, was er ſich wachend gewünſcht hat?

Pamph. (beſorglich) Aber der Knabe, Davus!

Davus. Ah laß das! Wen die Götter ſo lieben, wie Dich, dem wird das die kleinſte Sorge ſeyn!

Cha-

Charin. Ich bin geborgen, wenn das wahr iſt! Ich muß mit ihm ſprechen!

Pamph. Wer ſpricht da? — Ah Charinus! Du kommſt mir erwünſcht!

Charin. Nun, ich wünſche Glück!

Pamph. Ei, Du weiſt's ſchon?

Charin. Alles! Nun aber gedenke auch meiner in Deinem Glücke! Du haſt nun den Chremes ganz in Händen, er wird alles thun, was Du nur verlangſt!

Pamph. Es ſoll geſchehen! — Doch es wird zu lange währen, hier zu warten, bis er herauskäme. Komm mit mir zu meiner Glycerium. Und Du Davus, gehe hinein und beſorge, daß man ſie abholt. — Was zauderſt Du? Eile! (ſie gehn ab.)

Davus. Ich gehe ſchon!

Davus (allein — an die Zuſchauer)

Wartet nicht erſt bis ſie wieder heraus kommen! Es wird drinnen geheurathet, und alles, was etwa noch fehlt, wird auch drinnen abgethan! —

K.

IV.

Fünf Gedichte.

I.

Weiſſagung

meinem

Freunde

Grätern.

gewidmet.

Lang' ſchon dürſtet Tuiskons Enkel nach Dir,
Du, den Bragar uns ſenden wird,
Auszuzähten aus unſerm heiligen Haine
Jeden unheimiſchen Baum!
Daß die Eiche gedeyhe,
Daß ſie noch kühner gen Himmel ſteige,
Daß ihre Blüten in die Wolke ſinken,
Daß ſie ſich meſſe mit Libanons Zeder!

O, wie

O, wie wird man Dich heißen,
Wann Du erſchienen biſt?
Wie ſoll mein weißagend Lied Dich nennen,
Hermann, oder Luther?

Nenn ihn Hermann und Luther,
Du mein weißagend Lied;
Dann er wird Ketten zerbrechen,
Und lehren freundliche Weisheit.

Es kommt, es kommt ein teutſches Mädchen,
Das wird nicht tanzen die frechen Tänze,
Den ſein entartetes Geſchwiſter
Galliens Kindern nachhüpft!
Schön wird die Jungfrau ſeyn, daß alles,
Was ſchön genannt iſt, ſie beneidet;
Doch wird ſie den Spiegel verachten!
Weiſe, wie belehrtes Alter,
Fröhlich, wie ſorgloſe Jugend,
Redet ſie Geiſt und Ernſt, im Zirkel denkender Weiſen,
Und tanzt ſie und ſingt ſie, in ihrer Geſpielinnen Reihn.

Hinweg mit den Knaben Tuiſtos,
Die, von der Mutter verzärtelt,
Im Mannesalter Kinder ſind,
Und, wie der Gallier die Schwäche, Feinheit nennen!
Sie liebt im Knaben nur den künft'gen Jüngling,
Sie liebt im Jüngling' nur den künftigen Mann!

Hin-

Hinweg den Weichling und den Narrn,
Der bey dem Kuß von eines Weibes Lippe,
Ja für ein halbes, ungewiſſes Lächeln
Aus ihrem Auge, — Mann zu ſeyn vergißt,
Vor ihrem Stolze ſich krümmt, zu ihren Füſſen ſchmeichelt.
Zwar haſſet Sie keinen, denn ſie fürchtet keinen;
Doch blizt ihr Aug' Spott, und tödtet, wen es trifft!

Du aber, Tuiſtos edler,
Tuiſtos rüſtiger Sohn,
Du, der ſich der Väter nicht ſchämet,
Du, deß' die Väter ſich nicht ſchämen,
Heiß' ſie willkommen, wenn ſie kömmt,
Und beut ihr deine Hand!
Dir wird ſie nicht auf deinen biedern Gruß
Den holden Gegengruß verweigern!
Dich wird ſie ehren und lieben,
Wie unſre Mütter unſre Väter
Ehrten und liebten!

Dies, ihr Kinder Tuiſkons,
Iſt des Mannes Mutter,
Den euch mein allwiſſend Lied verheißt!
Aus dieſer Jungfrau keuſchen Schooſe
Geht Bragars Kraft und Mannus Sohn hervor!

Durchflechtet mir mit Myrten
Den ſtolzen Eichenkranz!

Grö.

Größe ſing ich, und Schönheit,
Lieb und Stolz iſt mein Geſang!

Wohlan, ſie iſt es, ſie kommt!
Sucht, dort ſchwebt ſie die waldigen Höhen herab!
Herab durch Gebüſch' und Geſträuch! O ſie beſucht
Auf jenen Hügeln täglich ihren Morgen
Und ſchöpft aus ſeiner Luft ſich ihren erſten Trank!

Ja, noch hänget
An ihrer Locke
Der ſilberne Thau
Er ſchimmert gleich den Sternen
Im blonden Abendwölkchen!
Sieh, es wallet ihr dämmerndes Haar
Ueber die leiſen
Schultern und athmet,
Wie ein ſeidener Vorhang,
Auf dem hervor-
Brechenden Buſen.
In der lauen Röthe
Ihres Angeſichtes
Weiden ihre blauen Augen,
Zwei Veilchen, mit Roſen gepaart.
Ihr Blick iſt holder, denn der Tag in Oſten,
Wann er die hellen Himmel durchlacht.
Siehe, die Bäche rings umher und die Teiche,
Lächeln ihm nach.

Geh ihr entgegen mein weißagend Lied!
Willkommen, willkommen, Du herrliches Mädchen,
Würdige Tochter Tuiſtos,
Bragars heilige Braut!

Biſt Du nicht Ringulfs Erzeugte? — Wohl,
So grüß ich Deinen Vater
In Dir und Deinen Sohn!
Siehe, Dich erlas vor vielen tauſend Bragar,
Daß er mit Gatten-Liebe den keuſchen Schooß umfange!
Sahſt Du nicht funfzehn mahl die Eiche
Vor Deines Vaters Hütte blühn?
Noch einmahl freut die Jungfrau ſich der Blüthe
Und künftig ſitzt, den Knaben um ihr Knie,
Ein edles Weib in deines Baumes Schatten.

Bald wird Dich Bragar umfangen;
Gehüllt in ein ſingendes Lüftchen,
Wird er über Dich kommen,
Wann Du im Abendſchimmer
Des erſten Sommertages
Am waldigen Hügel verweileſt.

Plözlich befällt Dich ein lieblicher Schwindel, Du ſinkſt
Leiſ', als ſänkſt Du in ſeidenen Küſſen:
Denn ein Wölkchen des Abendroth's
Hat ſich niedergelaſſen und fängt die ſinkenden Glieder.

Dann

Dann dämmert Dir Walhalla vor den Augen,
Dann hebt Dein Busen sich vor Wollust matter,
Dann schleichet Süßigkeit durch alle Deine Nerven,
Dann ist's, als flössen glatte Honigs-Weine
Deine Kehle sanft hinab; —
Du schlägst die Augen auf, erwachst und fühlst Dich stark!

Ja nun hast Du empfangen
Von Bragar, keuscher Busen,
Jetzt keimet im Schooße der Jungfrau
Die Ehre meines Volkes,
Der Mann, der von Tuistos Geist
Abschließt die Fesseln Galliens;
Wie Hermann von Tuistos Leib
Abschlug die Ketten der Römer!

Der Sommer verblüht,
Es welket der Herbst,
Der Winter zerrinnt;
Dann blühet wieder der Frühling empor.

Schön ist der Morgen des ersten May.
Sieh', es glüht des Himmels Wange
Sanft vom Kuß der jungen Sonne,
Und der Küsse Lispel wird ein West!
Schon rieselt er über die Saaten
Und schüttelt die Wipfel des Waldes
Daß er die Vögel erwecke! —

Schön

Schon iſt alles erwacht!
Hörſt Du des Haines tauſendſtimmigen Sang!
Die ganze Gegend ſingt von Liebe!

Jetzo ſchlummert die ſchwangere Mutter
Im Schatten des Waldes am flötenden Bach'.
Sie kam auch heut von ihrem trüben Hügel,
Und warf die ſchöne Geſtalt, vor ſüßer Mattigkeit,
In's Dunkel dieſer grauen Eiche.
Sie ſchläft ſo ſanft;
Ihre Lilienarme fließen
An beiden Seiten ins ſammetne Blumen Gras.
Entfeſſelt gießt die volle Locke
Sich in den Raſen aus, der Morgenwind
Gaukelt im Härchen der blühenden Stirn', und hebt
Mit leiſem furchtſamen Finger das keuſche Buſentuch.

Heftiger pocht Ihr das Herz,
Daß ſich der Schleyer empört;
Des Angeſichtes Stolz zerrinnt in freundliches Lächeln,
Röther glühen die Lippen,
Und ſchwellen zuſammen zum lokenden Kuſſ'.

Walhallas Freuden ſind des Mädchens Traum!
Sie hängt an den Lippen Tusneldens,
Sie liegt am Buſen der Mutter Armins.
Und ſiehe da, allmählig hebt ſich ihr Schooß,
Allmählich hebt ſich ihr ſeidnes Gewand empor,

Und

Und ſanft, unmerkbar windet ſich
Ein zartes Knäblein los von ihrem Buſen,
Und rollet in's blumige Gras.
Es blikt umher
Und weinet nicht, und lächelt,
Und ſchaut in die Sonn' und wendet die Augen nicht weg.
Sieh', es ſtreichelt mit gaukelnden Händen
Das mütterliche Knie; —
Und die Mutter erwacht.
Sie ſtaunet den Knaben an; —
Der Knabe jauchzt!
Entzücken erſtickt ihr den Laut in der Kehle!
Sie ſtürzt die zitternden Arme dem Erſtg-bornen entgegen; —
Er, mit eigner Kraft, ſtrebt er vom Boden empor! —
Sie drückt ihn an ihr klopfendes Herz; —
Er giebt den feurigſten Kuß zurück!
Und ſieht ſie freundlich an und liſpelt: Mutter!

Dies iſt Tuiſtos Wunſch,
Tuiſtos Hofnung!
Dies iſt Bragars Geſandter!

Bragar ergriff die Telyn!
Seit tauſend Jahren war ſie verſtimmt!
Er ſtimmte ſie wieder,
Und gab ihr junge Saiten.

Jezt dacht' er ein groſſes Lied:
Er griff in die Saiten mit Macht!
Siehe, da floz ein harmoniſcher Laut,
Stark und lieblich, wie noch keiner gehört ward,
Von allen Saiten empor!
Und Bragar haſchte den Laut
Und dieſem Knaben gab er ihn zur Seele.

Willkommen, du Sohn der Saiten!
Und all' Enkel Manas jauchzen Willkommen!
Heil Dir, Du Schöpfer des deutſchen Geſanges!
Und allen Enkeln Manas Heil in Die!

Thaten thuſt Du von Jugend auf!
Du reiſſeſt aus Deiner Locke
Den bunten Federputz,
Und ſteckſt ihm lebendige Blumen an!
Deiner Wärterin giebſt Du
Den übergüldeten Zuckerkuchen,
Du trinkeſt nur Wein,
Du iſſeſt nur Brod!
Deine ſchlanke Geſtalt
Beneidet der Jüngling,
Deine Wangen und Augen, die Jungfrau.
Dich ſehen die hohen Töchter des Landes
Und fliegen auf Dich hin, und lüſtern nach Küſſen von
Dir.

Aber ſie wenden erſchrocken,
Ihr ſchamrothes Antlitz hinweg,
Wann männlich und ernſt der ſchöne Knabe zurücke tritt,
Und mit kaltem, ſpottenden Lachen ſie ſtraft,
Daß ihre Wange von galliſchen Salben duftet.

Doch was verkünd' ich zu viel und zu wenig!
Kömmt er nicht ſelbſt? und, ach! wie kann ich alles erzählen,
Was Er Gutes und Herrliches thut?
Siehe! vermocht' ich doch nicht den Knaben zu beſingen!
Wie ſäng' ich den Jüngling! wie den Mann!

Komm nur, komm nur ſelbſt!
Wie das Morgenroth vor der Sonn' erblaſſet;
Alſo der Weißagung ſchönſtes Gemälde;
Wann der Geweißagte ſelbſt,
Wann Du da biſt, Hermann und Luther!
Wann Du Irpomb und Ilyn,
Aus dem Schutte zerſtörter Klöſter gräbſt,
Und Bragars heiligen Eichbaum
Stolz in die Fürſten-Städte pflanzeſt,
Wo längſt Apoll, aus Stein gehauen,
Auf den Dächern ſeines Tempels ſteht!
Wann Du die Geißel ergreifſt
Und Galliens liederweinende Helden
Von deutſcher Bühne endlich hinuntertreibſt,

Daß

Daß Götz mit der eisernen Hand, allein
Ueber den Schauplaz schreitet!

Siehe wie ziemt es, daß Deutschlandes Haine,
Papageyen ernähren?
Die sinnlos schreienden Kinder des Wiederhalls?

Du wirst sie alle verbannen,
Und Bardale wird ihr ihr jauchzendes Saitenspiel rühren,
Und die Nachtigal ädten ihre süßen Gesänge
Allein gehört, wie unübertroffen allein.

M..ch.

2.

Neujahrs-Lytaney,

oder

mein ſehr einfältiges Neujahrsgebet für die ganze Welt.

Weil Du doch allen Segen haſt, mein Gott,
Und geben kannſt, was wir nur nehmen können,
Wenn Du es giebſt; ſo gieb uns, lieber Gott,
Ein gutes, ſchönes, frohes Neues Jahr!

Wir wiſſen wohl, Du lieber, großer Gott,
Daß Du es beſſer weiſt, als wir: was alles
Zu einem frohen, neuen Jahr gehört *):
Doch [illegible] wir, ſo gut wir es verſtehn,
In unſ[illegible] eignen Troſt, in Kindeseinfalt
Dir all' die Stücke vor, die ſo ein gutes Jahr
Wohl haben könnte!

Nimm denn, lieber Gott,
Dem Allzukluge, was zu klug ihn macht,
Und gieb's dem armen, allzunärr'ſchen Narrn,
Und ſollt' darüber auch die Leuchtenburg
Zum Findelhauſe werden, lieber Gott!

Mach

*) Eigentlich gehört, was hier gebeten wird, nicht allein in ein Neujahrsgebet; aber auch dahin kann es gehören. Der Neujahrstag iſt gleichſam der große Audienztag Gottes.

Mach alle Christen wiederum zu Menschen:
Und dann erst gieb den Glaubensabgesandten
Im Heidenthum, Gedeyhn zu ihrem Werk!
Und — weil ich hier just an die Werber denke —
Laß doch den Preußischen Werbern nur so viel
Wein, Brod und Bier, als für sie selbst
Genug ist: denn sie mögen gern traktiren.

Dafür schenk allen Leuten, die am Pult
Mit krummem Rücken ihr Gewerbe treiben,
Des schwachen Magens wegen, dann und wann
In ihr mit Theer zufriednes Täßchen, Wein.

(Vergieb mir, lieber Gott, daß mein Gebet
Nicht nach der Ordnung geht! ich dacht' hier an mich
selbst.)

Gieb Brod dem Hungrigen, dem Dürftgen Trank,
Ein Kleid dem Frierenden! O, diese Leute sind
In jeder Haus- und Schul- und Kirchen-Lytaney
Zuerst zu nennen, denn sie können nicht mehr warten!

Gieb unsern Kindern einen deutlichen
Und guten Catechismus, lieber Gott!

Gieb unsern Knaben Knaben zu Gespielen,
Daß sie im Laufen und im Ringen Bein und Arm
Von Kind auf üben, daß sie in der Kraft
Der Muskeln und der Sehnen sich erfreuen!

Denn

Denn das iſt wahrlich nicht nur Neſſelfreude,
Das iſt auch Menſchenfreude *)!

Unſern Mädchen
Gieb ein geſund und ſchön und hold Geſicht!
Denn du belohneſt oft des Mannes gute That
Mit ſines Weibes Lächeln, und, fürwahr,
Er iſt belohnt und mit dem Lohn zufrieden!

Gieb unſern Jungfern — Nimm hier, lieber Gott,
Das Wort, wie wir es nehmen, denn vor Dir
Iſt freilich nichts verborgen — Unſern Jungfern
Gieb einen guten Mann, und gieb ihn bald!
Daß ſie der Blumen in des Haares Locke
Vor ihren Schweſtern, ſich nicht ſchämen dürfen.

Den

*) Die zehn Gebote ſind für die Menſchen mit Seel und Leib gegeben — Wenn der Herr Informator einen jungen Herrn, der durch zu zärtliche und zu weibliche Beſorgniß und Pflege ſeiner Frau Mamma, ſein Lebenlang ein armer ſchwächlicher, kränklicher junger Herr bleiben muß, unter andern auch das fünfte Gebot entehrt: ſo — denn ich habe einen ſolchen Informator, und eine ſolche Frau Mamma, und einen ſolchen jungen Herrn von A — — gekannt — ſo iſt mir das immer ſo lächerlich geweſen, als wenn man den Todten das Gebet verleſen hörte: auch ſollet ihr gehalten ſeyn, vor Anbruch des Jüngſten Tages, weder Hand noch Fuß zu regen oder zu bewegen! Gott der Herr auf Sinai, dachte beym fünften Gebot, weder an den jungen Herrn von A — noch an ſeine Frau Mutter, als welche von ſelbſt das Todtſchlagen unterwegens laſſen würden.

Den Männern gieb ein gut und freundlich Weib!
Bewahr uns lieber Gott, in dieſem, wie
In jenem Leben vor der Hölle Pein.

Gieb jungen Weibern einen jungen Mann!
Denn Frühlingsluft im Winter iſt nicht gut,
Und bringt nur Krankheit, und der Frühling wird
Darüber ganz und gar verdorben.

Gieb

Auch unſern Jünglingen zu rechter Zeit
Ihr Amt, und Brod, und Weib! Erbarme Dich
Der armen Kindelein, die ihres Vaters Namen
Zu ihrer Mutter Schande nennen; nie
Erfahren haben wie der Kuchen ſchmeckt,
Den, Abends, wann er von der Arbeit kömmt,
Ein lieber Vater ſeinen Kleinen bringt.

Gieb allen frommen Greiſen und Greiſinnen
Heut einen frohen Tag bei ihren Kindern;
Laß ſie im Lehnſtuhl ſitzen am Camin,
Wo ſich die Kinder ihrer Söhn' und Töchter
Die Weynachtsäpfel braten, lieber Gott!

Gieb dem Geſunden Mäßigkeit, und bald
Dem Kranken guten Appetit! Fürwahr,
Geſundheit, Speiß und Trank, wie's unſer Herz erfreut,
Iſt doch für dieſe Welt nicht zu verachten! —
Wenn ſo der Tiſch gedeckt iſt, und der Wein

Im

Im Glase scheint, und ein gesund und frisch
Gericht daneben raucht; dann schäm' ich mich
Des menschlichen Gedankens, wahrlich, nicht:
Daß ich im Himmel einst so leben mögte!

Doch, daß ich alles kurz zusammenfasse,
— Denn, ob Du gleich langmüthig bist, mein Gott,
So darf man Dich doch nicht versuchen! — — Gieb
All deinen Kindern, groß und klein, O Vater!
Weil Du zum Spiel sie in die Welt gesezt,
Auch ihre Würfel, ihren Rechenpfennig
Und ihre Puppen! Schenk' uns allen, Vater,
Was wir begehren, aber laß uns das
Allein begehren, was Du schenken mißt!
Zeig uns die Aepfel und den Marzipan,
Die Mandeln und Rosinen lieber nicht,
Wenn Du sie wieder in den Schrank verschließt!
Und unsre Weiber, wenn, in allen Ehren,
Sie nicht das alles kaufen können, was
Geschrieben und gemalet das Journal
Der Moden allzuschön uns anzupreisen weiß;
So laß sie doch — um ihrer Männer willen! —
So laß sie gar das gelbe Buch nicht sehn!

„Ist das alles?" Setze noch mehr hinzu, wer die
Gebete nach ihrer Länge taxirt!

M..ch.

3. Die

3.

Die Erfindung der Laube.

Der Mittag war heiß. Heiß war das ſchwache Lüftchen, daß nur unter den Steppeln des Ackers umher gieng; die Schatten waren nicht kühl, und lau waren die Bäche. Auf Palemons ſonnigter Flur ſtanden die Garben ſchon aufrecht; und die Schnitter neben ihr Tagewerk hingeſtreckt, ſchliefen ihren Mittagsſchlummer. Nur Patus, der Sohn des alten Palemon, ſchlummerte nicht. Er ſtand auf, und gieng leiſe durch die ſchweigenden Reihen von Garben und Schnittern. Lykas — Daphne — Lakon — ſo lagen ſie da. — Lakon hielt ſeine Augen mit den Händen bedeckt vor der Sonne, und Daphnens Geſicht ſchüzte ein Lotosblatt. Aber Palemon, der graue Palemon, ohne Schuz vor den brennenden Strahlen der Sonne, lag er da. Seine Wangen und ſeine Stirne glühten, die Grillen hüpften über ſeine Lippen, und die Fliegen umſchwärmten ſein weißes Haar. Still ſtand Patus vor dem Greiſe Palemon, und ſah und dachte: ob er ihn wecken ſollte, und ſcheuchte die Fliegen von ihm, und dachte, und ſtand vor ihm lange. „Vater, ſo ſprach er in ſich ſelbſt, Vater, Du haſt des Tages Laſt und Hizze getragen“ — — Er ſtand und betrachtete. Behende nahm er des Vaters Senſe und Harke, und gieng. Er gieng linkenweg von hier, wo der Wachholder

der steht, wo der gewaltige Sturm im Frühjahr die Säule des Paus umstürzte, wo des Epheus so viel ist, der durch triefende Nezze den Bach läßt.

Jzt war Battus am Bache. „Jenseits des Epheus" wohl viel, aber wer mag über den Bach! Er sann. „Palemon, o Palemon! wache nicht auf, mein Vater!" — Jezt hatte er die Hüften entgürtet. Die Harke in der Linken, und in der rechten die Sense verkehrt, prüft er den Boden des Bachs, und bald war er hinüber. Frölich schnitt er mit der Sense ein zottiges Epheunez ab, da wo das Gewebe recht dicht war. Und das mächtige Geflecht über die Schulter gehangen, und mit Ranken zum Binden, und Bast von den Sträuchen, kam er durchs Wasser, und wohlbehalten auf's Trokne, denn den Frommen geleiten die Götter. Aber bevor er hinweg gieng, und da er hinweg gieng, sah er oft lächelnd über den Bach, wo noch keiner vor ihm hindurch gieng, und wo er das Nez schnitt. Und oft sah er sein Epheugeweb' an, und lächelte und sah zurück über den Bach. — Daß mein Vater nicht aufwache, — ach daß keiner aufwache, so sorgte er; und die Ungeduld rief in ihm: Battus eile, daß keiner erwache. —

Und bald stand er zu dem Haupte des Vaters, wohl froh, doch ängstlich. Still und behend lehnte er über dem Greise die Harken und Sensen der schlafenden Brüdern wider einander; band sie geschwind oben

zusam-

zuſammen mit Baſt, und behing das Gerüſt mit dem grünen Epheugeflechte. Da ſtand das Gebäu', und das Grün rollte lieblich die beiden Seiten hinab. Lächelnd ſtand er vor ſeiner Erfindung, und ſahe hinein. Schattigdunkel wars darunter, wie es am Abend iſt. Und das weiße Gewand und die graue Locke war, wie unter der Linde daheim, grün beſchienen vom Laube. ' Gar anders, wie ſonſt in der Erndte, wann der Greis hinter die Garben in den kärglichen Schatten ſich barg. Indeß er dann ſchlief, war die Sonne weiter gegangen, und da lag dann ſein Haupt nicht mehr im Schatten; die weiße Scheitel der Sonne entblößt, und den Mücken ein Spiel. Jezt hüpfte er auf von der Erde: ach Vater, du ſollſt dich freuen, freuen ſollſt du dich Vater! und er konnte ſich nicht halten, und jauchzte laut vor Freude, und erſchrak, wie er es hörte und gieng leiſe zurück.

Zufrieden lächelte Battus, wie es dem Greiſe bedünken würde, wenn er erwachte, und wie es die Schnitter ſo wundern würde. Er legte ſich wieder an den Ort ſeiner Schlafſtädte, aber ſchlafen ließen ihn nicht die kindliche Freude und die Erwartung. Ungeduldig, laut und geſchwinde pocht ſein Herz. Wie werden ſie nicht wiſſen, wer das Gebäu zuſammen getragen hat! — ſo wachten ſeine Gedanken. — Sie werden einer den andern beſchuldigen: ſiehe, du haſt es gethan! Sie leugnen es alle, aber es wünſcht jeder in ſeinem Herzen, daß er der

Schul-

Schuldige wäre! Dann wecken sie mich, aber lange laß ich mich schütteln, und wundre mich sehr, von wem die Erfindung gekommen? So dachte Battus.

Jezt war Palemon erwacht. In stillem Erstaunen war er erst liegen geblieben, weil er's für Traum hielt, und hatte sich lange besonnen, wo er izt sei; hatte die Augen weiter geöfnet, und nach der Täuschung gefaßt, und den Traum mit seinen Händen gefühlt. Dann war er hervorgegangen aus den Schatten, hatte alle geweckt und geforscht, wer ihm das Obdach gebaut hätte? Viel stunden ihrer um ihn versammelt, und alle wunderten sich und keiner hatt' es gebauet. Und da weinte Palemon Freudenthränen und sagte: Kinder wer hat die Hütte gebaut! daß ich ihm den Segen gebe! —

Auch Battus weckten sie jezt. Lange schüttelten sie ihn, eh' er erwachte. „Battus, du hast die Laubhütte über Vater Palemon gebaut!" — O nein! rief Battus; — was sprecht ihr! „Aber er war roth, und stotterte, als er das fragte. „Battus du hast das Laubdach über Palemon gebaut, seht wie roth er wird!" so sprachen alle die Schnitter. Und er vermocht's nicht länger zu bergen, denn er hatte von dem Segen gehört. Da grüßten die Schnitter ihn den Erfinder des Epheudachs: sei uns gegrüßt, du künstlicher Erfinder des Epheudachs, sei uns lieb du guter frommer Sohn, und küßten ihn.

Battus

Battus mußte die Geſchichte der Erfindung erzählen. Palemon gab ihm den Segen mit Thränen, und alle die um ihm ſtanden, weinten ein in den Segen. Der Tag war feſtlich. Und Palemon ſprach: heute hab ich Freudenthränen geweint, das iſt mir ein herrlicher Tag vor meinem Ende. —

Nun baute ein jeglicher ſich ſo eine Epheuhütte, weihte ſie der kindlichen Liebe, und nannte es Battusdach, dem Erfinder zu Ehren. So gab es der Battusdächer, der kindlichen Liebe geweiht, viele im Lande. — Und lange nachher gaben die Götter dem frommen Battus ins Herz, die Laubhütten noch ſchöner zu machen: Er pflanzte Linden in die Erde, und ſäte Ewiggrün umher; die Linden bog er oben zuſammen, und das Ewiggrün ſchlich ſich empor und umwebte ſie.

Und der Segen, den Palemon gab, ruht auf den Schatten der Laube bis auf den heutigen Tag. Darum wird es einem ſo wohl in der Laube. Es bedünkt einem ſo feierlich und heilig darin. Oft ſieht man da eine tiefſinnige Muſe. — Verirrte Liebende finden ſich wieder in der Laube. — Und wer gehaßt iſt und bekümmert, läßt ſich da nieder, vergißt des Kummers, ſegnet den Erfinder der Laube, und ſchlummert drüber ein.

— a —

4.

Gottesgesang

gesungen auf einem Berge am Meer

1785.

Groß und gut ist der Herr! —
Kennest du, Seele den Herrn? —
Du kennest ihn nicht, aber du fühlest ihn!
Wohlauf, und singe dein Gefühl!

Vor meinen Augen liegt's wie lauter Glanz!
Wie ein zauber-Gefilde, von blinkendem Silber' gegossen,
Verbreitet sich das unermeßlich große Meer!
Die Winde schlafen! Die Sonne herrscht allein!

Nimm Deine Sonne vom Himmel; ein schwarzer Abgrund
Verschlingt des Meeres Glanz!
Erwecke Deinen Sturm; und siehe
Heulende Ungeheur wühlen in Abgrund!

Was wär' die Erde, wäre der Himmel nicht?
Der Erde Lächeln ist der Sonne Wiederglanz!

Glätte

Glätte dich Meer, wie ein diamantener Spiegel
Kleid't euch ihr Hügel, in eure Blumen Gewande!

Erlöscht die Sonne,
Iſt der Mond verglommen;
Wir kennen eure Schönheit nicht!
Ihr ſeyd nicht ſchön!

Wie eine Braut, ſchon früh geſchmückt mit feſtlichem Schmucke,
In ihrer Kammer ungeduldig umhergeht, jede lange Minute
Zählend nach lauten Herzensſchlägen, des Bräutigams harret,
Daß er ſie zeige dem Auge des Volkes in ihrer Schöne:

Wartet auf dich, himmliſches Licht,
Die ſchön geſchmückte Erde des Nachts.
Sonne, du kömmſt! da hüpfen die Hügel, da lachen die Teiche
Da liſpeln die Wälder dir Willkomm zu.

Alſo verband mit dem Himmel die Erde.
Der dem Himmel das Licht, das Dunkel der Erde gab:
Daß nicht der Freude trunkner Blick
Auf der Erde vertaumle!

Daß er am Himmel zerfließe,
Wohin der Seufzer nicht fliegen kann;
Darum gedenk ich des Himmels, wenn ich der Erde mich freue!
Darum denk' ich, wohin ich blik', an Gott!

Prächtig sind deine Himmel,
Der Himmel der Nacht und des Tages,
Sie brennen da in ihrer dunkeln Bläue,
Wie ein saphirnes Gewölbe. ——

Da winkest dem Abend, er steigt in seinem Nebelgewande
Langsam über die Hügel herauf,
Er wickelt sein Haupt aus dem Mantel, sein Nebelgewand fliegt auf,
Hell glänzet sein Antlitz — der Mond!

Du weckst den Morgen! Er breitet
Die rosigen Fittige weit aus, über das Meer!
Bald schwingt er sich mächtig empor, ein großer purpurner Adler,
Auf seinen Schultern die Sonne!

Prächtig sind deine Himmel!
Der Himmel der Nacht und des Tages:
Doch auch die Erde,
Vater der Menschen, ist schön.

Schön iſt die Erde! Lobe, mein Geiſt, den Herrn,
Daß du ein Menſchenkind warſt, eh' du ein Engel wurdeſt!
Schön iſt die Erde!
Würdig, Gott, deiner Schöpfungsgedanken!

Nein, der Himmel iſt kein ſaphirnes Gewölbe,
Kein Saal, zum Tanze für Welten gewölbt.
Wohl ſchweben Erden dort um ihre Sonnen,
Aber ſie faſſet kein Raum.

Es tanzen alle Erden auf deinen Wink
Um ihre Sonnen ewigen Tanz,
Und von den Harfen der Engel
Rauſchen die Lieder des Tanzes.

Was dem Mädchen der Jüngling,
Sind deine Sonnen den Erden
Was dem Jüngling das Mädchen,
Die Erden den Sonnen!

Was wäre der Jüngling, wäre das Mädchen nicht!
Verlaſſen ſtänd er dort, in athemleeren Lüften,
Beblickte mitleidig ſich ſelbſt,
Verſchmachtend in ſeiner eignen Kraft.

Über dem Jünglinge gabſt du die Jungfrau!
Dem Manne ſein Weib!

Von ihren Weibern *) umtanzt, jede von Kindern **) umhüpft,
Wandeln die Feuergeſtirne fröhlich dein Auge vorüber!

Auch in dieſer meiner Augen Blick
Wandeln einſt die Welten Gottes alle!
Da weben Menſchen, da wohnen Völker,
Da wimmelt tauſend Leben in tauſend Geſtalten.

Siehe, ſo rollen die Welten einſt mein Auge vorüber!
Aus ihren Thälern athmen Lieder
Von ihren Höhen dampfen Lobgeſänge
Und aus den Sonnen antworten die Harfen der Engel. —

Noch aber weil' ich auf Erden
Und weile da gern,
Meine Mutter gebar mich zur Hoffnung!
Auch du! der Hoffnungen Land, biſt ſchön.

Schön und gut iſt die Erde!
Deine Erde, mein Gott!
Meine Erde, mein Vater!
Unſre Erde, mein Gott und mein Vater!

Da

*) Der Erden.

**) Monden der Erden.

Du haſt der Gefilde Gewand
Aus feinen Halmen gewebt!
Du haſt des ſteinernen Bergs überhangendes Haupt,
Mit grünem Walde gekrönt.

Auf der Fluren weichem Bedeck
Schlummern die Heerden ſanft;
Sie zehren vom Bedeck, der wieder zuſammen ſich webt.
Du giebſt Gedeihn! Sie eſſen und hüpfen ſich groß.

Hoch von der Stirne des Bergs
Stelzigt des Hirſches ſichrer Blick herab.
Es bäumte ſich ſein mächtiges Geweih
Langſam aus den Gebüſchen hervor.

Die Bäume rauſchen,
Er lauſcht nicht auf!
Er wandelt ruhig zur Luſt am Rande des Abgrunds umher!
Dort wohnt er ſicher, dem Jagdgeſchoß über dem Blick!

Tief in den Thälern wohnen die Menſchen.
Das Waſſer der Höhen beſuchet ſie da;
Ueber die Schultern der Berge
Hüpft es, verſteckt in Gebüſchen, herab:

Unten im Thale
Schluchzt es auf blitzenden Kieseln dahin,
Da werden die Anger getränket,
Da liegen die Auen und saugen sich schön an
den Brüsten der Berge.

Dann baden die Heerden im Klee.
Die Grenzen seines Ackers erkennt der Landmann
nicht;
Also wogen die Aehren aller Gefilde zusammen
In Ein gewaltiges Meer.

— Und sieh, an seinem Stabe schleichet der Arme
vorüber
Und sieht den Segen des kommenden Jahrs!
Die Krücke wirft er hin, und faltet die Hände
gen Himmel,
Und freut sich des wohlfeilen Brodes!

Lobe, mein Geist, den Herren!
Verstumme mein Gesang!
Niederfall' ich mit dem Bettler,
Und freue mich des wohlfeilen Brodes! —

M..ch.

5.

Geſänge der Barden Hermanns.

(In der Nacht, vor der Niederlage des Varus.)

Aus einem noch ungedruckten Schauſpiel: Hermann und Thusnelda.

Die Dichtungen und Gemählde dieſer Geſänge haben nicht alle ihren Grund in den Sagen, die uns von den alten Deutſchen bekannt ſind; und die wir nur ſehr fragmentariſch beſitzen. Indeß, ſie widerſprechen dieſen nicht, ſondern paſſen in den Charakter derſelben, und ſind alſo poetiſch wahrſcheinlich. Auch Klopſtock giebt der Norne Wurdi einen Dolch, von welchem die alte Sage nichts weiß. u ſ. w.

Zum beſſern Verſtändniß dieſer drey Lieder, gehören noch dieſe Umſtände aus dem Drama, aus welchem ſie genommen ſind.

Die Barden haben ſich auf die Hügel umher verſtreut, in deren Thälern das Römiſche Heer dieſe Nacht verweilen muß. Die Feindſeligkeiten der Deutſchen haben ſchon angefangen, und das müde römiſche Lager iſt erweckt. Auf einem von jenen Hügeln, der Mondfelſen genannt, hinter welchem der Mond aufgeht, haben die Druiden, Wodan zum Opfer — zwey hohe Tannen in die Flamme geſtellt, wovon ſie im Stück ſelbſt ſagen:

„Dörres Holz wollen wir opfern,
„Daß die dürſtige Flamme Wodan anflehe:
„Um Varus Haupt zum Morgenopfer!“

Auf

Auf einer andern Anhöhe halten ſich die Swewen, die den Hauptangriff wagen ſollen, verſteckt! Ein wildes deutſches Volk, das oft blos durch ſeinen Anblick, durch ſeine fürchterlichen Geberden, ſeine ſcheuslich bemahlten Geſichter, und ſein wüſtes, tobendes Geſchrey, ein feindliches Heer in die Flucht jagte!

Jezt iſt eben der Mond hinter dem Mondfelſen hervorgetreten, dicht neben ihm wallt die blutrothe Flamme des Opfers empor, und die vorüberziehenden Gewölke glühen.

Mit dieſer fürchterlich-prächtigen und die Römer ſchreckenden Scene vereinen ſich die folgenden Bardengeſänge, welche die Feinde noch mehr in Furcht und Zagen, und das Heer der Deutſchen noch mehr in Zorn und Muth ſetzen ſollten.

I.

Wodansgeſang. *)

Stimmen des erſten Hügels.

Wodan iſt Gott! — hört ihr der Roſſe Wiehern,
Hoch in den Lüften, über den Nordwald her!
Hört ihren Gang, wie Sturm in großen Waſſern!
Sie gehn in ihres Athems Sturm.

Stim-

*) Die kühnen Dithyrambiſchen Compoſitionen und die brennenden Bilder dieſes Geſanges, die vielleicht auf der lezten Stufe ſtehn, wo das Erhabne ins Abentheuerliche übergeht, — ſind ganz im Charakter der alten nordiſchen Sagen. Die lezten behalten freylich, — wenn ſie auch keine guten Gedichte wären — ihren hiſto-

Stimmen des zweiten Hügels.

Wodan iſt Gott! — Er geht in ſeinem Wagen
Von glühendem Eiſen über dem Nordwald auf.
Es reiten um ihn her, auf blutbemahlten Roſſen,
Unſere Väter, ganz Walhalla!

Stimmen beider Hügel.

Ihr Väter, Ihr Väter, auf euren blutigen Roſſen,
Der Lanze Blitz im gehobenen Arm, —
Wohin, o Wodan, wohin mit deinem ganzen
Walhalla?
Willſt du uns ſchlagen dieſe Schlacht?

Stimmen eines dritten Hügels,
in der Ferne.

Laſſet ſie ziehen, die Wagen und Reiter Walhallas!
Sie ziehen gegen den ſtolzen Olymp.
Und Jupiter, ob er in Thiergeſtalt,
In Dunſt, in Regen ſich verwandle;
Sie kennen ihn! ſie finden ihn!

Die

hiſtoriſchen und antiquariſchen Werth, auf welchen ſich mein Gedicht nichts zu gute thun darf. Indeß bitt' ich doch ſehr, nicht zu vergeſſen, daß in dieſen drey Geſängen, der Dichter nicht in ſeinem Namen, ſondern im Namen eines alten deutſchen Barden ſingt.

Die Stimmen aller Hügel.

O, auf deinem Wege nach Olymp, o Wodan,
Hör unser Blutgeschrey, und nimm es mit.
Blut auf Auguſt, Blut auf die sieben Hügel,
Blut auf der sieben Hügel Gott!

Denn in die Wurzel Deiner heiligen Eiche,
O Wodan, klang des Römers Schwert und Beil;
Und hundert matte Wagen Varus seufzen,
Und schleppen eherne Ketten herauf!

Ha, eherne Ketten, — hört ihr ihre Stimmen?
Der Kettenwagen kreischt im Steinthal dort
Den Hain herauf!! — O Freiheit, Freiheit,
Freiheit!
Blut, Wodan, über Jupiter!

Stimmen des dritten Hügels allein.

Du hohe Rom, — Auguſta, du Tyrannin
Von sieben Hügeln, die kein Hirsch besucht, —
Umwind' heut' nicht die Schläfe deiner Türme
Mit rosenfarbnem Morgenroth!

2.

Geſang
für die, welche in der Schlacht bleiben würden.

Stimmen des erſten Hügels.

Ihr Väter in Walhallas Hainen,
Wo güldner Bäume Schatten wallt,
Dort, wo der Bach, wie unſre Harfen,
Wie unſer Horn, der Flutfall tönt;

Die Stimmen aller Hügel.

Große Väter, ſelige Väter, gütige Väter,
O, Ihr Väter Tuiſtos!

Stimmen des erſten Hügels.

Ihr Väter in Walhallas Fluren,
Wo Ihr *) und Hirſch die Thäler füllt,
Wo eure Jagdgeſchoſſe Blitze,
Und eure Roſſe Stürme ſind;

Die

*) Ein wilder Stier.

Die Stimmen aller Hügel.

Große Väter, selige Väter, gütige Väter,
O, Ihr Väter Tuiſtos!

Stimmen des erſten Hügels.

Ihr Väter in Wallhallas Hainen,
Nehmt freundlich eure Kinder auf!
Sie bringen neue Trinkgeſchirre,
Sie bringen Römer-Schädel mit!

Die Stimmen aller Hügel.

Große Väter, selige Väter, gütige Väter,
O, Ihr Väter Tuiſtos.

3.

Angriffsgesang.

Erster Hügel.

In Schatten liegt der Tod im Thal,
Auch liegt die Legion im Thal!
Der Tod liegt auf der Legion!
O Legion, o Legion! ihr Reuter Roms und Varus!

Zweiter Hügel.

Der Mond in finstern Wolken schmilzt.
Zerschmilz, o Licht der düstern Nacht,
Daß Thal und Hain in Nacht versink'!
O Legion, o Legion! ihr Reuter Roms und Varus!

Erster Hügel.

Des Mondbergs Opferflamme stirbt,
In glühen Kohlen steht der Brand,
Zwey glüh gebrante Tannen halb! *)
O Legion, o Legion! ihr Reuter Roms und Varus!

Zwei-

*) Das eben erwähnte Opfer der Druiden. — Die beiden Tannen sind halb in Flammen aufgegangen, und nur die halben glühenden Stämme stehen noch da.

Zweiter Hügel.

Geſpenſter über die Berge ſchaun.
Willkommen Geſpenſter weiß und roth *)
Im bleichen Scheine des ſchmelzenden Monds!
O Legion, o Legion! ihr Reuter Roms und Varus!

Der dritte Hügel,

in der Ferne.

Grabet Gräber, grabet Gräber, dreißigtauſend Gräber!
Daß wir die Todten verſcharren,
Eh am Quell des Hügels noch der Hirſch erſcheint.

Alle Hügel.

Wohl auf denn, Geſpenſter weiß und roth!
Auf! über die Hügel hinab ins Thal!
Sie winſeln, ſie kommen, ſie fallen herab!
O Legion, o Legion! ihr Reuter Roms und Varus!

(Die Schlacht beginnt.)

M . . ch.

*) Die Swewen, die zum Angreifen, jetzt hinter den waldigen Anhöhen hervortreten.

V.

Skizzen.

I.

Pauſanias und Kleonice.

Pauſanias, ein Feldherr der Lacedämonier, ein Mann, der für das Wohl ſeines Vaterlandes ſchon manche tapfre Thaten begonnen und ausgeführt hatte, konnte auf einmahl ſo tief ſinken, daß er für Gold, ſein vordem ſo heiß geliebtes Vaterland, an die Perſer verrathen wollte. Seine Verrätherey wurde indeß entdeckt; er floh in den Tempel Neptuns; und ſeine eigne Mutter legte in die Oefnung des Tempels den erſten Stein, um den Verräther daſelbſt zu vermauern. Eben da er den erſten Gedanken zur Verrätherey ſeines Vaterlandes in ſich nährte, trug ſich die Geſchichte des gegenwärtigen Dialogs zu, welche ſeinen heimlichen Entſchluß noch mehr beſtätigte.

K . .

Zele der Kleonice.

Kleonice. Böſer, mistrauiſcher Mann! was bleibt mir noch übrig, Dir die Stärke meiner Liebe zu zeigen? — Mitten in meinen heißeſten Umarmungen, bei meinen glühendſten Küſſen, blickt Dein Auge ſtarr; umwölkt

wölkt ſich Deine Stirne — und Du verläſſeſt mich, ehe ich noch recht Dir ſagen kann: Ich liebe Dich! — Belohnt dieſe Kälte meine heiße Liebe?

Pauſanias. Gute Kleonice! — ich liebe Dich, wie mein Leben lieb' ich Dich! — Das ſchwöre ich Dir bei allen Göttern und beim rächenden Zeus!

Kleonice. Schwöre lieber bei der ſüßlächelnden Aphrodite! — Nein, Lieber! ſchwöre nicht! Thaten ſind beſſer als Worte. — Komm zu mir, rücke näher, immer näher an mich — lege dein Geſicht auf dieſen wallenden Buſen! — — Sieh' meine Arme umfaſſen Dich! — ſo — ſo will ich Dich an mich drücken — und feſter, immer feſter! — O daß ich mein Weſen mit Deinem vereinigen könnte!

Pauſanias. Ha Kleonice! — Welcher Mann vermag mit einem Weibe in der Liebe zu wetteifern! — O ich liebe Dich ſo ſtark, ſo — — aber meine heißeſte Liebe iſt kaum ſo warm, als der kälteſte Deiner Küße!

Kleonice. O nein! o nein! Du beſchämſt mich oft — — aber —

Pauſanias. Nun? — ſprich offen und zutraulich!

Kleonice. Nicht jezt, nicht jezt! — zu ſelten kommt der ſchöne Augenblick wieder! — ſollten wir mit Klagen die Zeit verſchwenden, die wir der Liebe ſchuldig ſind? — Vergiß —

Pau-

Pauſanias. Nein! — haſt Du irgend eine Sorge, irgend einen Verdacht in Deinem Herzen — ich muß ihn wiſſen! Bei den Göttern! ich muß ihn wiſſen —

Kleonice. Nur zu gut weiſt Du meine Sorgen! doch laß das! — Wie oft klagte Dir mein Auge, wie oft ſelbſt meine Worte, was meine beredteren Thränen in meiner Einſamkeit — — Aber ich Thörin! ich will ja nicht —

Pauſanias. Du klagſt? Mädchen! — wer wagte es, zu Klagen Dir Anlaß zu geben? — Nenne ihn mir den Verräther, ich will ihn züchtigen!

Kleonice. (ſich an ihn ſchmiegend) Du, Du, böſer Mann! — biſt ſelbſt der Verräther!

Pauſanias. (fährt zurück) Weib! was ſprachſt Du? Wer — wer lehrte dies Wort Dich? (aufſpringend) Sprich! — oh bei allen Göttern! — Verräther? — — Sieh', Du wirſt bleich — Du ſiehſt ſtarr — Deine Augen füllen ſich mit Thränen — Kleonice, was iſt das?

Kleonice. Götter! Pauſanias! welch ein ſchrecklicher Sturm wieder in Deiner Seele! —

Pauſanias. (in heftiger Bewegung umhergehend) Ha! ſchon verrathen, einem Weibe verrathen!

Kleonice. (läuft auf ihn zu und umſchlingt ihn) O um aller Götter willen, was that ich Dir — was that ich Arme? — o ich kenne ja nichts, als Liebe zu Dir:

und Du ſprichſt von Verrätherei? — Meine Seele kennt keine andre Verrätherei, als die ſüße Verrätherei der Liebe! O Pauſanias — höre mich — blicke mich nur einmal an! —

Pauſanias. Höre Kleonice! — kam nicht hie und da einer der Feldherrn und der Gemeinen zu Dir, flüſterte Dir ins Ohr, gab Dir bedeutende Winke auf mich, nannte mit verzogener Miene das Wort Vaterland, ſprach von Verrätherei der Flotte — Himmel! das ſollten ſie ſprechen! — Oder haſt Du nicht das Murren im Heer gehört, haſt Du ſie nicht rottenweiſe bei einander ſtehen geſehen — flüſtern, und bei jedem Worte ſich ſchüchtern umſehen? — haſt Du nicht in der Ehrerbietung gegen mich ſo etwas gezwungnes, ſolche ſchiefe Blicke, voll verbißner Wuth und heimlichen Grolls bemerkt? — haſt Du das?

Kleonice. Nichts, nichts von alle dem, geliebter Pauſanias! O Götter! welch ein böſer Dämon muß Dich plagen! — Und nichts kann Dich heilen? — meine Liebe vermag nichts gegen Dich? — Arme Kleonice! (ſie weint)

Pauſanias. Weine nicht! — Thränen eines Weibes ſind Krokodillsthränen! — Sage, rede! Sieh' ich verzeihe Dir alles! — Alles! und ſollteſt Du — Himmel! Nein, das kannſt Du nicht! — aber ich will Dir alles verzeihen! — Rede!

Kleo-

Kleonice. Was ſoll ich reden? Verzeihen darfſt Du mir nichts! — denn was könnt' ich Arme Dir wohl zu Leide thun? — —

Pauſanias. (ſanfter) Sieh'! Du biſt mir immer ſo treu geweſen — ich habe alles auf Deine Liebe gebaut — und doch könnte dieſe Liebe der Deckmantel der Bosheit ſeyn! — Thu' ich Dir Unrecht? — O biſt Du eine Schlange, die ich in meinem Buſen nährte, biſt Du —

Kleonice. (fällt ihm in die Arme) Nein! ſprich das nicht aus — Ich bin hart, hart geſtraft! Das einzige, was ich noch hatte, Deine Liebe ſoll ich verlieren, um eines Worts willen verlieren, das ich ſo unſchuldig ſprach? —

Pauſanias. Ja ein Wort! — aber welch ein Wort! —

Kleonice. O ſchenke mir nur einen Augenblick Deine kalte Ueberlegung — Du ſollſt, Du muſt mich ſchuldlos finden — Du wirſt mir Deine ganze Liebe wiederſchenken! — Doch nein, Du entzogſt mir ſie nie! — ich weis es, Dein Herz kann keinen Verdacht gegen mich hegen — (mit zärtlichem Feuer) — O mein Geliebter, erinnere Dich des Augenblicks, in dem wir zum erſtenmal uns ſahen — Unter einem Haufen Byzantinerinnen ſtand ich — alle ſchauten auf den ſchönen edlen Heerführer der Griechen, den Beherrſcher des Helleſponts — Deine Augen irrten flüchtig durch die Reihen der Mäd-

chen — ſie trafen auf mich — und ſie verweilten länger als auf jedem der vorigen Mädchen —, Wie ich da roth ward! wie ich da meine Augen zur Erde heftete! — — Du trateſt dann zu mir und — das übrige weiſt Du! —

Pauſanias. (mit einem Seufzer) Das waren ſelige Augenblicke! —

Kleonice. Und ſeit dem Augenblick liebt' ich Dich, und ich folgte Dir! Verließ Eltern, Freunde, Vaterland — war ganz Dein! — Und ich will es bleiben! — — Willſt Du mich, die alles, alles Deiner Liebe hingab, kannſt Du mich verſtoßen?

Pauſanias. Kleonice!

Kleonice. Mich, die Dir alles aufopferte — gern Dein Leben mit dem ihrigen erkaufte —

Pauſanias. (ſtark und langſam) Alles aufgeopfert!

Kleonice. Gern verließ ich um Dich noch einmal Eltern, Freunde, Vaterland!

Pauſanias. Dein Vaterland! — o ſo lieb ich Dich! — — Doch, was iſt auch Vaterland? — ein leerer, eitler Name!

Kleonice. (zärtlich) Ja — wenn ein reicherer Erſatz uns dafür geboten wird!

Pauſa-

Pauſanias. (ſie mit wildem Feuer umarmend) Das hießen die Götter Dich ſprechen! — Nun ſo hab' ich denn endlich einen Menſchen gefunden, der mit mir gleich denkt! — Kleonice, ich zweifle nie mehr an Deiner Treue!

Kleonice. Dafür dieſen Dank (küßt ihn) — Aber — Du kennſt mein Herz — es iſt doch ſo ſüß, ſo erleichternd, ſeine Sorgen mit einem Menſchen theilen zu können — Theile die Sorge, die ſo heftig Dich quält, die verhaßte Störerin unſrer Freuden, mit Deiner Kleonice! —

Pauſanias. Vergiß dieſen Wunſch, meine Liebe! dieſe Sorge iſt ein großes, großes Geheimniß — Ein kleines iſt lächerlich, wenn es Geheimniß bleibt; ein großes, wichtiges muß tief in dem Herzen eines Menſchen ruhen! — Und, o ihr Götter! wenn mein Geheimniß nicht mehr in meinem Herzen, wenn es auf den Zungen von Tauſenden wäre, wenn man mich nur beobachtete — mich ſicher machen wollte! — O ſchrecklich, ſchrecklich; wenn meine Ahndungen mich nicht täuſchen! —

Kleonice. Was es auch ſey, Geliebter, was Dich ſo ängſtigt: Du biſt gewiß ſicher, Du biſt ja geliebt! —

Pauſanias. Wohl von Dir, gutes Mädchen! Aber auch vom Heer! Die Verbündeten ſind neidiſch auf meine Würde — eine Würde, die ich verachte! — und mein Volk —

Kleo-

Kleonice. Muß wenigſtens Dich fürchten, wenn es Dich nicht lieben kann!

Pauſanias. Fürchten? — o Du kennſt es noch nicht dieſes Volk! —

Kleonice. Es kann Dich doch kein Menſch lieben — als ich! Denn wer ſchwächer liebt, liebt gar nicht! —

Pauſanias. (mit Heftigkeit) Nun ſo will ich von Dir allein geliebt — von allen gefürchtet ſeyn! Ja, gefürchtet, verflucht —

Kleonice. Sprich nicht ſo, lieber Pauſanias!

Pauſanias. Kleonice, Du wirſt es erleben, daß —

Kleonice. Mein Flehen für Dich ſoll ſo häufig, ſo laut zu den Göttern hinaufſteigen, daß ſie die Verwünſchungen der ganzen Welt nicht hören ſollen! — Sey nur ruhig!

Pauſanias. Das werd' ich nicht, bis ich ſagen kann, ich habs vollendet!

Kleonice. O ſo gehe bis dahin nicht von meiner Seite — hier ſollſt Du ruhig ſeyn!

Pauſanias. Meine Einzige! (umarmt ſie) — Doch nun leb' wohl! — ſchon zu lange weilt' ich in Deinem Zelt — leb wohl! — Ich laſſe heut meiner Kohorte dreifachen Sold auszahlen; — Geld erkauft Treue und Wachſamkeit! — Einige Tage noch, morgen vielleicht! bedarf

bedarf ich ihrer Wachſamkeit nicht mehr! Dann — — Du bleibſt bei mir Kleonice. Leb wohl!

Kleonice. (hält ihn) Noch ein Wort, Geliebter! (erröthend und die Augen niederſchlagend) Du haſt den grauſamen Befehl gegeben, daß niemand ſich Deinem Schlafgemach nähern ſoll — — ich weiß nicht — dürfte nicht ich eine Ausnahme —

Pauſanias. Ich verſtehe Dich, Liebe. — Du weckſt mich heut und immer aus meinen Morgenträumen! — Ich werde meinen Wachen die nöthigen Befehle geben — Dein Loſungswort ſey: Vaterland!

Kleonice. Dieſer Kuß ſey ein Vorbote meines Dankes! Nun geh'! —

Pauſanias. Auf fröhliches Wiederſehn! —

Zweite Scene.

Nacht — Schlafgemach des Pauſanias — er liegt auf einem Bette — an ſeiner Seite ſein blankes Schwerdt — zu den Füßen eine brennende Nachtlampe.

Kleonice tritt hinein.

Länger konnt' ich nicht harren auf meinem einſamen Lager — Aus Deinen Morgenträumen ſoll ich Dich wecken — und kaum iſt die zweite Nachtwache vorüber.

(ſie

(sie tritt zum Lager)

Wie süß er schläft, der herrliche Mann! — ich neide das Lager, das seine männlich schöne Wange erwärmt — — sanfter sollst Du auf meinem glühenden Busen ruhen! — — Welche vortrefliche Züge! — — Aber Du bist doch nicht halb so schön, Geliebter, wenn Du schläfst, als wenn Dein großes rollendes Auge mich anblickt — o ich kann seinen feurigen, wilden Blick kaum ertragen; — es wird mir oft so bang, wenn er bald stier vor sich hinschaut, bald sein Auge umherschweifen läßt, als wollte er die geheimsten Winkel durchspähen. Und doch lieb' ich dies ungestüme Feuer! — — Wenn sein Blick meine Gestalt durchirrt — auf meinem wallenden Busen ruht — langsam zu meinen Augen heraufschleicht — o dann glüht schon mein Antlitz, ich kann ihn nicht anblicken, so gern ichs auch wollte —

Ob ich ihn wecke? — — O nein — ich muß mich noch an seinem Anblick laben! Die Stunde des Genusses schlägt bald und gewiß; aber die Stunde der Hoffnung hat dann ausgeschlagen; — und doch ist die Hoffnung reitzender, obgleich berauschender der Genuß! — Nein, ich wecke ihn noch nicht! —

Ich will ihm dann erzählen, wie lang' ich schon vor seinem Lager gestanden, wie wonnetrunken ich jeden seiner männlichen Reitze durchspäht, wie ich gezittert habe ob der Erwartung des Genusses: Dann dankt mir eine heißere Umarmung — (sie verliert sich in seiner Betrachtung —)

Was

Was blizt dort im Schimmer der nächtlichen Lampe? — — ein blankes Schwerdt! — Armer Pauſanias! — Das iſt alſo bisher Deine Gefährtin geweſen! — ich will ſie verdrängen! —

Welche ſchreckliche Unruhe muß ſeine Seele peinigen — am Tage treibt ſie ihn von einem Ort zum andern — ſtöhrt jede unſrer Freuden — und in der Nacht gönnt ſie ihm den ſorgenloſen Schlummer nicht — Freilich iſt die Nacht den Verbrechern hold, aber noch holder der Liebe! —

Er ſchläft unruhig! — Götter! er wälzt ſich auf ſeinem Lager umher, — der Schweiß tritt ihm aus der Stirne, — die Muskeln ſeines Geſichts verziehn ſich fürchterlich! — Ich muß ihn wecken, ich muß ihn von dem ſchrecklichen Traum befreien! — Ich will Dir Geliebter! angenehmere Würklichkeit ſcheulen! — — O, wie wird er entzückt ſeyn über den reizenden Tauſch! —

Fort mit dir neidiſches Gewand! — (ſie wirft ihr Oberkleid ab) — was ſollte ich dem Geliebten verbergen? — Nun ſo ſchlage Stunde des Genuſſes! — Mein Pauſanias! (ſie will ſich über ihn werfen — ſtößt die brennende Lampe um — die auf ſeinen entblößten Fuß fällt.)

Pauſanias. (erwachend) Hülfe! Mörder! (ergreift ſein Schwerdt) — So lehn' ich dem Buben, der im Schlaf mich überſchleichen will! (ſtößt ihr das Schwerdt in den Buſen)

Kleonice. Götter! Pauſa - nias! (ſtirbt)

Pauſa-

Pauſanias. Das ſollte mir gelten, und es traf Dich! — Wer iſt noch übrig? — Ha! ich höre Geräuſch — Dolche klirren — Götter! ich bin verrathen! (ſehr heftig) Wache! Wache!

(Wache tritt ein)

Licht! — bringt Licht! ich bin von Mördern umringt (man bringt eine Fackel — Pauſanias ſpringt, das blutige Schwerdt in der Hand, vom Lager auf)

Euch will ich opfern, wie ich dieſen opferte! — Sprecht, wie kam er ins Gemach? —

Die Wache. Feldherr, ſie wußte die Loſung!

Pauſanias. Wer? Sie, ſagſt Du! — Wer? (Er reißt einem der umſtehenden die Fackel aus der Hand und beleuchtet den Leichnam. — Er erbleicht, und bleibt eine Weile ſtarr darüber.) (In einem gebrochnen leiſen Ton) Kleonice du Arme! — (Wild umherſchauend, und heftig) Iſt jemand hier? — Fort, ſag ich, Fort!

(Die Wache entfernt ſich.)

Nun ſo ſey es! das einzige, was ich liebte, hat mir das Schickſal, haben die ſchadenfrohen Götter, mir aus den Armen geriſſen!

Ich entſag Euch, ihr Götter Griechenlands, entſag Euch, Götter meines Vaterlands! Liebe, Freundſchaft und Vaterland, ich kenn euch nicht mehr. — Wache!

(Die Wache kömmt.)

(kalt) Tragt ſie fort!

2.

Mitleid und Neid

Eine Frage.

1.

Edward Lerno lebte in einer großen und volkreichen Stadt in —ſchen, von einem kleinen Aemtchen, das ihn nicht immer ohne Sorgen für den Unterhalt ſeines künftigen Tages ſein Lager ſuchen ließ. Seine Einkünfte waren klein, ſeine Arbeit trocken und überhäuft; ſein Körper, der einer beſſern Pflege gewohnt war, und für das Maaß ſeiner jetzigen Arbeiten auch bedurfte, war zu ſchwach, ſich durch Nebenarbeiten etwas mehr, als ihm zugemeſſen war, zu erwerben. Er hatte keine Gattin, deren Kuß ihn tröſten, keine Kinder, deren Lächeln ihn für die Arbeiten des Tags ſchadlos halten, und kein Buch, das ſeinem Streben nach Wahrheit, ſeinem denkenden Kopfe und ſeinem gefühlvollen Herzen zu Hülfe kommen konnte, und kein Geld, das ſeinen Tagen Abwechſelung und Freude hätte ſchaffen können. Aber er hatte Freunde!

2.

Sein Kopf hatte ihm manchen Vernehmen zum Gönner und sein Herz manchen seines gleichen zum Freunde gemacht.

Eines Tages bezeigte sich einer seiner Gönner vorzüglich freundlich gegen ihn, lobte seinen Eifer, pries seinen anhaltenden Fleiß, und rieth ihm sogar, zur Schonung seiner Gesundheit, diesen Eifer einzuschränken.

Dies schien ihm Wein in seine Wunde! Du willst dich ihm entdecken, sprach Lerne zu sich selbst: er wird an deinem Schicksal Theil nehmen und es verbessern! — Der Mann hatte zu warm gesprochen und Lernes Geist und Körper bedurfte eben, um nicht unterzuliegen einer Stärkung; er überwand also seine schüchterne Schamhaftigkeit, gieng hin zu seinem Gönner und schilderte ihm mit einer Thräne im Auge seine Lage.

3.

Der Mann wurde herzlich gerührt bey der Schilderung, drückte ihm die Hand, klopfte ihm auf die Schulter und beklagte ihn mit vieler Theilnahme. Er verbreitete sich über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das den Würdigsten oft wie einen Stiefsohn behandle, und den Unwürdigen auf jenes Kosten aus einer wahren Affenliebe erziehe; beklagte die Fürsten, daß sie selbst auch

nicht

nicht immer dieſe Ungerechtigkeit des Schickſals vergüten könnten, und wünſchte dem armen Lerno aus voller Seele bald eine glückliche Aenderung ſeiner Umſtände.

Lerno gieng von ihm, ſeine Thräne war getrocknet, und in ſeiner Seele war eine gewiſſe ſchüchterne bange Heiterkeit, die er für Troſt hielt, den das edle Mitleiden des gutherzigen Mannes ihm eingeflößt hatte.

4.

Seine Freunde beſuchten ihn! „Aber warum ſieht man Dich nie an einem öffentlichen Orte, Lerno! ſprach einer. Du ſiehſt krank, ſehr krank aus; kleine Erholungen, eine Spazierfahrt, ein geſellſchaftliches Mahl, würde Dich aufheitern, und Du würdeſt wieder froh und geſund werden!

Guten Freunde, ſprach er — und warum ſollte er vor dieſen nicht ſein Herz ausſchütten! — Vergnügungen an öffentlichen Orten, ſeien ſie auch noch ſo mäßig, ſind zu koſtbar für den, der nicht ſo viel hat, ſeine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Ihr wißt, ich bin arm. Dieſer Rock iſt der einzige, worin ich noch öffentlich erſcheinen kann; und meine Einnahme reicht kaum hin, dieſe kümmerliche Wohnung und einen ſehr mäßigen Tiſch zu bezahlen. Meine Arbeiten ermüden mich täglich mehr; und nach den Stunden, wo mich mein

Amt

Amt fordert, ſehne ich mich noch nichts, als nach meinem Lager. Jedes Vergnügen würde für meinen ſchwachen Körper zu groſſe Anſtrengung ſeyn.

Er fuhr fort, ihnen ſein Unglück zu beſchreiben: ſeine Freunde erſchraken darüber, das Herz brannte ihnen, ſie fühlten, daß ſie hier helfen ſollten; aber theils war ihnen ihr Brod auch nur kärglich zugeſchnitten, theils nahmen die nothdürftigen Abgaben, die Sitte und Luxus zu machen befahlen, das noch weg, was ſie von ihrer Nothdurft entübrigen konnten; ſie wurden unruhig und verlegen, tröſteten ſo gut ſie konnten und verlieſſen ihn mit einem brüderlichen Kuſſe und mit einem Herzen voll Mitleids, um — ſobald nicht wieder zu kommen. Einige zogen ſich ganz von ihm ab, andre waren wenigſtens verlegen, wenn er ſie etwa zu einem Spaziergange abholen wollte, noch mehr aber, wenn er ja auf ſeinen nun einſamen Spaziergängen zufällig in die Gegend eines Luſtorts kam, wo ſie mit ihren andern Freunden und Freundinnen Frühlingsfeſte, oder Weinleſe, oder ſonſt einen frölichen Tag mit Speiſ' und Trank mit Sang und Klang und Spiel und Tanz begingen.

Lerno ſah ſich verlaſſen und vergeſſen und fühlte ſeine Armuth ganz.

5.

Der arme Lerno ward krank. Seine Jugendkraft hatte dem Kummer und der Arbeit unterlegen

und

und er lag ohne Hülfe, ohne Labung und ohne Arzeney auf dem Lager. Er konnte sein Amt nicht verwalten. — Sein Gönner hörte von seiner Krankheit: „Ich bedaure den guten Mann herzlich, sprach er, man muß seinen Collegen bitten, daß er für die zufälligen Einnahmen indeß seine Stelle verwalte.“

Lerno sandte zu einem seiner Freunde, der das aufrichtigste Mitleid mit ihm gehabt hatte, und ließ ihn um einen Beistand bitten. Sein Freund war ein Arzt. Er erschrak über die Nachricht und besuchte seine Kranken mit einiger Zerstreuung, weil er viel für das Leiden seines unglücklichen Freundes fühlte und flog dann sogleich nach seinen gewöhnlichen Verrichtungen zu Lerno's Krankenlager. Er fand ihn schlecht; aber seine Krankheit — blos eine Ermattung nach einer zu starken Anstrengung — war nicht tödtlich, sie konnte es aber werden, wenn die Kunst nicht der Natur zu Hüfe kam; und schrieb mit innig gerührtem Herzen ein Recept von wohlfeilen, aber ziemlich sicher würkenden Arzeneyen, das er, für seine Rechnung, in die berühmteste Apotheke zu tragen befahl.

6.

Seine übrigen Freunde hörten auch von seiner Krankheit, wurden bekümmert darüber und sandten ihm zuweilen aus ihrer Küche schöne ausgesuchte Speisen, die nur etwa für ihn nicht ungesund waren, und ließen ihn dabei

dabei ihres herzlichen Mitleids und ihres aufrichtigen Wunsches baldiger Genesung versichern.

Welche Menschlichkeit, welche Theilnehmung! sagte der Kranke, wenn er mit Empfindungen der Dankbarkeit die ihm gesandten Speisen ansah, oder die Medicin brauchte, die ihm sein mitleidiger Arzt verschaft hatte! Aber ach! ist diese Freundschaft mehr, als Mitleiden? und hört der Freund nicht auf, wo der Wohlthäter anfängt! —

Dank sey's seiner guten Natur, sie überwand die Krisis und die Wuth der Krankheit. Er genas.

7.

Mit Thränen dankte er seinen Freunden für ihre Theilnahme; seine Freunde freuten sich über seine Genesung; — „Freilich jezt sollte der gute Mann noch einige Stärkung haben, sagten sie, er ist unendlich zu bedauren, — es ist Schade um ihn!"

Er versuchte es, auszugehen — aber zehn Schritte von seiner Wohnung sank er vor Mattigkeit um. Er wurde nach Hause getragen. Nun schienen die Nachwehen der Krankheit gefährlicher zu werden, als die Krankheit selbst. Seine Natur kämpfte, aber fast hätte sie dem Kampf unterliegen müssen, und seine Gönner hätten ihn bedauret, seine Freunde ihn mit dem größten Mitleiden zu Grabe begleitet, wenn nicht ein glücklicher

Zufall

Zufall ihren gefühlvollen Herzen dieſen Triumph erſpart hätte.

Er erbte von einem entfernten Onkel ein Kapital, das ihm eine jährliche Einnahme von 2000 Thalern ſicherte.

8.

Schon die Freude über die Nachricht ſchenkte ihm die Hälfte ſeiner Geſundheit, die andre Hälfte ſchafften ihm ſtärkende Arzeneien und erquickende Speiſen. Sein mitleidiger Arzt war nun ſo beſorgt für ſeine Geneſung, daß er ihn aufs zärtlichſte bitten muſte, ja nicht über ihm ſeine andern Kranken zu verſäumen. — Seine gütigen Freunde waren ſeine liebſten, täglichen Geſellſchafter, und er war entzückt, wenn er bei ächtem alten Rheinwein, wovon ihm ſein Arzt täglich ein Glas zur Stärkung verordnet hatte, die Ergießungen ihres freundſchaftlichen Herzens anhören konnte.

Er war geſund und ſeine Kräfte verdoppelten ſich. Er gieng aus und ſeine Gönner freuten ſich über ſeine Geneſung, ſagten ihm, welch herzliches Mitleid ſie mit ſeiner Krankheit gehabt hatten, und wünſchten ihm Glück zu ſeiner reichen Erbſchaft.

„Nun bin ich glücklich! rief Lerno mit Entzücken aus — die Menſchen ſind ſo gut, ſo theilnehmend — ich bin geſund und bin reich! Entſchädigung genug für meine Leiden!“

9.

Er verwandelte seine kümmerliche Wohnung mit einer anständigern, kleidete sich nett, gieng zu niedlichen Gastmahlen, und gab selbst noch niedlichere, und war nun völlig bereit das Glück des Lebens und der Freundschaft mit dem gefühlvollsten Herzen zu genießen.

Eine Arbeit von ihm war dem Minister seines Departements in die Hände gefallen; — dieser erkundigte sich nach ihrem Urheber — hörte viel Gutes von ihm, und versicherte bei der ersten Gelegenheit unsern Lerno seiner ganzen Gnade.

Vier Wochen drauf wurde er aufs angenehmste durch die Erhebung zum — Rath, und einer dreifachen Gehaltsvermehrung überrascht. Der Minister hatte ihm das Diplom selbst eingehändigt, und sich eine Stunde mit ihm in seinem Kabinet unterredet. Er kannte und schäzte das Verdienst, und an Lerno fand er einen hellen Kopf und eine Gelehrsamkeit, die für einen noch höhern Posten sehr zureichend gewesen wäre; er drückte ihm beim Abschied die Hand, und versicherte ihn seiner Freundschaft.

Berauscht von den vollen Zügen, die er aus dem Becher des Glücks getrunken hatte, eilte er zu seinen Freunden, ihnen die unbeschreibliche Gnade des Ministers zu erzählen, und sein Herz in ihren Schoos auszuschütten.

„O

„O das iſt ja vortreflich! — ſagten ſie — Wir wünſchen Dir — von ganzem Herzen — Glück. — Du biſt alſo Rath geworden? — Wir nehmen recht viel Theil daran! — Du bleibſt doch bei unſerm Collegio? wir würden untröſtlich ſeyn, wenn wir Dich verlieren ſollten!“ —

Seine Freunde kamen unter einander zuſammen!

„Haben Sie ſchon gehört, daß Lerno Rath geworden iſt?“

Ei was ſollt' ich nicht, er iſt ja bei mir geweſen — der Menſch macht wahrhaftig ſein Glück!

„Und mit dem Miniſter hat er eine ganze Stunde geſprochen —“

Habs gehört!

„Er ſoll ihm beim Weggehn die Hand gedrückt, und ſich ſeinen Freund genannt haben!“

Es iſt wirklich viel! nun — ich gönne es ihm von Herzen!

„Ich auch! — — — Sind Sie auf morgen auch geladen?“

Ja! — es heiſt, es werde morgen ſehr prächtig zugehen. — Er mag ſich in Acht nehmen, daß er nicht zum Verſchwender wird.

„Ich wills wohl nicht hoffen — aber es heiſt freilich, wie gewonnen ſo zerronnen! Nun ich freue mich ſehr, daß das Glück ihm ſo günſtig geweſen —“

Lerno ſtellte ein groß Mahl an und erſparte nichts, auch ſeinen vornehmeren Gäſten eine reichliche Unterhaltung mit Speis und Trank zu verſchaffen.

10.

Der glückliche Rath Lerno (ſo pflegte man ihn ſchon hie und da zu nennen) wurde wieder geladen, wenn einer ſeiner geweſenen Gäſte die Nothwendigkeit fühlte, ſich bei ſeinen Bekannten für die gute Bewirthung, durch eine noch beſſere bedanken zu müſſen. Auf ſeinen Wanderungen durch die Speiſe-Säle lernte er manche weibliche Figur kennen. Er war geſund, männlich ſchön, und — reich! Genug Gründe, ihn der Gunſt der Damen zu empfehlen! — Er war noch unerfahren in den ſanftern Empfindungen der Liebe; in ſeiner vorigen Lage hatte er ſein Herz und ſein Haus gegen die ganze weibliche Welt verſchloßen gehalten! jetzt fühlte er aber das große Bedürfniß einer weiblichen Freundin; — genug Gründe ſeiner Aufmerkſamkeit die Damen ſeines Zirkels zu empfehlen!

Allein außer dieſem Zirkel fand er ein Mädchen. Unſchuldig war ſie, unbekannt mit den übertünchten Laſtern ihrer modiſchen Zeitgenoſſinnen; ein ſchlanker Wuchs, die regelmäßigſte feinſte Geſichtsbildung, ein großes blaues Auge — und alle die Reitze — deren kleinſter oft der ganze Reichthum einer bewunderten Prima Donna iſt — waren ihre geringſten Tugenden; die ſanfteſte

Seele,

Seele, das liebenswürdigſte Herz, der Reiz der Bildung den ihr eine vernünftige Erziehung, eine gewählte Lektüre und ein heller, feiner Verſtand gegeben hatte: Das war der wahre Schatz, den ſie dem, der ſie einſt heimführete zur Morgengabe beſtimmte, und nicht die 12000 Thlr. die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. Lerno kam in ihre nähere Bekanntſchaft — und damit habe ich geſagt: er liebte ſie! — Er liebte mit einem Feuer, wie man ſeit 10 Jahren in der Hauptſtadt nicht mehr geliebt hatte — und ſein Mädchen war ihm nicht unhold.

Er warb um ſie, und ſie ward ſein Weib!

II.

Seine zärtlichen Freunde nahmen an dieſer Begebenheit den größten Antheil, den man ihnen freilich nicht bei ihren Glückwünſchungen anſah, wo leider unter dem freundlichen Lächeln, hinter den gleiſſenden Worten die ſein Glück preiſen ſollten, die größte Kaltblütigkeit und vielleicht noch etwas mehr hervorleuchtete; der aber mehr in Geſprächen wo ihr Herzensfreund nicht zugegen war, ſichtbar wurde.

„Das Glück iſt blind, ſagten ſie mit Achſelzucken, es wirft ſeine Gaben aus, unbekümmert wer ſie auffängt! — O ich kannte den guten Lerno noch, wie er ſich nicht ſatt eſſen konnte — Und nun — es iſt übernatürlich wie das Glück ihn verfolgt hat.“

So

So sprachen sie immer von dem glücklichen Lerno, und sie sahen dabei aus, als wenn ihnen nichts angenehmer wäre, als von dem glücklichen Lerno zu sprechen.

12.

Dieser lebte nun für nichts, als für sein Amt und für sein herrliches Weib. Er floh die Freuden die er nicht mit ihr allein genießen konnte. Die großen Feste die ihn so sehr von seiner geliebten Hälfte trennten, waren ihm unausstehlich, und er mied sie so viel er konnte. In ihrem Arm vergaß er seine Freunde und die Welt.

Aber die Welt vergaß seiner nicht. Er war unverschuldet der Gegenstand der Gespräche an den Tafeln, an den Koffetischen und in den stilleren Zirkeln der Familien geworden. Die Damen, die zum Glück noch die große Ueberlegenheit, die die Gattin Lernes über sie an Körper und Geist behauptete, fühlen konnten, wollten ihr es leider nicht vergeben, daß sie schöner, klüger und bescheidner, als sie war, daß sie von ihrem Manne mehr geliebt wurde, als sie, und daß sie in einem schöneren Wagen fuhr, als sie. Und die Männer hatten neben den Gründen ihrer Frauen noch einige andere, die für den guten Lerno kein gutes Vorurtheil in ihnen erregten.

13.

Lerno trat mit seiner Gattin einst in eine große Gesellschaft. Er war so heiter und frey, daß er alle

nach

nach der Reihe hätte er sein Herz drücken und ihnen sagen mögen: Freunde wie bin ich so glücklich! Man empfing sie mit steifer feierlicher Ceremonie, und wandte sich dann sogleich zu seinem Nachbar, mit ihm ein sehr interessantes Gespräch über das Trauerspiel, das heute eben zum zehntenmal aufs Theater kam, anzufangen. — Er wollte hie und da jemanden in ein herzliches Gespräch ziehen, aber niemand wollte ihm Rede stehen, man antwortete ihm abgebrochen und kalt, und fand auf einmal daß man mit dem Herrn — N. und mit Madam N N. etwas wichtiges zu sprechen habe. Seine Gattin saß bei den Damen, sie führten das einsilbigste Gespräch von der Welt, und hatten alle Augenblicke sich einander etwas in die Ohren zu flüstern. Sie sahen dabei auf die, die allein nichts zu flüstern hatte, und brachen nicht selten in ein Gelächter aus, das sie nur mit vieler Mühe zu unterdrücken schienen.

Die Lage unsrer Glücklichen war drückend, sie fühlten es, und ergriffen die erste beste Gelegenheit, die Gesellschaft zuerst zu verlassen. Man entließ sie mit höhnischen Naserümpfen und — wie verabredet — wurde nun das Gespräch über sie zur allgemeinen, lautesten Unterhaltung. Lerno erfuhr alles wieder — und es war einige Tage um seine Heiterkeit geschehn.

14.

Dieser Zufall machte ihn aufmerksam, endlich wieder an seine Verhältniße mit der Welt zu denken, und auf

auf die Dinge außer sich und seinem geliebten Weibe achtsamer zu werden. Da sah er denn, daß das Thermometer der Freundschaft bis nah an den Gefrierpunkt gefallen war. Er wollte seine Freunde anreden, ihnen zärtliche Vorwürfe machen, sie zu sich aufs dringendste einladen, aber ihre kalte verlegene Miene machte, daß ihm das Wort auf der Zunge blieb, und er eben so verlegen als sie auszusehen anfing. — Einer seiner Vorgesezten, sonst sein vorzüglicher Gönner, sprach an denselben Tage von dem einreissenden Dünkel und Uebermuth seiner Collegen, und äußerte den Wunsch mehr Application und Fleiß zu sehen. — Hätte ihm nicht der auf ihn geworfene Blick des unzeitigen Sittenrichters zu verstehen gegeben, daß dies eine Lektion für ihn sey, so hätte es ihm das verstohlne, aber nur zu sichtbare Lächeln der Uebrigen deutlich genug gesagt. Denn jener und Lerne waren die einzigen, die nicht lächelten.

15.

Von Tag zu Tage merkte er, daß Kabale und Neid zu seinem Schrecken erwacht waren. Wollte er vorher nur mit seinem geliebten Weibe allein seyn, um des Lebens zu genießen, so war er nun mit ihr allein — denn er hatte keinen Freund mehr. Nur wenn er ein festliches Mahl gab — und er gab es seltner — waren seine Bekannten bei ihm, nur geladen ward er, wenn die conventionelle Reihe an einen von jenen gekommen war. Viele waren höflich gegen ihn, viele kamen ihm

mit

mit Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen zuvor, mehrere zogen sich von ihm zurück, und alle — war er nicht gegenwärtig — sprachen kein günstiges Urtheil über ihn, erwähnten nur seiner Fehler, derer die er hatte und die er nicht hatte.

O womit habe ichs doch verschuldet, daß meine Freunde mich fliehen! rief Lerno oft aus voller bekümmerter Seele. — Wie glücklich war ich durch die Freundschaft im Unglück und wie unglücklich bin ich jezt in meinem Glücke!

16.

Er kam eines Abends nach Hause; — er bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in seiner Wohnung. Beim Eintritt fiel ihm sein Weib in den Arm, weinte und konnte nicht reden, sie führte ihn schweigend in sein Arbeitszimmer. — Alle seine Schriften waren versiegelt. Er erschrak. — „Beruhige Dich Geliebte! sprach er, ein unglücklicher Irrthum muß hier vorgefallen seyn. Leb wohl indeß, ich gehe zum Minister.“ — Er gieng hin, mit Mühe wurde er vorgelassen. Sein Ehrgefühl war gekränkt und er frug lebhaft und mit der edlen Zuversicht die der Unschuld eigen ist, warum man ihn als einen Verbrecher behandle? — Der Minister, der wirklich ihn schäzte und nur weil er die harten Beschuldigungen nicht ungehört zurück weisen konnte, diesen Schritt gegen ihn gethan hatte, beruhigte ihn, ermahnte

ihn,

ihn, ruhig den morgenden Tag in seinem Hause zu erwarten — von Gefängniß habe er nur ihn gerettet — und dann die Fragen die man ihm vorlegen würde offen und befriedigend zu beantworten. „Sie haben viel Feinde, mein lieber Lerno, so schloß der edle Mann — aber ich bin es überzeugt, daß der morgende Tag ihre Unschuld rechtfertigen werde. Gehen sie ruhig nach Hause — und besänftigen sie ihre Gattin." —

17.

Man hatte ihn angeklagt mit einem feindlichen Hofe in einer verrätherischen Korrespondenz zu stehen und ihm mehrere wichtige Aktenstücke, die er in seinem Hause hatte, theils in Copien theils auch in den Originalen ausgeliefert zu haben.

Am folgenden Tage kam eine Commission in sein Haus. — Man untersuchte seine Schriften fand alle Aktenstücke und Dokumente, die man zu vermissen glaubte, in der besten Ordnung, und Lerno wußte sich so einleuchtend gegen die angeschuldigte Korrespondenz zu vertheidigen, daß er bald losgesprochen wurde.

Allein wie wenig war dieses für sein Herz. Er, der die Menschen so liebte, konnte nicht begreifen, daß sie mit hämischem Vorsatz ihn kränken könnten — und es war um die Ruhe seines Herzens gethan.

Armer Lerno! du warst bei diesem Herzen nicht für die Laufbahn in die du eingetreten bist geschaffen.

Ein

Ein andrer würde Verläumdung mit Verläumdung, Kabale mit Kabale vergolten, und so sich in der großen Welt zünftig gemacht haben, und, wo nicht ruhig doch mit allen Ehren darin gelebt haben. Dich aber drückt der Neid und die Verläumdung zu Boden, und du härmst dir das Herz ab, über Vorfälle, die in der Welt in der du lebst alltäglich sind! — —

18.

Er zog sich ganz in sich selbst zurück, mit Ueberdruß beobachtete er die Pflichten seines Amts, alle Freuden der Welt hatten für ihn keine Reitze mehr.

Er hielt sich für unglücklich und so war er es auch, er hielt alle für seine Feinde und fürchtete ihnen unterliegen zu müssen.

Seine Gattin litt unbeschreiblich da sie ihn so leiden sah, sie versuchte es ihn aufzuheitern, aber sie konnte nur dann etwas über ihn vermögen wenn er bei ihr war, und er war es selten, und auch bis in ihre Arme begleitete ihn seine Traurigkeit.

19.

Wie reich mußte Lerno seyn, wenn ihm seine Freunde nicht blos Werke der Barmherzigkeit für Freundschaft verkaufen sollten? und wie arm mußte er seyn, wenn er nicht der Gegenstand ihres Neides werden wollte? —

K..

3.

Anekdoten
aus Hyder Allys Leben.

1.

Gerechtigkeit und Milde gegen den Unterdrückten iſt eine der erſten Fürſtentugenden! Wie ſie Hyder Ally übte, ſey folgende Geſchichte ein Beiſpiel. — Nach der Tafel pflegte der Nabob jedem, auch dem geringſten Unterthan Audienz zu geben; und alle ſeine Diener und Hofleute hatten den ſchärfſten und gemeſſenſten Befehl, alsdann keinem Suplikanten, (es ſey unter welchem Vorwande es wolle) den offnen Zutritt zu verweigern. Eines Tags, da er kaum ſeinen Pallaſt verlaſſen hatte, um mit dem Schwarm ſeiner Höflinge über Feld zu gehen, drängte eine alte Frau ſich durch den Haufen, warf ſich vor ihm auf die Erde und ſchrie laut um Gerechtigkeit! Der Fürſt ſtand und befahl ſie näher zu führen, und fragte ſie mit liebreicher Herablaſſung um ihr Anbringen. Stöhnend antwortete ſie: Meine Tochter — mein einziges Kind! — Aggi Mahmoud hat ſie geſchändet und entführt! —

„Schon iſt Aggi Mahmoud ſeit einem Monat von hier abgereiſt, und jezt erſt kommſt du, ihn anzuklagen? Was iſt die Urſach deines Zögerns? —

O gleich,

„O gleich, gleich nach dem Unglück hab ich mich in einer Bittschrift an dich, unsern gütigen Fürsten gewant ich habe mehrere — Allo (mit finstrem Ernst) „und wem gabst du deine Bittschrift!

„Hyder Schah —

Dieser, das Oberhaupt der Sukedars gieng vor dem Nabob her mit einer großen goldnen Kette, dem Zeichen seiner Würde geschmückt. Da er seinen Namen nennen hörte, trat er herbei und sagte: Großer Fürst! Laß dich nicht einnehmen von dieses Weibes gleißnerischen Worten! Sie und ihre Tochter führen ein anstößiges Leben.

Der Nabob befahl sogleich, daß der Zug zum Pallast zurückkehren und daß man die Frau mitnehmen solle. Hyder Schah folgte mit klopfendem Herzen, die Höflinge fürchteten nicht unwahrscheinlich seinen Fall, doch keiner wagt' es für ihn um Gnade zu flehen. Man bat den Befehlshaber der europäischen Truppen, es zu thun, und er that es! „Ich kann euch, antwortete Hyder mit strengem Blik, eure Bitte nicht gewähren. Den Unterthanen den Zutritt zu ihrem Fürsten der ihr Vater seyn soll und will, zu versperren, ist mir das größte Verbrechen, das ich nicht ungeahndet lassen kann. Die Fürsten sollen die Stütze der Schwachen seyn! — Sollen sie verschmachten weil ein Böswicht ihrem Helfer die Hände gebunden hat? Der Verräther glaubt sich mit dem Lebenswandel der Frau entschuldigen zu können — aber

dies zu untersuchen steht mir zu, und er weis meine Befehle!

Sogleich befahl er den Schah auf den öffentlichen Plaz zu führen und ihm zweihundert Peitschenschläge zu geben. Dann rief er einen Officier von seiner Abyßinischen Garde zu Pferde, und schickte ihn nach dem Schlosse des Aggi Mahmouds ab, mit dem Befehl das entführte Mädchen dort aufzusuchen und wenn man sie dort fände, sie und den Kopf ihres Räubers der Mutter zu bringen; wenn sie nicht dort wäre, den Aggi indeß zu ihm zu führen. Man fand aber das Mädchen und brachte den Kopf des Verbrechers.

2.

Auch die Fürsten müssen leider als Menschen das Recht haben, ihre Gebrechen und Fehler mit der Schwachheit der menschlichen Natur zu entschuldigen.

Indeß sie können auch manches böse wieder gut machen, was der einzelne Mensch oder der einzelne Bürger nicht wieder gut machen kann.

Es sey ihnen daher immer verziehen, wenn sie im kleinen Rausch einer menschlichen Leidenschaft zuweilen zu rasch handeln; wenn sie nur so viel gutes Herz haben, bei besserer Einsicht und nach ausgeschlafenem Rausche, die verübten Sottisen nicht zu empfehlungswerthen Klugheiten zu autorisiren, oder die angethanen

Be-

Beleidigungen, hartnäckig und tyranniſch, mit dem Schein des Rechten zu bemänteln! Daß Hyder dieſe Tugend beſaß und ſich des entgegen geſetzten Laſters nicht ſchuldig machte, lehre folgende Anekdote!

Ob Hyder Ally gleich ſelbſt ſeine ganze Macht aufbieten mußte, ſeine eignen Gränzen zu ſchützen, ſchikte er im Jahr 1760 doch ſiebentauſend Mann unter der Anführung ſeines Schwagers Moctum den Franzoſen nach Pondiſcherey, das in der dringenſten Noth war zu Hülfe. Moctum verband ſich mit den franzöſiſchen Truppen, ſchlug die Engländer und campirte dann 2 Monate auf den Wällen von Pondiſcherey; den franzöſiſchen General konnte er aber nicht bewegen die Stadt zu verlaſſen. Er gieng zu Hydern zurück und führte ihm noch die ganze franzöſiſche Cavallerie und viel Handwerker zu. Deswegen — denn Hyder achtete die Franzoſen ſehr, und die Handwerker konnte er in ſeinem Arſenal vortreflich brauchen — und überhaupt wegen dem glücklichen Ausgange ſeines Zugs konnte er ſich mit Zuverſicht der ehrenvollſten Aufnahme verſprechen. Wider all ſein Vermuthen aber empfieng ihn Hyder mit Kälte und Unwillen, warf ihm als ein Verbrechen vor, daß er nicht ſeines Zuges Abſicht gemäs Pondiſchery von der Belagerung befreit hatte, und — ohne ſeine Vertheidigung zu erwarten — erniedrigte er ihn zum gemeinen Reuter. Alle wunderten ſich über dieſe unwürdige Behandlung, und erſtaunten den ſonſt ſo gütigen Hyder —

der

der hier nur gerecht seyn durfte — als den ungerechtesten Tyrannen zu erblicken. Besonders kränkend war die Erniedrigung ihres tapfern Anführers den Officiren und Soldaten die bey der Expedition gewesen waren. Viele, besonders aus dem französischen Heere sprachen vereint bei Hydern zum Vortheil seines Schwagers. Noch blieb er unwillig, doch ward er aufmerksam und zum erstenmal warf er sich die Frage auf: Könnte Moctum auch unschuldig seyn? Er verläugnete auch hier nicht seine Gerechtigkeitsliebe, ließ alle Officiers der Armee versammlen und befahl den Augenzeugen Moctums Verhalten getreu darzustellen. Einmüthig brach die ganze Versammlung in das Lob des braven Kriegers aus. Aus ihrer Erzählung sah er, wie Unrecht er gethan hatte, seine eigne Vertheidigung in der Hitze des Unwillens nicht gehört zu haben. Mit ruhiger Miene doch mit mehr als gewöhnlichem Ernst, befahl er sein großes Savari *) bereit zu halten, er bestieg dann seinen Elephanten, und nahm mit dem glänzendsten Gefolge den Weg nach Moctums Wohnung. Auf einem großen Platze kam dieser, da er eben als gemeiner Soldat zu Fuße spazieren gieng, dem Zuge entgegen. Hyder ließ halten, stieg vom Elephanten herab, eilte auf seinen Schwager zu, umarmte ihn zärtlich und sprach in Gegenwart des ganzen Hofs zu ihm: Ich habe aus den Zeugnissen Deiner Freunde ersehen; daß ich dir Unrecht gethan habe; Du siehst mich auf dem Wege zu Dir um

mei-

*) Savari, das Gefolge der Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten.

meine Uebereilung zu entschuldigen; es freut mich, daß ich hier Dich treffe, um öffentlich Dir alle Genugthuung zu geben, die Du mit Recht fordern kanst. Drauf ließ er ihn seinen Elephanten besteigen, er selbst ritt mit seinem Gefolge zu Pferde voran, und der Zug gieng nach dem Pallaste zurück. Das ganze Volk und die Soldaten folgten ihm mit ausschweifender Freude und sangen Päane dem gerechten Beleidiger und dem edlen Beleidigten.

3.

Wie wenig Freund der Ungerechtigkeit Hyder war haben sattsam die beiden ersten Geschichten bewiesen, eben so wird es auch die dritte beweisen. Sie lehrt uns ihn, als Beschützer der unterdrückten Rechte derer, die ihn anflehen; als den tapfersten und weisesten Feldherrn, aber auch als strengen Rächer der Verrätherei kennen.

Hyder hatte eben seine hartnäckigsten Feinde, die Maratten, gedemüthigt, als der Prinz von Canara zu ihm nach Bisnager kam, seine Hülfe gegen seine Mutter anzuflehen, die ihm das Reich auch nach seiner Minderjährigkeit vorenthielt. Der Nabob nahm ihn liebreich auf und versprach ihm seinen Beistand; — nicht ohne Fug und Recht, da das Königreich Canara im Gebiet der Statthalterschaft von Sira *) lag. Der Mut-

*) Hyder hatte sich im Kriege gegen die Maratten zum Subah oder Statthalter von Sira gemacht, und war vom Großvezier feierlich als solcher anerkannt worden.

Mutter des jungen Königs wurde durch eine Gesandschaft aufgegeben, in einer bestimmten Zeit vor dem Statthalter zu erscheinen. Die Antwort des entschloßnen Weibes war: Sie sey Königin und erkenne keine Obern! Der Krieg ward also gegen sie beschlossen.

Das Unternehmen hatte der Schwierigkeiten nicht wenig! Bednur, Canara's Hauptstadt liegt in einer Ebne, die rund herum von Bergen und Wäldern beschirmt wird; die engen Pässe sind durch Vestungen beschüzt und eine Armee kann durch eine kleine Anzahl Feinde die des Landes kundig sind, bei jedem Schritte aufgehalten werden. Ueberdies wird die Stadt selbst durch eine Bergvestung gedeckt — Nur Hyder verläugnete bei diesen fast unübersteiglichen Schwierigkeiten seinen geprüften Muth nicht; er kämpfte überdies für die gerechte Sache; und von der Gegenwart des rechtmäßigen Königs, der die Liebe der Großen und des Volks besaß, konnte er sich nicht wenig versprechen.

Schnell nahm Hyder sechs tausend Mann seiner besten Reuter, rükte ohne Gepäk, in schnellen Tagreisen auf Canara los und erschien auf der Ebne von Bednur, eh' die Königin die geringste Nachricht von seiner Annäherung hatte. Sie rafte indeß schnell eine Armee zusammen, seine Cavallerie — ihnen eine ganz neue Erscheinung — schlug einen Theil derselben, die Königin floh — wurde eingeholt und vor den Sieger geführt.

Der

Der alte Hyder nahm sie sehr gütig auf, bewirkte zwischen ihr und ihrem Sohne eine völlige Aussöhnung, der ihr einen ansehnlichen Gehalt bestimmte und dann von seinem Volk als König ausgerufen wurde. Er huldigte dem Hyder, und seine Mutter nebst den Vornehmsten des Landes unterschrieben die Traktaten, worin er ihm einen Strich Landes und den Hafen von Mangalor abtrat. — Um seinen Rükzug zu sichern, bemächtigte er sich aller Posten, die ihm gefährlich werden könnten, brach auf, um Besiz von Mangalor zu nehmen, ließ aber indeß einen Theil seiner Truppen vor den Thoren de Hauptstadt.

Die stolze Königin voll Wuth über ihre verlorne Macht, aber listig genug sich nicht blos zu geben, hatte nur zum Schein ihre Hand zur Aussöhnung geboten, um zur Rache Zeit zu gewinnen. Sie bot all' ihre Verschlagenheit auf, das Herz ihres Sohnes — dessen Schwächen sie nur zu gut kannte, wieder zu gewinnen. Sie warf ihm zärtlich vor, daß seine unvorsichtige Ungeduld den Feinden ihrer Religion das Reich in die Hände geliefert habe, von dem sie ihm nichts als den Titel gelassen hätten. Unaufhörlich stellte sie ihm den Nabob, als den furchtbarsten Tyrannen dar — und der schwache Mann, er, der doch die gewisseste Probe von dem Edelmuth seines Beschützers hatte, willigte endlich in den Rath seiner Mutter, der kein andrer war, als — Hodern umzubringen. Den Plan dazu hatte das listige Weib so

künstlich ausgesonnen, daß man sich die glückliche Ausführung desselben nicht mit geringer Zuversicht versprechen konnte. Hyder sollte nemlich bei seiner Zurükkunft nach Bednur von Mangalor wieder im Pallast der Könige von Canara wohnen.

Vom Pallast bis zu einer Pagode, wo ihr jeziger Gemahl Oberbramin war, war ein unterirdischer Gang, der nur der Königin und ihren Vertrautesten bekannt war. Hier wollte sie unter dem Pallast eine Miene anbringen und Hydern mit seinen Officieren bei der Tafel in die Luft sprengen. Ihr Volk würde dann in der Verwirrung einen leichten Sieg über die fremden Truppen gewinnen.

Hyder war von seiner Reise zurückgekehrt — noch eine Stunde sollte er leben! — Er war mit seinen Officieren, der Königin, dem Könige und den Vornehmsten in einem großen Saal versammlet — schon wollte sich der Hof entfernen, als plözlich ein Oberbramin von einer andern Pagode, der die Verschwörung entdekt hatte, hereintrat und Hydern von der drohenden Gefahr mit lauter Stimme Nachricht gab. Schrecken breitete sich über die Versammlung aus. Nur Hyder stand unerschüttert ohne seine Züge zu ändern. Er schaute umher und las jedes Schuld aus seiner Verwirrung. Ruhig befahl er sogleich die Verbrecher in Verhaft zu nehmen, die Zeugen wurden verhört, die Wahrheit der Anklage auf der

Stelle

Stelle beſtätigt, und die Königin, ihr Gemahl und alle Mitverſchwornen zum Tode, der ſchwache König aber zur ewigen Gefangenſchaft verdammt. Hyders Grenzen vermehrten ſich nun wider ſein Vermuthen durch das ſchöne Königreich Canara, eine Fundgrube unermeßlicher Schätze.

4.

Nur Verräther, die er beſiegte, konnte er hart behandeln, ſonſt duldete er keine der ſonſt ſo üblichen Grauſamkeiten gegen Ueberwundne. — Ali, ein Fürſt der Mapelets auf der malabariſchen Küſte hatte eine kleine Flotte ausgerüſtet und eroberte, unter dem Vorwande einer Beleidigung, die maldiviſchen Inſeln, nahm den König derſelben gefangen und ließ ihm die Augen ausſtechen. Die ſiegreiche Flotte führte Hyders Flagge und unter ſeinem Namen war die Eroberung gemacht worden. Ali Raja eilte ſeine Lorbeern zu Hyders Füßen zu legen, und ſtellte ihm zugleich den unglücklichen König der Maldiven vor. Der edle Inder erſchrak über dieſe blutige That, ward über Alis Grauſamkeit ſo aufgebracht, daß er ihm auf der Stelle das Kommando der Flotte nahm. Innig gerührt von dem Unglück des Königs, bat er dieſen, nicht ihm das Verbrechen ſeines Admirals beizumeſſen, tröſtete ihn mit ſeinem innigſten Mitleiden, und gab ihm einen ſeiner Palläſte, wo er mit der größten Sorgfalt für ſeine Bequemlichkeit und ſein Vergnügen ſorgen ließ.

5.

Da Hyder mit unglaublicher Tapferkeit das Land der Nairen erobert hatte, und alles vor ſeinem ſiegenden Heere geflohen war, blieb Samorin, ein alter Fürſt des Landes, ruhig in ſeinem Pallaſte und erwartete den Sieger, ſich ihm auf Gnade oder Ungnade zu überliefern. Da dieſer zu Calicut ankam, hörte er, daß der alte Samorin, ohne Leibwache, gelaſſen ihn erwarte und von ihm eine gütige Behandlung hoffe. Sogleich ließ er ſich in ſeinen Pallaſt tragen. Der Greis kam ihm entgegen, Hyder eilte, ihn aufzuheben, ſprach ihm Muth ein und nahm ſeine Geſchenke an die in zwo kleinen goldnen Kanonen und zwei goldnen Becken, wovon eins mit Edelſteinen, das andre mit Goldſtücken angefüllt war, beſtanden. — Hyder bezeigte ihm die gröſte Ehrerbietung, verſprach ihm gegen einen kleinen jährlichen Tribut ſeine Länder zurückzugeben, und die beiden Fürſten ſchieden ſehr vergnügt von einander. Wer kann nun das Erſtaunen aller beſchreiben, da ſie mit Anbruch des folgenden Morgens den Pallaſt Samorins in Flammen erblickten! Man eilte die ſchleunigſte Hülfe zu leiſten, Hyder ſelbſt war gegenwärtig und ſein gutes Herz ließ kein Mittel unverſucht ſeinen Freund zu retten. Umſonſt! das Gebäude war gröſtentheils von Holz — und Samorin verbrannte mit ſeiner Familie und ſeinen anſehnlichen Schätzen.

Er

Er selbst hatte diesen Tod sich bereitet! Aus Verzweiflung über die bittern Vorwürfe und Verwünschungen, die seine Neffen in Briefen über ihn ausgegossen hatten, beschloß der unglückliche Greis seinem Leben ein Ende zu machen. Hydern rührte Samerins Schicksal sehr und er schwur öffentlich, den Neffen nie ihre Staaten zurück zu geben. Er hielt Wort, ob er gleich alle nairischen Fürsten, die sich unter ihn demüthigten wieder in den ruhigen Besitz ihrer Länder sezte.

6.

Mirza Ally Khan, Hyders Schwager, ein junger, nur zu lenksamer Mann, hatte im Anfang des Kriegs mit den Engländern durch sein Verständniß mit den Maratten, Hydern unaussprechlich beleidigt. Gepeinigt durch Gewissensbisse und der Verachtung, mit der ihm die Häupter der Maratten selbst begegnet hatten, war es längst seines Herzens innigster Wunsch sich mit seinem siegreichen Schwager auszusöhnen, noch mehr aber mit dem Unglücklichen, von der Feinde Uebermacht bedrängten. Sein Entschluß war gefaßt. Er warb ein Heer von zwanzig tausend Mann, und zog damit auf Hyders Lager los. Zwei Meilen davon ließ er Halte machen und er selbst näherte sich in Begleitung einiger Reuter den Vorposten, gab sich zu erkennen und verlangte, daß man ihn bei Moctum *) melden sollte.

Voll

*) Wir kennen ihn aus der zweiten Anekdote.

Voll Erſtaunen gieng dieſer ihm entgegen und rief: Mirza, was führt Dich hieher? „Die Reue! erwiederte er — ich komme, wo möglich das Uebel was ich unſerm Bruder zufügte, wieder gut zu machen. Eine ſchönere Armee als ich damals ihm entführte, bring' ich nun ihm zu und zugleich meinen Kopf — führe mich zu ihm! —“ Vergebens bat ihn Moctum, nicht der wahrſcheinlichſten Gefahr ſich auszuſetzen, die ihm der noch nicht ganz erloſchne Zorn des Nabobs drohe, wenigſtens zu warten, bis er mit guter Art ihm bei Hydern gemeldet habe — Mirza verweigerte ſtandhaft jeden Verzug. Moctum mußte ſeiner reuevollen Ungeduld weichen und ihn in Hyders Zelt führen. Beſchämt und ſprachlos wollte Mirza zu ſeinen Füßen Vergebung flehen, der edle Hyder kam ihm aber zuvor, umarmte ſeinen Schwager, deſſen Reue beſſer, als jede Abbitte war und ſprach die großen Worte:

„Du überraſcheſt mich nicht, ich habe Dich erwartet!“ Die beiden Armeen vereinigten ſich, und dies war der Keim zu Hyders wieder aufblühendem Waffenglück.

R . .

4.

Timoleons Opfer zu Andranum.

Das Gedicht, oder wenn man will die Paramythie in unſrer erſten Sammlung, (S 131 ꝛc.) ſchilderte den großen Timoleon, als den Befreier der geliebten Tochter Korinths; die gegenwärtige Skizze, ſoll eine Scene aus ſeinem Leben darſtellen, die bei den Alten ſchon unter die berühmteſten gehörte: ſeine wundervolle Rettung von dem ſchändlichen Tode durch Meuchelmörder.

Zum Verſtändniß dieſer kleinen Scene iſt vielleicht die Erzählung folgender hiſtoriſcher Umſtände, nicht unzweckmäßig.

Timoleon war in Sicilien gelandet. Seine Klugheit und Liſt hatte ihn bis ans Geſtade der unglücklichen Inſel gebracht, die aus ſeiner Hand das Geſchenk der Freiheit des gröſten Gutes das der Grieche nur kannte, erwartete; ſeine Tapferkeit und der Muth ſeines kleinen Heers ſollte ihm nun den weitern Weg nach der Hauptſtadt bahnen. Die treuloſen, herrſchſüchtigen Karthager hatten den Hafen, Iketes die Stadt und der Tyrann Dionyſius die Burg inne, und Timoleon lag mit ſeinen tauſend Helden in Tauromenium; von den ſiciliſchen Staaten

ten aus Mißtrauen gefürchtet, und an nothdürftigem Unterhalte Mangel leidend. Er zog vorwärts. Iketes stellte sich ihm mit fünftausend Mann entgegen. Timoleon feuerte sein Heer an; und nach dem schnellsten Marsche, noch ehe die feindliche Armee ahndete, daß er ihnen nahe sey, überfiel er sie, schlug die Feinde in ihrer Verwirrung und erbeutete ihr Lager, das sie kaum in der Gegend von Andranum hatten aufschlagen können.

Die Einwohner dieser Stadt öffneten dem siegreichen Timoleon die Thore, auch andre Städte Siciliens traten auf die Seite ihres Schutzgottes, und der Tyrann von Syrakus übergab im ersten Schrecken ihm die Burg, und kam zu ihm in sein Lager. Timoleon ließ durch vierhundert seiner Soldaten die Burg besetzen, und sandte nachher den Dionysius, als den besten Herold seiner Thaten nach Korinth.

Iketes glühte vor Wuth und Rache, er belagerte die Corinthische Besatzung auf der Burg von Syrakus, und sandte zwei Meuchelmörder nach Andranum, den großen Mann, den er in offner Feldschlacht nicht besiegen konnte, durch feile Mörder hinrichten zu lassen. Auch wäre es ihnen gelungen, den furchtlosen Mann, der die Mittel der Sicherheit, die Tyrannen nicht sorgsam genug wählen können, verschmähte und sich unter seinen Kriegern und den Bürgern von Andranum, die als einen Gott ihn ehrten, für sichrer als der ältere

Dio-

Dionyſius in ſeinem unzugänglichen Palaſte hielt, durch die ſchwärzeſte That zu ermorden, wenn nicht die Götter von Corinth und Sicilien über das Leben ihres Lieblings und ihres Erretters gewaltet hätten.

Tempel des Andramus *).

Timoleon. Dionyſius. Prieſter. Volk.

(Das Opfer iſt beinah vorüber.)

Ein Prieſter. Die Flamme lodert hoch auf, das Fett der Opferthiere ſchmilzt, und der Weihrauch ſteigt lieblich empor! Die Götter werden Dir und uns gnädig ſeyn, Timoleon!

Das Volk. (Mit aufgehobnen Händen) — Segen über Timoleon!

Timoleon. Mögen mir' die Götter verleihen, euch frei zu machen, zu zerbrechen die ſchändlichen Ketten der Knechtſchaft, und heim zu kehren von einem freien Volke in die Arme unſrer Mutter Corinth! Das ſey mein Segen, das ſey euer Segen!

Dio-

*) Dieſem, in Sicilien beſonders verehrten Gotte, war die Stadt in der unſre Scene iſt, vorzüglich heilig.

Dionyſius. (aller fürſtlichen Inſignien entkleidet, ſteht im Hauſen, nahe bei Timoleon.) Wenn die Götter des Vaterlands nicht mein Opfer verſchmähen, ihr Prieſter, o ſo opfert für mich die zween weißen Stiere, die in des Tempels Halle ſtehen; opfert ſie, zu einem Sühnopfer, daß die Götter mir gnädig ſind, und freundlich mich Corinth aufnehme!

Einige aus dem Volke. Er hat das Opfer entweiht — fort mit ihm! — die Götter verſchmähen ſeine Spende! er hat ſein Volk gedrückt! —

Dionyſius. (zum Volke) Aber auch befreit! Ich bin nicht König mehr, ich bin Dionyſius, arm, ohne Vaterland, freiwillig verbannt von dem Lande, deſſen Fürſt ich war —

Volk. Fürſt — Tyrann! — fort! daß wir ſein vergeſſen!

Timoleon. Wir haben der Freiheit Siciliens geopfert, Dionyſius! verſpare Deine Opfer für eine glückliche Fahrt auf morgen — Laß uns ruhig unſre frohe Feierlichkeit enden!

Volk. Zurück! der Tyrann ſoll das Opfer der Freiheit nicht entweihen! Ende es, Timoleon.

Timoleon. (zu den Prieſtern) Sind die Zeichen noch günſtig — können wir mit gnädigen Göttern beſchließen?

Prie-

Priester. Die Zeichen sind günstig und gnädig die Götter!

(Indeß haben sich die Meuchelmörder des Iketes, Pharax und Demodotus durchs Volk hindurch gedrungen, und stehen zu beiden Seiten des Timoleon.)

Timoleon. So schliesset, Priester, mit den feierlichen Formeln, und ihr Männer von Corinth und Andranum erhebet eure Hände zu heiligen Gebeten! —

(Der Priester gießt die Opferschale aus. — Indem reißt Thespius, einer aus dem Haufen, das Schwerdt heraus, stürzt mit den Worten: ha endlich Verräther! auf Demodotus los und haut ihn nieder. Thespius bahnt sich mit blutigem Schwerdt einen Weg durchs Volk und entflieht — ein Theil stürzt ihm nach.)

Der Tumult ist allgemein — Pharax hält sich für entdeckt, springt auf den Altar los, und umfaßt ihn mit beiden Händen — Die Priester umstellen ihn!

Timoleon. Schrecklich! — Wer ist der Unglückliche — der vor den Augen der Götter den Tod fand? — Schafft ihn fort! Endet, endet Priester das unglückliche Opfer!

(Einige wollen den Leichnam des Demodotus aufheben — ein Dolch fällt aus seinem Oberkleide.)

Einige. Götter! was ist das? Timoleon, dieser Dolch war bei ihm.

Pharax. (fester den Altar umfassend) Gnade, Gnade, Timoleon!

Timoleon. (zu ihm tretend) Und wer bist Du?

Pha-

Pharar. Der unglücklichſte Menſch, wenn Du nicht großmüthig biſt? Gnade, Verzeihung!

Timoleon. Unglücklicher, der Du meiner Verzeihung bedarfſt! rede was thateſt Du?

Pharar. Eher nicht, als bis Dein Wort mir Sicherheit verſprochen hat — ich verlaſſe den Altar nicht — und muß ich ſterben! ſo ſtirbt mein Geheimniß mit mir!

Volk. Rede, rede! (Andre) reißt ihn fort vom Altar!

Pharar. Prieſter, ſchützt euer Heiligthum!

Prieſter. Zurück vom Altar! Verderben über den, der ſeine Hand an ihn legt!

(Das Volk weicht — aber neugierig dringt es wieder näher)

Timoleon. Rede, ich verſpreche Dir Sicherheit!

Pharar. So höre, ſo hört ihr alle, die ihr mit ſchrecklichen Blicken mich anſtaunt — ich und jener Unglückliche, der durch ein unbegreifliches Geſchick ſeinen Tod fand, waren abgeſchickt Timoleon zu ermorden!

Volk. Schrecklich! ſchrecklich! — Steßt ihn nieder den Verruchten! (ſie dringen vor)

Timoleon. Haltet ein! — Wer wagt es, an das Heiligthum des Gottes ſeine frevelhafte Hand zu legen, wer will ihn dem Altar entreißen, der ihn ſchützt?

Volk.

Volk. Die Götter ſchützen den Frevler nicht! — er hat Timoleon ermorden wollen!

Timoleon. Und habt ihr vergeſſen, daß ich ihm Schutz und Sicherheit verſprach? Ich ſchütze ihn!

Volk. Du, Deinen Mörder? Laß uns —

Timoleon. Mein, einen Menſchen, der meiner Treue ſich anvertraute! — Fremde, Mitbürger! wie könntet ihr mir trauen, daß ich euch halten würde meine Zuſage, euer Rächer, der Wiederherſteller eurer Freiheit zu werden, wenn ich nun vor euch leiden könnte, daß dieſem Manne das geringſte Uebel begegnete! — (zu Pharax) Und Du, Unglücklicher! was that ich Dir, daß Du mir ſo lohnen wollteſt?

Pharax. Ich habe Dich noch nie gekannt, ich bin verführt durch ſchändlichen Sold, und ſchmeichelhafte Ueberredung!

Volk. Von wem, von wem? Du Verruchter!

Pharax. Fluchet mir nicht! — ich war blos blindes Werkzeug. Fluchet Ihrem dem Tyrannen!

Das Volk (in höchſten Erſtaunen bleibt ſtumm.)

Timoleon. Damit alſo wollte er mir ſeine ſchändliche Flucht vergelten, dadurch meinen Sieg mir vereiteln?

Volk. Rache, Rache!

Timo-

Timoleon. Dies waren also eure Fürsten, Sicilier, solche Tyrannen regierten euch!

Volk. Heil! Heil Dir Timoleon! Rache über die Tyrannen!

Einer aus ihnen. Hier ist einer von ihnen! Verderben über Dionysius!

Volk. Verderben über ihn! (sie stürmen auf ihn ein. Dionysius streckt seine Hände gegen Timoleon.)

Timoleon. (tritt zwischen ihm und das Volk) Zurück! Wehe dem, der Corinths Eigenthum antastet! Mit meinem Leben vertheidige ich ihn!

Volk. Er ist Iketes Mitschuldiger — er hat den Tod verwirkt!

Pharax. (noch am Altar) Er ist unschuldig! bei dem Altar; den ich umfasse, und bei dem Gotte des Altars! er wusste nicht um Iketes Anschlag!

(Getümmel an der Thüre des Tempels — Man führt den entflohenen Theopomp herein.)

Theopimp (schreit) Ich bin rein, ich habe eine gerechte That gethan!

Einer (von denen die ihn führen) — Feldherr! er entfloh auf den Felsen — wir setzten ihm nach, und nach einer kurzen Gegenwehr ergab er sich — doch immer sagte er, seine That sey gerecht!

Thespius. Höre mich Timoleon, höret mich meine Mitbürger! Dieſer Schändliche, deſſen Blut noch mein Schwerdt färbt, hat meinen Vater in Leontium ermordet: bei den allwaltenden Göttern ſchwör' ichs, er hat hinterliſtiger Weiſe meinen Vater ermordet. Ich kannte ihn — aber er war entflohen! Mein Suchen war vergebens geweſen, bis ich ihn heute — kaum traute ich meinen Augen — in unſerm Tempel, trotz ſeiner Entſtellung erkannte. — Ihn ſehen, auf ihn los ſtürzen und niederhauen war eins! Ich hatte ihm Rache geſchworen und mein Wunſch iſt erfüllt.

Timoleon. Unbegreiflich! (zu Pharax) Und Du, warum flohſt Du zum Altar!

Pharax. Ich hielt mich für entdeckt — ich hatte eben das Zeichen gegeben, daß Demetrius Dir den erſten Stich verſetzen ſollte — er zuckte eben den Dolch, als dieſer ihn nieder hieb!

Timoleon. O Götter! — Unerforſchlich ſind eure Wege! — daß ich noch lebe, dank ich eurer Vorſicht! — Auf, meine Freunde, laßt uns ein feierliches Opfer anſtellen, rufet die Stadt auf, daran Theil zu nehmen!

(Das Volk macht in tumultuer Freude)

(zu den Priestern) Schaft dieſen ſicher aus dem Tempel und der Stadt — Und Du, Unglücklicher! entfliehe zu dem Schändlichen, der Dich erkaufte, und ſage ihm, daß die

Götter über mein Leben zu walten noch nicht aufgehört haben. — — Und Du — (zu Dionysius) eile mit dem ersten Schiffe nach Korinth, und erzähle meinen Mitbürgern, was Du hier sahst.

Dionys. Wie werde ich ihnen willkommen seyn!

Timoleon (zum Volk) Nun Freunde, kommt zum feierlichen Opfer!

Das Volk jauchzt: Es lebe Timoleon, der Freund der Götter! der gerettete, uns aufs neue geschenkte Timoleon! — und bekränzt ihn und den Thespius, den es den Retter Timoleons nennt, mit heiligen Blumen [illegible].

K . .

5. Karl

5.

Karl Stuart, der Zweite, im Haag. *)

(Scene in einem Wirthshause in einer entlegenen Straße — Früher Morgen —)

König Karl und Flemming, einer ſeiner Getreuen.

Der König. Quäle mich nicht mit Deinen Beſorgniſſen! — Hätte ich überlegen wollen, wie Du, und andre Deines Gleichen; ſo wär ich in Brüſſel geblieben —

Flemming (vor ſich) Beſſer freilich! —

*) Der unglückliche Karl II. König von England, war vor dem ſiegreichen Kromwell geflohen, und hielt ſich eben in Brüſſel auf, als er den Einfall bekam — einen Einfall, der von ſeiner Kühnheit und ſeinem Herzen zeugt — ſeine Schweſter zu beſuchen. Deswegen iſt er im Haag! wo er alle Urſach hatte, das ſtrengſte Incognito zu beobachten, weil eben um die Zeit die Staaten von Holland mit Kromwellen ein Bündniß ſchloſſen, deſſen erſtes Geſetz die Verhaftung des Königs war. Der Stoff dieſer hiſtoriſchen Anekdote iſt aus Lockharts Antiquarian Repertory; ob ſie wahr ſey, mögen andre unterſuchen.

König. Und was iſt denn nun zu fürchten? —

Flemming. Alles, Ew. Majeſtät! — Wenn man uns entdeckte! Man ſagt, die Staaten von Holland hätten mit Kromwell ein Bündniß geſchloſſen, das für Ew. Majeſtät nicht ſo ganz vortheilhaft ſeyn möchte —

König. Nichts, als Wenn und Man ſagt! — Wahrſcheinlich zwar iſt hier dem Gerücht kein Lügner; die Staaten von Holland ſind ſehr feindſelig gegen mich geſinnt: aber ich verſpreche mir weit weniger von ihrer Weisheit und Aufmerkſamkeit, als von ihrem guten Willen. — Sie lieferten mich gewiß aus, wenn ſie nur eben ſo gewiß mich in ihren Händen hätten.

Flemming. Gewiſſer können ſie uns nicht haben, als an dieſem Orte! —

König. Ha ha! dann wäre ich ihnen eben ſo gut in Brüſſel gewiß! — Guter Mann! ich lobe Deinen Eifer; allein Deine Nerven ſind vom Alter abgeſpannt, und Du zitterſt ſchon vor dem Gedanken, daß dieſe oder jene Gefahr blos möglich ſey. — Sieh! alle Welt glaubt mich in Brüſſel; ſelbſt meine Freunde dort glauben es. — Wer wird ſo raſend ſeyn, mich hier — den König von England, in dieſer elenden Schenke zu ſuchen? — Wer kennt mich? und vor dem, der mich auch ſähe und kennte, ſchüzt mich dieſes! (auf ſeine Maske zeigend)

Flemming. Wohl wahr! —

König.

König. Du sprichst auch das wohl wahr! als wenn Du mit tausend wichtigen Aber es aufwiegen könntest!

Flemming. Ew. Majestät! - -

König. Gut! Gut! Alter! — trage nur mit Geduld Dein bischen Angst — Du bist doch nicht zu heilen! — Wenn wir Haag im Rücken haben werden, dann wird Dirs besser werden. Doch ich schwatze hier — welche Stunde bestimmte mir meine Schwester? —

Flemming. Wenn die Uhr würde ein Viertel auf Acht geschlagen haben, so sagte die Prinzessin — würde ihre Kammerfrau Ew. Majestät im Schloßhof erwarten — sie würde ein weißes Tuch —

König. Schon gut! — ich weis es — die Zeit hat bleyerne Flügel —!

Flemming. Ach Gott! ja! — wenn's nur schon vorüber wär! —

(Pause)

Flemming (mit Thränen in dem Auge ihm näher tretend) Und Sie wollten würklich den langen Weg bis zum Schlosse gehen? —

König. Warum nicht? Es thut mir doch würklich Leid um Dich. Sieh doch! (er geht ans Fenster) — es geht ja fast kein Mensch noch auf der Straße — hie und da ein Mädchen, ein Arbeiter, der an sein Tagwerk geht.

geht. Es wird hier erſt Tag werden, wenn uns der lezte Thurm ſchon verſchwunden iſt. — Dieſe Leute werden doch den König von England in dieſer Verkleidung nicht erkennen? —

Flemming. Freilich müßte beinah ein Wunder —

König. Nun, auf die Gefahr wollen wirs wagen! (man klopft, Flemming fährt zuſammen; wird bleich und zittert). Sieh doch, wer an der Thür iſt! — (Der König nimmt die Maske vor; Flemming vermag nicht von der Stelle zu gehn; der König öffnet die Thüre): Ah! unſer Wirth! Was giebts Herr Wirth?

Wirth. Es iſt ein Fremder unten, gnädiger Herr, der mit Ihnen ſprechen will. — Er ſagte, es wären Franzöſiſche Herren; — ich ſagte aber, daß ich es nicht wiſſe. — Es ſind wohl zwei Herren angekommen, ſagt' ich, aber, woher? das weis ich nicht.

König. Und was will der Fremde? —

Wirth. Mit Ihnen ſprechen! —

König. Er irrt wahrſcheinlich!

Wirth. Das kann ich ſo genau nicht ſagen, aber ich habe doch keine andern Gäſte, als Sie —

König. So? — Laß er ihn kommen, Herr Wirth! (Wirth ab)

König.

König. Sonderbar! wirklich sonderbar! — — Ei! nichts, als ein Irrthum — etwa eine kleine Verwechselung oder so was! — — Ich brauche ohnehin eine kleine Zeitverkürzung, bis die Glocke schlägt — Vielleicht giebts ein kleines Abentheuer.

Flemming. (fällt ihm zu Füßen) O Ew. Majestät — ich beschwöre Sie — verbergen Sie sich um Gotteswillen! fliehen Sie, lassen Sie den Fremden —

König. Zu spät! — steh auf! — Er kommt schon; verbirg deine Verwirrung.

Der Fremde (ein alter Mann mit grauem Bart und einfacher Kleidung tritt herein; und mißt den König mit seinen Augen).

Sie sind es mein Herr, den ich zu sprechen wünsche — ohne Zeugen zu sprechen wünschte! — Die Wichtigkeit der Sachen wird meine Zudringlichkeit entschuldigen. —

König. Sie irren, mein Herr — ich kenne Sie nicht — Einige Worte sind vielleicht hinlänglich, Sie von meiner Vermuthung zu überzeugen, und diese Worte können Sie wohl in Dieſes Gegenwart sagen.

Dovning. Ich irre nicht, und wiederhole aufs ernstlichste mein Gesuch! —

König. (leise zu Flemming) Verlaß mich auf einen Augenblick —

Flemming. Bei Gott, das kann ich nicht! —

König.

König. Was hab ich von einem schwachen Greise zu fürchten? — Auch weißt Du, wie ich bewafnet bin. Gehe! — ich befehle Dirs (Flemming geht ab)

König. Nun, mein Herr!

(Der Fremde geht und verriegelt die Thüre, der König fast — In dem Augenblick wirft er seine künstliche Maske ab und fällt vor dem König nieder). —

Dov. „Verzeihung mein König! — Sie sehen in mir den Ambassadeur Kromwels an Holland — Downing ist mein Name. — Allerdings müssen Ew. Majestät erstaunen, den Gesandten des Kronenräubers, den Sohn eines Vaters, der dem Räuber ergeben ist, einen Mann, der während des Aufstandes selbst gegen des Königs Interesse zu handeln schien, zu Ihren Füßen zu sehen Allein dem ohngeachtet sehen Sie doch in mir den treusten Diener meines Königs, und ich bin so eben im Begrif, dies durch die deutlichste Probe an den Tag zu legen.

König. Stehen Sie auf! —— Unbegreiflich! — Wie —

Dov. Ich eile, mich meines Geschäfts zu entledigen — vielleicht daß mein Vortrag Ew. Majestät mehr noch, als meine Erscheinung in Erstaunen setzt. Doch ehe ich, die Ursach dieser Erscheinung entdecke, bitte ich Ew. Majestät, mir bei Ihrem königlichen Worte zu versprechen, nie von dem, was hier unter uns vorfiel, gegen jemanden in der Welt etwas merken zu lassen und

sollte

ſollte es der treuſte Diener Ew. Majeſtät ſeyn, bis es Gott gefällt, Ihnen den Thron ihrer Väter wieder zu ſchenken. — Ich bitte Ew. Majeſtät —

König. Ich verſpreche es Dir bei meinem Königlichen Wort! — Kaum kann ich Dein Geheimniß —

Dov. Verzeihung mein König, noch kann ich — Ihre Begierde nicht befriedigen — ich bin ſo zudringlich, vorher noch ein feierliches Verſprechen zu fodern — die Minuten ſind zu koſtbar — ich kann ſie nicht mit Einleitungen und Entſchuldigungen verſchwenden. — Ich bedarf der Zuſicherung Ew. Majeſtät, daß Sie nie, nie zu erfahren ſuchen wollen, wie und wann ich erfahren habe, daß Sie hier ſeyn — Nehmen Sie mein Leben: das Geheimniß ſoll mit mir ſterben!

König. (reicht ihm die Hand). Bei dem Allmächtigen, der uns ſiehet und hört, ich will nie darnach forſchen! —

Dov. Nun bin ich ruhig, mein König! — Nun zu meiner Erzählung! — Daß Kromwell mit Holland in gutem, ſehr gutem Vernehmen ſteht, wiſſen vielleicht ſchon Ew. Majeſtät; dies aber noch nicht, daß beide ein geheimes Bündniß geſchloſſen haben, deſſen erſter wichtigſter Artikel der iſt, Ew. Majeſtät, wenn irgend ein Zufall Sie ihnen in die Hände führte, ſogleich auszuliefern. Geſtern kam der unterzeichnete Vertrag von London zurück —

König.

König. Ich durfte mir nichts anders versprechen! Gott! So weit iſts doch mit mir gekommen! Aber Downing, warum kommen Sie hieher? —

Dow. Weil die Staaten wiſſen, daß Sie hier ſind! (Der König erſchrickt) Unſre Kundſchaft iſt ſo gut, daß mir vor wenig Minuten die Ankunft Ew. Majeſtät entdeckt wurde, mit der Nachricht, es ſtünde alles bereit, Sie in Verhaft zu nehmen. Man wartet blos auf meine Ankunft, die ich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit verzögerte, um Ew. Majeſtät Nachricht zu geben. Mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre wag' ich mich hieher, und bitte, flehe Ew. Majeſtät, keinen Augenblick zu ſäumen und ſchnell einen Ort zu verlaſſen, wo Sie ohnfehlbar verloren wären, wenn Sie nicht treuere Diener, als Kromwell, hätten. — Die Augenblicke ſind mir zugemeſſen. Ich gehe, die leeren Veranſtaltungen zu Ihrer Verhaftung zu machen. Leben Sie wohl mein König. Der Gott Ihrer Väter ſchütze Sie und mache Sie bald wieder zum glücklichen Vater glücklicher Unterthanen.

König (umarmt ihn) Dann will ich Dir danken! (Downing nimmt die Maske vor) — (Der König ruft) Flemming, halte augenblicklich unſre Pferde bereit — binnen hier und fünf Minuten haben wir Haag im Rücken.

Flemming. Dem Himmel ſey Dank! (ſchnell ab)

K..

6. Auf-

6.

Poesis und Harmonia.

Eine Allegorie.

In jenen frühen Zeiten, wo die Menschen noch näher an die Götter gränzten, wo sie noch nicht sterblich waren, und ewige Jugend und Schönheit sie schmückte, wurden in dem reitzendsten Gefilde Thessaliens zwo Zwillingsschwestern geboren, begabt mit allem, was sie zum Range der Halb-Göttinnen erheben konnte. In den Hainen der Götter, auf Wiesen und an Quellen wuchsen sie unter Blumen auf, selbst die schönsten Blumen unter allen. Poesis, die Aelteste der Schwestern, lag bald an der rieselnden Quelle, umsungen von Nachtigallen, deren Empfindungen sie aus ihren Tönen verstand; bald badete sie — eine göttliche Najade! — in dem See des Thals, wenn die Abendsonne ihn mit Rosen bestreute; bald erstieg sie die Höhen, und ihr Auge weidete sich an dem tausendfarbigen Frühling der ganzen Gegend umher. Ihre Gefühle wuchsen, sie hoben die Brust, sie öffneten den süßen Mund — und, so wie sie als Kind schon Gesänge gelallt hatte, so begrüßten jetzt ihre Lieder die Sonne des Aufgangs, und begleiteten sie wieder, wenn sie

ins

ins Meer ſank; ſie prieſen die Reize der Natur, wenn Regen das Land getränkt hatte, oder alles in ſanftem Mondlicht dämmerte. Auch ſang ſie vom Glück' ihres Lebens, von den Freuden und dem ſchwermüthigen Sehnen der erwachenden Liebe, und von den guten Menſchen, die ſie allenthalben umgaben.

Harmonia, ihre gleichſchöne Schweſter, verirrte ſich einſt tiefer in den Lorbeerhain, und fand an einer heiligen Quelle etwas unter dem Moos hervorragen. Sie zog es hervor, ſtaunte das ſonderbare kleine Gebäude an, und kannte die Leyer nicht: denn noch wußten die Menſchen von keinen andern Tönen, als von den Stimmen der Vögel, und ſeit kurzem, von der melodiſchen Sprache der jungen Poeſie; dies aber war die Leyer, die Apollo verloren hatte, da er, noch Hirte unter den Hirten, die ſchöne Daphne durch den Lorbeerwald verfolgte. Die Sage gieng, Apollo habe ſie wieder mit ſich in den Olymp genommen: denn ſie zu ſpielen, ſey eine Kunſt der unſterblichen Götter. Furchtſam wendete das Mädchen die Leyer hin- und her, bis unverſehens ihr Finger an einer Saite vorbei ſtrich, und dieſer einen Silberton entlockte. Wie erſchrak die junge Harmonia! ſie hielt das ſingende Elfenbein weit von ſich. Wie die Dryaden aus Eichen, ſo wähnte ſie, ſprächʼ eine Göttin zu ihr aus den Saiten. (Du irreſt nicht, Harmonia! wohl ſpricht eine Göttin aus den Saiten!) Doch lieblich; nicht ſchreckend war der Schall! Sie verſuchte ihn von neuem,

neuem, und fand den ersten Akkord. Sie sank ins Gras an dem Ort, wo sie dies räthselhafte, halb lebende, halb todte Wesen fand; ihr Finger versuchte einen Schall nach dem andern, und bald kannte sie den bezaubernden Einklang aller Töne, den die spätern Menschen nach ihrem Namen Harmonie genannt haben. Drei Tage blieb sie im Walde, einsam, aber auch nicht einsam, denn immer hatte sie ihre gesangreiche Freundin in der Hand. Wenn der Abend kam, und der süße Schlummer die schönen Glieder beschlich, schwebte ihr Finger sanfter und sanfter auf den Saiten, bis er, wenn sich ihr Augenlied schloß, mit dem lezten leisen Hall auf ihnen entschlummerte. Wenn die Morgenröthe sanft ihr ins Angesicht lächelte, weckte sie ein Laut ihrer Saiten, vom wieder erwachenden Finger belebt. Sie ergriff die Leyer, drückte sie schwesterlich an ihren Busen, und das Jauchzen ihrer Seele ergoß sich in die Nerven des Spiels! Sie klangen alle, sie klangen und sangen: Willkommen lieblicher Morgen! — Dann schwieg die Lerche und horchte den freundlichen Stimmen, und schwebte über des Mädchens Haupt: Die Nachtigall schwieg, und horchte in den Zweigen, um von ihr zu lernen; der Löwe hielt im Brüllen ein, und kniete leise ins Gras. —

Wie ein Mädchen ihr blühendes Antlitz bespiegelt im silbernen See, und das stille Wasser jeden Zug der Freude und der Schwermuth dem Mädchen treulich wieder giebt; so hallte Harmonia's Saitenspiel ihr die Empfin-

pfindungen ihrer Seele wieder, und sie erkannte sich selbst in den Tönen bis auf den lezten Seufzer ihres Busens, bis auf das lezte sanft zerfließende Lächeln ihrer Lippen.

Am vierten Abend fand Harmonia ihre Schwester unter einer Myrthe sitzend, ungesehn von ihr; der Mond war schon hoch am Himmel, und um ihn das Heer der wandelnden Sterne. Poesis dichtete und sprach von Luna's Schmerzen, als Endymions Herz so kalt war: was sie da litt, was sie da klagte, was sie da weinte. Harmonia schlich hinter einen Rosenstrauch, und griff leise in ihr Saitenspiel. Ton für Ton floß in den Gesang ihrer Schwester, und als diese schwieg, redeten die Töne der Leyer das fort, was die Worte der Dichterin nicht mehr zu sagen vermochten. Aus ihrer Begeistrung erwachte Poesis durch die himmlischen Stimmen der Saiten; sie fuhr auf und horchte hiehin und dahin, und sah auf zum Himmel, denn sie glaubte die Gespräche der Unsterblichen zu hören. „Redest Du mit mir, Göttin? fragte sie endlich, würdig'st Du, meinen Gesängen zu antworten? O! so komm näher zu Deiner Schülerin, daß sie niederknie und anbete." Und sie ersah den Schleier hinter den Rosen, und flog auf die Gestalt zu. Harmonia ließ ihre Saiten rauschen, wie einen Strom, und die entzückte Schwester kniete vor der vermeinten Göttin; denn, sie hatte es nicht gewagt, ihr ins Antliz zu sehen. Endlich entsank die Leyer der Hand der Spielerin, und sie umarmte ihre Schwester. „Mädchen!

so

ſo ſprach ſie, uns müſſen die Unſterblichen lieben, denn ſie haben uns ihre Geſchenke gegeben. Deine Worte ſind nicht, wie die Reden andrer Menſchen; ſie mahlen die Seele, und alle Gefühle, die in dem tiefſten Schatten des Herzens wohnen; ſie erzählen das Leben der ſeligen Götter, und die Geſchichte lang' verfloßner Tage; ſie gleichen dem Bach, der im gemeßnen Fall über die glatten Kieſel flötet und girrt." „Und Deine Töne, fiel Poeſis ihr ein, ſind mehr, wie die Stimmen der Vögel! Wenn die Stimmen des Hains auch noch ſo ſchön ſingen, ſingen ſie doch eben daſſelbe. Aber Dein Geſang iſt immer neu, und immer ſchön. Singe ſo viel Du willſt: und Du kannſt noch mehr ſingen. Du gleichſt dem Abendwind', der um die Roſen lispelt, der im Wipfel der Fichte rauſcht, und die Pappel geſchwäzig macht." Auf, Mädchen des Geſangs! Wie wir uns lieben, wie unſre Herzen verwandt ſind, ſo ſollen ſich lieben und verwandt ſeyn die Geſchenke, die uns die Unſterblichen gaben; ſo ſollen ſich lieben die Begeiſterung der Lippe und die Töne der Saiten! „Wohl, ſprachen beide, wir wollen zuſammen wandern, und die Menſchen den Dienſt der Götter lehren, und die Thaten ihrer Väter; und Feſte und Tänze wollen wir lehren; wir wollen die dunkle Zukunft enthüllen, von den Freuden der Liebe ſingen, und gemeinſchaftlich von allen Herzen geliebt werden." So ſprachen ſie, gaben ſich die Hände, und verſiegelten den Bund ihrer Seelen. Nie ſah' die alte Welt dieſe beiden Huldinnen getrennt; ſie giengen immer zuſammen,

und

und wenn sie an die Pforten eines Pallastes kamen, so stieg der König vom Thron, legte nieder den Scepter, setzte sich zu ihnen und horchte. Wenn sie in Auen wandelten, hielt der Ackrer inne, und lehnte sich auf den Pflug, und vergaß einen Tag seiner Arbeit. Schöne Seelen sind nicht misgünstig! Die freundlichen Mädchen lehrten auch die andern Menschen ihre Künste, wenn sie einen Jüngling trafen, oder ein Mädchen, die ihres Unterrichts fähig waren. Nie unterwies eine allein ihre Schüler; immer waren sie zusammen, und bildeten den Dichter zum Sänger und Harfner: und den Sänger und Harfner zum Dichter. So saß Linus zu ihren Füßen, und Orpheus, und Amphion, und der blinde Demodokus. Die Menschen verehrten sie göttlich; denn sie sahen die Wunder ihrer Werke. Die Thiere des Waldes versammelten sich um die Sänger, und liebkoseten ihnen; der Orkus ward zum Elysium, und Cerberus entschlummerte! Thebens Mauern stiegen ohne Befehle, und ohne den Schweiß der Arbeiter empor; und Könige konnten nicht fröhlich seyn, und ihre Becher in Freude leeren, wenn der Gesang und die Harfe schwieg.

So verehrt von allen Sterblichen, erhoben sich beide Schwestern in ihrem Stolz. „Ich ehre Deine Töne, hub einst Poesis an, Du sangreiches Mädchen! aber daß die Menschen bei unsern Liedern bald jauchzen, bald weinen, ist mein Werk. Du rührst nur das Ohr, ich rühre die Seele! Deine Töne verstehen auch Thiere,

aber

aber ich nur spreche ein Mensch zum Menschen. Schwester, erwiederte Harmonia, ich redete die Sprache der Thiere? O stolzes Mädchen, wenn Deine schwerfälligen Worte die Gefühle nicht mehr auszudrücken vermögen, wenn sie keinen Eingang mehr zur Seele des Menschen finden, leih' ich die Sprache der Götter und schleiche mich in die Herzen, wie Honig in die Kehle; die Menschen vergessen der Erde, und ihre Seelen lösen sich auf im Meer der Gefühle. — Ich kann Deiner Hülfe entbehren, Poesis!

Es war auf einem Dreyweg bei einem Altar der Hekate, wo sie dieses sprachen; und jede gieng, voll Stolz ihren eignen Weg. Poesis kam nun zu Palläſten, und stand vor der Pforte; sie begann ihre Dichtungen zu sprechen, aber kein König kam ihr entgegen. Harmonia kam zum Pflüger; sie griff alle Saiten ihres Spiels; er sah sich um, aber hielt nicht ein mit der Arbeit. „Das ist fast wie der Gesang der Lerche, die in der Luft jubilirt", sprach er; und als die Spielerin weiter gieng, horchte er zufrieden dem Lied der Lerche und der Nachtigall. — Die Künstlerinnen hatten sich betrogen, sahen sie wohl: aber keine wollte zur Versöhnung die Hand bieten; jede dachte darauf, den Verlust ihrer Schwester durch sich selbst zu ersetzen. Wir wollen uns unsre Arbeit schwerer machen, sprach jede; dann werden die Menschen unsre Anstrengung und unsern Fleiß schätzen und wir erhalten den vorigen Beifall. Poesis sammelte

um eine Menge Schüler um sich her, und lehrte sie ihre Kunst. Sie hieß zu allen Bildnissen ihrer Dichter vor den Bildnern und Mahlern eine Leyer, als ein altes Wahrzeichen beisetzen; aber diese Leyern waren nur Stein oder Gemählde. Sie gab ihren Lehrlingen eine strenge Aufseherin, ein altes grämliches Weib, Kritika genannt, eine Tochter des Momus, die ihnen das Leben sauer genug machte; die Schüler schwitzten bei ihren Gesängen, sie maaßen, sie reimten, sie thaten alles nach Regeln; aber — Poesis wollte verzweifeln — denn alle Menschen horchten kaum im Vorbeigehen ihrer taktmäßigen Sprache, und giengen weiter.

Harmonia schien glücklicher zu seyn. Sie dachte auf neue Töne und auf neue Werkzeuge. Da entstanden Flöten und Geigen, Hörner und Flügel, Lauten und Zittern. Sie baute ein Sanggebäude auf und nannte es Orgel. Sie sammelte sich ein Heer von Schülern, und theilte die mancherley Tonhäuser unter sie aus. Jeder wollte nun den andern übertreffen; sie nannten die Töne, die hervorzubringen ihnen schwer wurden, schön, und spielten schwere aber keine schönen Gesänge mehr. Harmonia rief die Menschen zusammen zu ihren Ohren; sie kamen: Die Stimmen begannen, und kämpften bald im Tumult mit einander, bald flossen sie sanft, wie ein Wiesenbach. Die Hörer horchten hoch auf, dann sahen sie sich um, dann gähnten sie, dann fragten sie sich einander: „was will der Jubel der Saiten? Wollen sie

die

die Unſterblichen preiſen, oder unſerm König' Glück wünſchen, daß ihm ein Sohn geboren iſt! Was will das Schluchzen und Seufzen der Töne! Singen ſie die Schmerzen Cytherens, als Adonis geſtorben war, oder beweinen ſie den Tod einer kinderreichen Mutter? Sprecht deutlicher ihr Töne und ihr Saiten, wir verſtehen euch nur entfernt! „Ihr redet von Freude; — aber was freut euch? Ihr jammert; aber was iſt die Schuld eures Jammers? ſprecht deutlicher ihr Töne!

Ach, wärſt du bei mir, ſeufzte Harmonia, wärſt du noch bei mir, Schweſter Poeſis, die Tochter der Begeiſterung: ſie würden nicht ſo fragen, die Menſchen! Was hilft es mir, daß ich vielleicht die Sprache der Unſterblichen rede, wenn ſie die Menſchen nicht verſtehn! Wie ſie Philomelens Klagen nicht verſtehen, ſo verſtehen ſie auch mich nicht. Poeſis du haſt recht, vielleicht rede ich nur die Sprache der Thiere!"

Poeſis war auf ihren brodloſen Wanderungen auch in dieſe Gegend gekommen, und hörte von weiten die Klagen ihrer Schweſter. Als ſie ſie ſah, erwachte ihre vorige Liebe von neuem. Sie flog auf ſie zu, bot ihr die Hand und umarmte ſie. „Laß uns wieder Schweſtern ſeyn, Mädchen des Geſanges! Laß uns Schweſtern ſeyn und uns lieben wie vormals, auf daß uns aller Menſchen Herzen auch lieben, wie vormals! Ja, wie wir uns lieben, wie unſre Herzen verwandt

sind; so sollen sich lieben und verwandt seyn die Geschenke, die uns die Unsterblichen gaben: so sollten sich lieben die Begeistrung der Lippen und die Töne der Saiten: wo meine Farben ersterben, wo meine Hand sinkt, wo die Empfindung sich in so zarte Fäden spinnt, daß sie die zitternden Worte nicht mehr zu fassen vermögen; wo meine Kunst verstummt: da greif du deine Klänge und sprich zu Ende, was ich nur anfangen konnte. Oder hebe du an und bereite mit deinen Zaubereien das Herz der Menschen, daß ihre Seele sich sammle, und den Flug meiner Gedanken verfolge. Und wenn du nur allgemein von Freude und Schmerz singst, wenn deine Saiten vergebens sich anstrengen, und Töne mischen, um deutlich zu sagen, was in deiner Seele vorgeht: dann beginne mein Lied und spreche zum Hörer wie ein Freund; dann sollen meine Worte meine Schälle erklären, daß sie in die Seelen der Menschen dringen, bald sie zur Freude der Götter erheben, bald aber ihnen Thränen locken ins Auge!"

Die versöhnten Schwestern giengen, und suchten einen Lehrling, den sie gemeinschaftlich, gleich ihren alten Schülern, unterrichteten. Sie kamen zu deiner Wiege Amalie, und besuchten dich oft, bis du dich entfaltetest, wie eine knospende Rose, und empor stiegest wie eine junge Myrthe; sie gaben dir, jede ihr Geschenk, und beherrschen in die die Welt. Wie jene alten Sänger, Thiere bezwingen, Mauern erbauen, war die, Zauberinn

rinn zu klein: denn wenn du deine Dichtungen ſingſt, und dein Finger dazu Töne hervor ruft, ſo beherrſcheſt du — verſteckt euch ihr Könige der Länder — ſo beherrſcheſt du — die Herzen der Männer.

S..

7.

Die Blondinen *)

(Eine Skizze)

— — — — Bis zum funfzehnten und ſechszehnten Jahre, oft noch länger ſind ſie außerordentlich munter, ſchalkhaft, ja ſogar wild, lachen von ganzem Herzen oft über die ernſthafteſten Dinge; treiben mit einem zärtlichen Liebhaber ihren Spott, lieben den flatterhaften Witz mehr, als herzliche und dauernde Empfindung, und ſingen und tanzen, ſo oft ſie allein ſind. Aber nach und nach gehen immer einzelne Züge dieſer Luſtigkeit verlohren. Die leichtſinnige Angloiſe, ſonſt ihr Lieblingstanz, wird bald mit der bedachtſamen und aus-

*) Will man dieſen Bemerkungen hie und da keine Allgemeinheit zugeſtehn; ſo nehme man ſie für die Schilderung eines Individuums.

die Herausgeber.

ausdruckvollen Menuet, und die luſtigen Lieder aus der Jagd und aus dem Roſenfeſte mit Höltys ſanften Elegien vertauſcht. Auf ihrem Geſichte iſt nunmehr die wahrhafte Miene der vollen Theilnehmung ganz unverkennbar gemahlt; und ſie können vor bloßer Rührung nichts Rührendes ſehen. Eine liebenswürdige Beſcheidenheit und Schüchternheit blickt aus ihrer Miene, ſie ſind faſt nie vorſchnell weder mit Worten noch mit Urtheilen, und können es mit ſcheinbarer Gelaſſenheit anſehen, daß andre ihnen vorgezogen werden. Sie erſchrecken leicht, jedoch ohne davon groß Aufſehens zu machen, und ſind wegen der Feinheit und Reizbarkeit ihrer Nerven den Ohnmachten ſehr unterworfen. Ueber ſie ſcheint das ganze Maaß der ſanftern Leidenſchaften ausgegoſſen zu ſeyn: denn Blick und Miene, und Handlung, und Stimme, und Sprache und Urtheil, alles iſt ſanft an Ihnen. Sie ſprechen gern leiſe und langſam, ſcheinen immer zu lächeln, und ihre Lippen ſind oft geöffnet. Gern laſſen ſie das Köpfchen ſinken, als wenn es nach Unterſtützung ſich ſehnte; und ſelbſt in der Zuſammenlegung ihrer Hände iſt das Sanfte und Weiche nicht zu verkennen. Ihre Augen, die gewöhnlich groß zu ſeyn pflegen, ſcheinen faſt beſtändig von einer im Hinterhalt liegenden Thräne zu glänzen. Ihre ganze Geſtalt iſt daher zum Rühren gemacht, und nicht leicht verliebt ſich ein Jüngling auf einmal in eine Blondine, ſondern ſie ſtiehlt ihm ſo nach und nach das Herz, bis er völlig drum iſt, ohne es zu wiſſen. Und aus dieſem

Grunde

Grunde glaub' ich, iſt die Liebe, von einer Blondine erregt, ſehr ſchwer oder auch faſt nie zu beſiegen: denn ſie zeigt ſich erſt dann als das, was ſie iſt, wenn ſie ſchon ihre ganze Stärke erreicht hat. Bisher glaubte man immer, man fände nur Wohlgefallen an dieſer oder jener einzelnen Annehmlichkeit, an ihrer theilnehmenden Miene, oder an ihrer ſanften Sprache u. ſ. f. Aber wenn man hernach dies Vergnügen, welches wir, nach unſern Gedanken, uns nur eine Zeitlang erlauben wollten, — wieder zu entbehren verſuchen; ſo finden wir, daß ſich noch ſo viele andre anziehenden Reize zu dieſem einzigen hinzugeſellt haben, und daß die Blume, die ſich oben freilich nur auf einer vierzigſten Staude zeigte, durch hundert feine Wurzeln mit ihrem Boden verbunden ſey.

Der Umgang mit dieſer Gattung von Schönen iſt daher äußerſt gefährlich, theils weil ihre Reize dem langſamen Gifte gleich ſind, das zwar nicht heftig, aber deſto ſicherer wirkt; theils aber auch, weil ſie in ihrer Miene und in ihrem Betragen gar nichts Zurückſchreckendes, vielmehr etwas Einladendes haben, welches die, bei jedem Verliebten ſehr ſenſible Eigenliebe, leicht für ein beſonderes Wohlgefallen und für Gegenliebe zu halten geneigt iſt: worinn denn aber mancher gar ſehr betrogen wird. Frauenzimmer von dieſer Art, haben das glückliche oder unglückliche Talent, faſt eines jeden Jünglings Hoffnung durch ihr Betragen aufzumuntern, ohne daß ſie es ſelbſt wollen.

So

So leicht es aber der ächten Blondine wird, Herzen zu rühren, so leicht wird auch ihr eignes weiches Herz von den schmeichelhaften Empfindungen der Liebe bezaubert. Man könnte sagen, sie wären von der Natur zum Lieben und zur Liebe bestimmt. Sie gleichen dem schwachen Epheu oder der jungen Rebe, die sich gar gern an dem, was stärker und ihnen nahe ist, hinauf ranken. Ich weis nicht, ist es das Gefühl, daß sie von Natur zu schwach sind, sich allein aufrecht zu erhalten, oder ist es der Ueberfluß an Empfindung, der sie einen Gegenstand suchen heißt, dem sie sich so ganz ohne alle Zurückhaltung mittheilen können? Aber genug, es scheint mir wahr zu seyn, daß ihnen die geistige Liebe von der Natur zum Bedürfniß gemacht ist, mehr, als der andern Gattung des weiblichen Geschlechts. Sie machen also dem Strebenden den Sieg nicht schwer, sondern ergeben sich leicht. Mit ihren eignen Waffen sind sie am besten zu besiegen. Ein bescheidener Anstand, eine sanfte Miene, und ein wenig fortgesezte Aufmerksamkeit geben ihrem wohlwollenden Herzen gar leicht das Uebergewicht, und lenken ihre Neigungen gar bald auf einen Gegenstand, dessen Aeußeres nur etwas mit den sanften Empfindungen, die ihnen selbst eigen sind, übereinstimmt. Der Liebhaber muß nur in Anfange etwas behutsam gehn; muß sich ja hüten, ihnen von Liebe vorzureden, weil gegen dies Wort sich leicht ihre Delikatesse empört; er muß nur suchen, durch kleine Gefälligkeiten sich beliebt zu machen, und das ist gar nicht schwer. Das erste Veil-

chen.

chen, eine frühe Rose, oder ein von der Wiese geholtes Vergißmeinnicht, sind für sie Geschenke von unschätzbarem Werth, würken weit mehr auf ihr Herz, als blendendes Gold und Silber, ja fast möcht ich behaupten, daß der, welcher im Anfange ihnen kostbare Geschenke bietet, sich ihnen verdächtig macht, wie wenn er unregelmäßige Absichten habe: ein Gedanke, vor dem sie zittern, weil sie ihre Schwäche kennen. Sie werden also scheu, ziehen sich zurück, und der Liebhaber hat nunmehr, weil sie sich gewiß sorgfältig hüten werden, mit ihm allein zu seyn, mit ihrem Zutrauen alles verloren. Aber der, welcher Gelassenheit genug besizt, sich ihnen nicht aufzudringen, sondern immer ihren Empfindungen, immer ihrem Gefühl, und vorzüglich ihrem weichen Herzen schmeichelt, ihnen bei jedem kleinen Vorfall, mit einer gewissen Feinheit zu zeigen weis, daß solche Handlungen nur aus einem schönen Herzen herstammen können, der hat ihre Schwäche an ihrer allerschwächsten Seite getroffen; sie gewöhnen sich alsdann nach und nach so an ihn, daß er ihnen der Gegenstand zu seyn scheint, der alles Leere in ihrem Herzen ausfüllen, und die so oftmaligen Seufzer, die sich so unwillkührlich aus ihrer Brust hervordrängen, beruhigen werde. Sie suchen nur Anfangs einen Seelenfreund; und wer sich in diese Lage zu schicken weis, der hat alles, was er wünscht. Mit ganzer Seele hängen sie alsdann an ihrem Geliebten, achten weder Verhältniß, noch Gerede, und sind nicht im Stande, diesem

ihren

ihren Freunde irgend etwas abzuſchlagen. — Leider wird dieſe ſo lobenswürdige Eigenſchaft ihrer Seele, dieſe edle Gefälligkeit, die keinen Wunſch deſſen, der ihres Vertrauens und ihrer Achtung werth zu ſeyn ſcheint, gern unbefriedigt laſſen will, und ihr ſanftes nachgebendes Herz oft zum Raube der Bosheit. Denn jene Tugenden der Beſcheidenheit, und der Beſitz ſanfter Empfindungen, die auf ihr Herz ſo leicht Eindruck machen, ſind für einen irgend etwas ſcharfſinnigen Liebhaber juſt die leichteſten Rollen; und man braucht nur eine ſehr mäßige Erfahrung in der Verſtellungskunſt, um eines dieſer holden Geſchöpfe aufs ſchändlichſte zu hintergehen

— — tſe.

VI.

Sophia Dorothea,

Prinzessin von Celle.

Brief
des Einsenders folgender Geschichte.

(Statt einer Vorrede.)

— — Ich übersende Ihnen hier die Geschichte der unglücklichen Prinzessin von Celle, und des lezten Grafen von Königsmark, zu beliebigem Gebrauch in ihren Erzählungen, Dialogen und Gedichten.

Wir sprachen bei unsrer lezten Zusammenkunft, über den Vorrath von vortreflichen Süzets zu Trauerspielen und tragischen Romanen, welchen uns die deutsche Geschichte, und besonders die geheime Geschichte einiger deutschen Höfe — auch nach den romantischen Zeiten der Ritter —, — theils in gedruckten, aber selten gewordnen Kroniken, theils in noch sehr unbekannten, auf Bibliotheken begrabnen Manuscripten, — aufbehalten hat.

Wie

Wir machten damals in unſerm Geſpräche wenigſtens ſo viel aus: Es ſey für das Intereſſe, das der heutige Leſer an einem heutigen Roman, Trauer- oder Schauſpiel, kurz an einem jeden dramatiſch- und epiſch-pragmatiſchen Gedichte haben ſoll — nicht ſehr gut geſorgt, wenn der Dichter die darin dargeſtellten Begebenheiten, Menſchen und Sitten aus einer gar zu entfernten Vorzeit, oder von einem gar zu entfernten Volke herholt, oder vielmehr herzaubert.

Durch die Unbekanntſchaft mit dem Koſtum ſolcher Scenen, und mit denen darin vorkommenden Gebräuchen, und Convenzionen, ja ſelbſt mit dem, was in dem Karakter der handelnden Perſonen nationell iſt, — wird der größte Theil der Leſer oder Zuſchauer, da, wo er gerührt werden ſollte, oft nur neugierig, wo nicht gar unzufrieden gemacht. Er vermißt die Wahrheit ſo mancher Scene, zu deren Verſtändniß, Kenntniß alter Geſchichte erforderlich iſt: und aus eben dem Grunde begreift, oder ſieht er die Motive ſo mancher Begebenheit und ſo mancher Handlung nicht ein, die dem ganzen Stücke Wahrſcheinlichkeit, Zuſammenhang, und Intereſſe geben.

Aber eben ſo wenig — (auch dies wurde in unſerm Geſpräche berührt) — iſt es, (in einem Trauerſpiele und in einer tragiſchen Epopee) der hohen Rührung, der Empfindung des Pathetiſchen, des Großen und des Erhabe-

denen zuträglich, wenn die Helden des Stücks namentlich aus unsrer, jetzt lebenden Welt hergenommen sind; und der vortrefflichste Dichter dürfte es jetzt noch nicht wagen, z. B. die Person des höchseligen Königs von Preussen in einem Trauerspiele oder in einem ernsten Heldengedichte, als handelnde Person, aufzuführen.

Die Zeit, in welcher die hier übersandte Geschichte fällt, steht gerade in der Mitte jener beiden Extreme, und wäre daher, wenn sie sonst viele dazu taugliche Sujets hätte, die beste für ein deutsches so genanntes historisches Schauspiel, und für eine interessante Epopee. Der Dichter Alxinger, der doch besage seiner Vorrede zu seinem Doolin von Maynz, so lange vergeblich nach einer Begebenheit der deutschen Geschichte suchen mußte, die der poetischen Kunst, und der, durch diese Kunst zubezweckenden, sanften und angenehmen Rührung des Lesers nicht unwerth seyn möchte — hätte das abentheuerlich-wunderbare der Geschichte seines Doolin, dem sehr natürlichen und doch dabei interessanten Gange der gegenwärtigen Begebenheit und zwar zu seinem und des Lesers Vortheile, sehr gern vorgezogen, wenn er nähmlich die letzte gekannt hätte.

So wie ich sie Ihnen hier mittheile, hat sie strenge historische Wahrheit.

J — a. C — l — be.

Die

Die
Prinzeſſin von Celle.

Georg Wilhelm, Herzog von Celle, hatte ſich mit einem Frauenzimmer von niederer Geburt, aber von großer Schönheit und treflichem Verſtande, mit Madame d' Harbourgh, einer Dame von einem guten franzöſiſchen Hauſe, und reformirter Religion, vermählt. Sie hatte ſich wegen der in Frankreich wütenden Verfolgung der proteſtantiſchen Religion, nach Deutſchland geflüchtet, wo der Herzog von Celle ſie ſah, und ſo heftig zu lieben anfieng, daß er die Gründe, die ſonſt die Convention gegen ſolche Mißheurathen anzugeben pflegt, für Vorurtheile anſah.

Dieſe Vermählung, die für das ſtolze Hannöveriſche Haus ſo kränkend war, veranlaßte zwiſchen dem Her-

Herzoge und seinem Bruder, dem Churfürsten, eine unversöhnliche Feindschaft; und der Churfürst war noch mehr aufgebracht, da seines Bruders unstandesmäßige Gemahlin, von dem Kaiser Leopold mit der Herzoglichen Würde bekleidet und zu einer Reichsfürstin ernannt wurde; wodurch ihre Kinder zur Regierung des Herzogthums Celle gelangen konnten, das sonst an den Churfürsten gefallen wäre.

Die gute Herzogin von Celle liebte ihren Gemahl zärtlicher, als je eine Fürstentochter ihren fürstlichen Gemahl geliebt hat: nun aber knüpfte die Dankbarkeit das Band ihrer Liebe noch fester. Beide strebten nur, einander glücklich zu machen. Ihre Unterthanen, über dies Beispiel ehelicher Glückseligkeit, (die so selten an den Höfen der Fürsten wohnt) entzückt, flehten in ihren Gebeten unermüdet um einen Erb-Prinzen, der die Tugenden seiner Eltern erben und der Segen für ihre Kinder seyn möchte. Indessen war die einige Frucht dieser glücklichen Ehe, eine Prinzessin, die wegen ihrer Talente und Reitze, noch mehr aber durch ihre Unglücksfälle, berühmt ward.

Sie war ein Wunder von Schönheit und hatte die treflichste Erziehung genossen. Noch da sie in der Blüte ihrer Jugend war, bewarben sich um sie verschiedene benachbarte Prinzen; es hatte aber nach väterlicher Bestimmung keiner unter allen Bewerbern größere Hof-

nung, der glückliche Mann zu werden, der die reizende Prinzessin heimführen würde, als der junge Prinz von Wolfenbüttel. Seine Vorschläge wurden nicht nur von dem Herzoge und der Herzogin begünstigt, sondern auch der Prinzessin gefiel seine Person ungemein, und es fehlte fast an weiter nichts, als an der Bestimmung der Zeit zur Feier des Beilagers.

Der Churfürst von Hannover, der über eine Heyrath, die allen seinen Absichten zuwider lief, in Unruhe gerieth, beschloß, wo möglich, sie noch rückgängig zu machen. Allein der Fortgang, den der Prinz von Wolfenbüttel schon gemacht hatte; die Kälte, die schon so lange Zeit beyde brüderliche Häuser von einander trennte, und der äußerste Widerwille der Churfürstin Sophia, gegen eine nähere Verbindung mit der Herzogin von Celle, waren Schwierigkeiten, die unübersteiglich schienen. Dagegen aber hatte die ehrgeizige stolze Churfürstin ihre Gedanken auf eine Verbindung mit dem königlichen Hause von England gerichtet, von welchem sie selbst abstammte; und in dieser Absicht mußte auch der Churprinz, ihr Sohn, wirklich einen Besuch in London machen, wo man sagt, daß er sich um die Prinzessin Anna, aber nicht mit günstigem Erfolge, beworben habe.

Vermuthlich trug die Mißlingung dieses Versuchs nicht wenig dazu bei, den Stolz der Churfürstin etwas

her

herabzustimmen und nach den Absichten des Churfürsten zu bequemen, der den Prinzen mit der Prinzessin von Celle zu vermählen, und auf diese Weise das Herzogthum Celle mit dem Churfürstenthum Hannover zu vereinigen, wünschte.

Vor des Prinzen Reise nach England, hatte die Churfürstin den Vorschlag einer Verbindung mit Celle allemal beinahe für lächerlich gehalten; aber itzt verlor nach und nach die Sache in ihren Augen ganz ihre Lächerlichkeit und ihre Plane waren plötzlich anders gezeichnet. Statt sich dieser Verbindung weiter zu widersetzen, wollte sie sich jezt vielmehr einzig und allein das Verdienst machen, sie zu Stande gebracht zu haben. In der That war auch zur Ausführung eines solchen Verhabens Niemand geschickter als sie; sie war hochmüthig und doch zugleich am rechten Orte herablassend, sie war beredt, eine Meisterin aller Hof-Künste, — und ob sie gleich der Herzogin von Celle mit einem Hochmuthe begegnet hatte, der ziemlich an Verachtung gränzt, so hatte sie doch auch die Geschicklichkeit gehabt, ihrem Stolze und Widerwillen eine solche Gestalt zu geben daß der Herzog statt darüber empfindlich zu werden, vielmehr die unterscheidende Achtung, mit der sie ihm selbst begegnete, als ein Merkmal ihrer großen Herablassung ansah. Und wirklich war ihr Betragen gegen den Herzog, ohngeachtet des Zwistes, der zwischen den beiden Brüdern obwaltete, allemal voll so viel anscheinen-

den Vertrauens gewesen, daß der Herzog sich so sehr von ihr geliebt und geachtet, als seine Gemahlin sich vielleicht mit mehrerem Grunde, von ihr verachtet und gehaßt, glaubte.

Mit diesem ihrem Einfluß über den Herzog, dessen sie als Kennerin des menschlichen Herzens gewiß war, und den sie sich selbst bereitet hatte, entschloß sie sich sehr weislich, ihr eigner Gesandter zu seyn, und mit dem Gewicht, das ihre Vorstellungen haben konnten, noch das der Ueberraschung zu verbinden. Ohne sich also das geringste von ihrem Vorhaben merken zu lassen, fuhr sie an einem schönen Sommer Abende nach Celle ab, wo sie mit abgewechselten Pferden des Morgens so frühe ankam, daß der Herzog und die Herzogin noch in süßer Morgenruhe lagen.

Nichts war dem Erstaunen beider zu vergleichen, als sie die Thüre ohne ihren Befehl aufgehen hörten und die Churfürstin hereintreten sahen, die unter allen Personen in der Welt am wenigsten erwartet, und der Herzogin vielleicht am wenigsten willkommen war. Die Churfürstin, die so gut, als der Leser, wußte, daß Freiheiten von der Art unter regierenden Fürsten fast ohne Beispiel sind, eilte, die geheime Absicht ihres Besuchs zu entwickeln, sprach aber mit einer Zurükhaltung, die ihren Stolz verrieth, blos Deutsch, weil sie wußte, daß die Herzogin es nicht verstand.

Ihre

Ihre Bewegungsgründe müssen die kräftigsten gewesen seyn, denn sie richtete dem Prinzen von Wolfenbüttel in zwo kleinen Stunden alles das zu Grunde, woran er Jahre lang gearbeitet hatte, und noch ehe sie das Zimmer verließ, hatte sie das feste Versprechen des Herzogs, daß die Erbin des Herzogthums Celle, mit keinem andern, als dem Churprinzen, ihrem Sohne, vermählt werden sollte.

Man kann sich leicht vorstellen, wie kränkend es für die Herzogin seyn mußte, daß ihr das Geheimniß dieses außerordentlichen Besuchs nicht eher eröffnet wurde, als nachdem das ganze Geschäfte, wodurch er veranlaßt worden, zu Ende gebracht war; denn weil sie wußte, daß der Herzog seiner Gemahlin nie etwas abgeschlagen hatte, so fing die Churfürstin ihre Unterhandlung mit der ausdrücklichen Bedingung an, daß die Herzogin von dem, was sie vorzutragen hätte, nichts erfahren sollte, als bis alles zu einem festen Entschlusse gekommen wäre. Ob diese gleich also einmals die Unterredenden unterbrach und wissen wollte, was sie verhandelten, so erfuhr sie doch nichts eher, als da die Churfürstin zu Bette war, um etwas auszuruhen; denn wiederfuhr ihr die Ehre, daß der Herzog sie, als Schwiegermutter des jungen Prinzen von Hannover begrüßte.

Sie erblaßte bei dieser Nachricht und wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie begab sich in ihr Zimmer

merksam; so wenig Aufmerksamkeit auch eine Landkutsche von ihnen verdienen mochte, da ihre Physiognomie, wie die ihrer respektiven Besitzer, immer dieselbe war. Indeß waren sie ihr näher gekommen, die Kutscher grüßten einander und die Passagiers von beiden Seiten schauten aus dem Wagen, um doch wieder einmal fremde Gesichter zu sehen, als zu gleicher Zeit, wie auf ein verabredetes Zeichen, meine beiden Reisenden aufsprangen, und aus allen Kräften: Halt, um Gottes willen Halt! schrien, und aus ihrem Wagen der vorüberrollenden Landkutsche nachstürzten. —

Sir Eduard kam glücklich in der Gegend seines Geburtsorts an, den er noch einmal begrüßen, in dem er noch einmal verweilen, seinen geliebten und doch so beleidigten Vater sehen wollte, um sich sein Bild, als das Bild eines gütigen, nicht über sein Vergehen erzürnten Vaters einzudrücken, und zu seinem Trost es mit in sein freiwilliges Exil zu nehmen. Er wollte seine Phantasie täuschen, die ihm bisher das Bild seines Vaters nicht in freundlicher Gestalt vorgehalten hatte; er wollte ihn so sehen, wie er vor seiner Abreise aus seiner glücklichen Heimath ihn gesehn hatte, um die Leiden über die Trennung von seiner Geliebten, nicht noch durch die Vorstellung zu vermehren: er verlasse einen Vater, den der Kummer über ihn, der Unwille über seinen Pflicht-vergessenen Sohn darniederbeuge. — O er dachte nicht

daran,

bergen; daß sich die ruhige Miene seines Vaters, die er so gern seiner Seele einprägen wollte, sehr zu seinem Schrecken verändern würde, wenn er ihn entdecken sollte!

Mit wehmüthig freudigen Empfindungen war er dem Landsitze näher gekommen. — Eine Meile davon kaufte er von einem Hirten eine schlechte Bauern Kleidung, — die er in der einsamen Wohnung des Hirten gegen seine gewöhnlichen Kleider austauschte. Diese übergab er dem gutmüthigen Landmann zur Aufbewahrung bis er sie in einigen Tagen wieder fordern würde, und gieng, durch den neuen Anzug ganz entstellt, auf die Gegend zu, in der er die glückliche Zeit seiner Jugend erlebt hatte, und die er nun, vielleicht auf lange Zeit verlassen wollte. Mit welchen Empfindungen betrat er die Fluren, die er einst als Knabe und Jüngling in Gesellschaft seines Vaters und Bruders durchwandelt hatte, auf denen er jeden Fleck, jeden Baum kannte, bei denen er sich an so viele reitzende kleine Begebenheiten erinnern konnte, die er hier in ihrer Gesellschaft erlebt hatte! Er sezte sich unter einen Baum, der frei im Felde stand, und der ihnen oft zu einem Ruheplaz auf ihren Wanderungen durch die Saatfelder gedient hatte; vor ihm lag das ganze Dorf, in dessen Mitte sich der kleine Thurm von dem Wohnhause seines Vaters erhob, und um ihn herum waren Gegenstände, deren Anblick seine wehmüthigen Empfindungen nicht zu erheitern vermochte. „Dich soll ich verlassen, glückliche Gegend, rief er mit aus-

Die Freude, welche die angenehme Nachricht zu Hannover verurſachte, war ſichtbarer auf dem Geſichte des alten Churfürſten, als des jungen Prinzen; denn dieſer lebte in genauer Vertraulichkeit mit einer gewiſſen Fräulein, Henriette von Muſchenbröck, die wegen ihres Verſtandes, ihrer Lebhaftigkeit, und aller der Tugenden, welche ihrem Geſchlechte zum Ruhm gereichen, und die Männer feſſeln, wohl werth war, die Geliebte eines Prinzen zu ſeyn.

Unterdeſſen mußte er ſich nothwendig dem Willen ſeines Vaters, in einer Sache von ſolchen wichtigen Vortheilen für den Staat unterwerfen; und Prinzen müſſen ja nur die Staatsklugheit und nicht die Liebe bei ihren Wahlen zur Richtſchnur nehmen!

Der Churprinz von Hannover erſchien an dem Hofe zu Celle, mit der Gleichgültigkeit, die einem jungen Menſchen natürlich iſt, der ſein Herz ſchon vergeben hat; und man erkannte an ihm, mehr einen Werber um das Herzogthum, als einen Liebhaber der Prinzeſſin, in deren Namen er es einſt beſitzen ſollte. Indeſſen was ihm an Befliſſenheit fehlte, wurde durch die Geſchicklichkeit der Churfürſtin, ſeiner Mutter, reichlich erſetzt. Es wurde ein naher Tag zur Begehung des Beylagers beſtimmt, das mit aller der Pracht und Feierlichkeit, die in einer ſo kurzen Zeit veranſtaltet werden konnte, begangen ward.

So wohl der Bräutigam, als die Braut, waren als die vornehmsten Personen des Spiels, durch den Glanz des Anzuges, der bei solchen Feierlichkeiten gewöhnlich ist, so ausgezeichnet, daß wenn die Zuschauer nach der äußerlichen Pracht auf die innerliche Glückseligkeit des Gemüths hätten schließen können man dies für das glücklichste Paar auf dem ganzen Erdboden hätte halten müssen.

Die Braut hätte indeß zu einer Iphigenie sitzen können, und — der Bräutigam, der von Natur mürrisch, zurückhaltend, stolz und eigensinnig war, sah die Prinzessin an, als einen Kaufbrief des Herzogthums Celle, und betrug sich gegen sie, als einer, der die Hof-Gebräuche mitmacht, welche zwar verdrüßlich und beschwerlich, aber nichts deste weniger zur sichern Schließung des Kaufes nothwendig waren.

Den Herzog selbst täuschte zwar dieses äußerliche gute Betragen; aber die Herzogin ward so inniglich gerührt, daß sie mitten unter allem scheinbaren Vergnügen sehr schwer die Beängstigung ihres Herzens verbergen konnte, die sehr oft in Seufzer ausbrach, die sich unaufhaltsam aus ihrer Brust drängten. Die Churfürstin war in der That unter allen Personen, welche die Sache angieng, die einzige, die volle Freude genoß. Sie freute sich, ihre Anschläge gelingen zu sehen, und lachte über alle andere Betrachtungen und Folgen.

Einige

Einige Tage nach den Feierlichkeiten reiseten sie nach Hannover ab, und nahmen die junge Churprinzessin mit, deren Kummer bei dem Abschiede von ihren Eltern weder durch die prächtige Aufnahme, womit der Churfürst, ihr Schwiegervater, sie empfing, noch auch durch die kalten Liebesbezeigungen ihres Gemahls, im geringsten vermindert wurde.

Der Hof von Hannover, war einer der geschmackvollsten Höfe dieser Zeit. Von der Zeit an, da Ernst August mit der Churfürstlichen Prinzessin von der Pfalz, der Enkelin Jacobs 1 Königs von England, vermählt ward, war er in ganz Europa berühmt worden. Diese Heurath machte ihn, da er zuvor schon glänzend war, noch glänzender.

Die jungen so wohl einheimischen als fremden Edelleute, die sich zur Zeit der Vermählung der Prinzessin von Celle, an dem Hofe ihres Vaters aufhielten, glaubten, daß es so wohl die Höflichkeit, als auch ihre Pflicht erfordere, der jungen Vermählten, an dem Hofe des Prinzen, ihres Gemahls, die Aufwartung zu machen. An ihrer Spitze befand sich der junge Graf von Königsmark, ein edler Schwede, in der Blüthe seines Alters, voller Lebhaftigkeit und großer Talente; gleich geschickt zur Liebe, wie zum Kriege.

Wie wohl er in Schweden geboren, so war er doch an dem Hofe zu Celle erzogen, und so lange beide, die Prin-

Prinzessin von Celle und er, Kinder waren, war er vorzüglich so glücklich, die Freundschaft und Zuneigung der jungen Prinzessin vor allen ihren übrigen Gespielen zu besitzen. Ihre Gefälligkeit setzte seinen Eifer und Geflissenheit in Flammen. Die Prinzessin war nie vergnügter, als wenn der junge Königsmark bei ihr war, und Königsmark nie aufgeräumter, als wenn er der Prinzessin aufwartete. Auch die Eltern der Prinzessin sollen, ehe Madam d' Harbourgh in den Fürstenstand erhoben wurde, sie wegen der Gleichheit ihrer Gemüther, für einander bestimmt haben.

Der Graf, welcher die Prinzessin allezeit als die Person angesehen hatte, durch die er einst sein Glück machen würde, dachte auch jezt auf nichts anders, nachdem sie vermählt war, als wie er ihr unter Augen bleiben könnte. Er fand Mittel, sich bei dem Churfürsten von Hannover in solche Gnade zu setzen, daß er gar bald eine ansehnliche Bedienung bei der Armee, mit einem, seinem Range angemessenen Gehalt, bekam.

Unterdessen war dies nicht die einzige Absicht des Grafen. Eine Entfernung von der Prinzessin würde ihm unerträglich gewesen seyn. Dies zu verhindern, machte er beständig dem Prinzen Karl seine Aufwartung. Dies war der jüngste Sohn des Churfürsten, ein großer Günstling der Damen, in deren erlesenen Gesellschaft er sehr oft seine Abende zubrachte, und alsdann gemeiniglich einen angesehenen jungen Herrn mit sich nahm, das Gespräch und den Umgang mehr zu beleben.

Königs-

Königsmark hatte einen fertigen Witz, war vollkommen in der höfischen Klugheit erfahren, und Meister aller der Künste, die unserm Betragen Würde und Leichtigkeit geben. Man unterschied ihn daher gar bald, und fand selbst hier die Feinheit seiner Sitten, die Artigkeit seines Betragens, und das Wohlgefällige seiner ganzen Person, verbunden mit einem männlichen Geiste, und einem festen Charakter, auszeichnend und bewundernswerth. Der Prinz Karl liebte seinen Umgang, und beide wurden bald mit einander herzliche Freunde, und unzertrennliche Gefährten.

Diese Vertraulichkeit mit dem Prinzen, verschaffte dem Grafen einen täglichen Zutritt zu der Schwägerin desselben, der jungen Churprinzessin, der es nicht anders als angenehm seyn konnte, diesen einzigen Mann, der sie bei ihrem Schicksale, aus dem väterlichen Hause hieher begleitet hatte, und der noch dazu ein Freund, selbst ein Gespiele ihrer ersten Jugend gewesen war, von ihren neuen Anverwandten so höchlich geschäzt und geehrt zu sehen. Sie ermangelte nicht, ihm mit einem, dem Anscheine nach, leider bloß gnädigen Wink, zu verstehn zu geben, wie gerne sie es sähe, daß man seine ausgezeichneten Verdienste erkenne, und ihm zuvorkommend begegne.

Die Eitelkeit ist die verschlagendste Verführerin des menschlichen Herzens. Königsmark wollte in diesem

Winke

Winke der Prinzessin doch mehr als bloße Gnade entdeckt haben. Er fing an, von diesem Augenblick zu vergessen, wie weit er jetzt, unter der Prinzessin stehe; und schmeichelte sich, daß er von ihr mit weit zärtlicherm Augen nachgesehen würde, als ein bloßer Hof-Günstling.

Er bemerkte die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen sie bezeigte und glaubte, bei ihr einen entstehenden Unwillen wahrzunehmen, der nach und nach bis zur Verachtung gegen den Prinzen getrieben werden könnte. Er hatte in seiner eignen Erfahrung gefunden, daß die Liebe eben so wohl mit Damen außer, als in der Ehe, und so wohl mit Fürstentöchtern, als mit Schäferinnen ihr sehr unconventionelles Spiel treibe; und seine betrügliche Zutraulichkeit zu sich selbst, flößte ihm Gedanken ein, die in einem Augenblick seinen Untergang würden befördert haben, wenn die liebenswürdige und tugendhafte Prinzessin sie nur im geringsten hätte argwohnen können. Die Männer sind nur zu geneigt, gewissen Herablassungen des Frauenzimmers eine unrechte Absicht beyzumessen, und Gunst-Erweisungen, die aus der reinesten Freundschaft herfließen, andern heimlichen Bewegungsgründen persönlicher Befriedigung zuzuschreiben.

Die Prinzessin sah bei den bedenklichen Umständen, worin sie sich gesetzt fand, voraus, daß sie eines Freundes und Rathgebers bedürfen würde. Beides hoffte sie in der Treue des Grafen Königsmark zu finden,

und sie freuete sich, daß sie ihn bei allen Gelegenheiten bereit sah, ihre Befehle anzunehmen und auszurichten.

Sie hatte sich schon lange, theils gekränkt, theils geärgert, über den Hochmuth der Buhlerin des alten Churfürsten, die allen Damen am Hofe, welche gegen ihre Herrlichkeit nicht die gehörige Hochachtung, bezeigten, mit einer kalten, stolzen verächtlichen Gleichgültigkeit begegnete: die ihren unbekannten Sieg nicht einmal in Geheim genießen wollte, sondern es so laut als möglich, aller Welt kund that, daß ihre Blicke den regierten, der das Churfürstenthum regierte!

Die alte Churfürstin, so sehr sie das Unrecht fühlte, das ihr selbst geschah, that indeß doch öffentlich so, als ob sie jenes Betragen nicht ansehen könnte, sondern je mehr Gunst der Churfürst ihrer Nebenbuhlerin bezeigte, desto freundlicher und zutraulicher gieng sie mit ihrem Gemahl um.

Die junge Prinzessin wunderte sich über diesen sonderlichen Ehecomvenienz ihrer Schwiegereltern, konnte sich aber nicht überwinden, der Churfürstin nachzuahmen. Sie war nur eben aus dem Schooße ihrer Eltern gekommen, hatte nie Wiederwärtigkeiten gehabt, und wußte nicht, was Buhlerinnen über die Leidenschaften ihrer Bewunderer für Gewalt haben: sie konnte also deren Uebermuth schlechterdings nicht vertragen, und ergriff daher jede Gelegenheit, so wohl den Hochmuth

der

der Gräfin, die den Vater, als auch den Hochmuth der Schweſter derſelben, die den Sohn gefeſſelt hielt, zu demüthigen.

Unbekümmert um den Zorn einer dieſer Buhlerinnen, und um die üblen Folgen, die aus dieſem Zorn entſtehen könnten, behauptete ſie die Würde der Tugend mit angemeſſenen Muthe, und bezeigte gegen die Günſtlinge des Laſters die äuſſerſte Verachtung.

Die Prinzeſſin war mehr von munterer, als ernſthafter Gemüthsart, und liebte Scherz und Luſtigkeit über die maßen. Königsmark ſchmeichelte dieſer gefährlichen Gemüthsart, und da es leicht war, zu ſehen, an was für Gegenſtänden die Prinzeſſin am liebſten ihre Gaben des Scherzes und witzigen Spottes ausübte; ſo war die Ziererey und der Uebermuth der Hof-Buhlerinnen für beide eine reiche Quelle zu lachenden Unterhaltungen.

Höfe ſind das rechte Element der Kundſchafter; und Frauenzimmer von leichtſinnigem Betragen ſind nie ohne eine Anzahl von Anbetern. Wenn die Tugend der Prinzeſſin über allen Scherz erhaben war, ſo leiſtete ihr, ihre zu wenige Vorſichtigkeit doch nicht genug Sicherheit gegen die Anfälle der Verläumdung. Der Graf hatte ſeine Beſuche zu oft abgeſtattet, und ob ihm gleich ſein Zutritt nie ohne Zeugen frey geſtanden hatte; ſo ermangelten doch liſtige und zu rechter Zeit angebrachte medi-

ſante

sante Erzählungen nie, gewisse üble Eindrücke zurück zu lassen.

Auf einige Zeit fieng der junge Churprinz an, die Maske der Gütigkeit anzunehmen, von seiner gewöhnlichen Strenge ein wenig abzulassen und mit seiner liebenswürdigen Gemahlin wenigstens, wie mit einer achtungswerthen Bekannten, umzugehen. Allein seine anscheinende Liebe war gleich einem Morgentraum und die Begegnung, die bald darauf von allen Seiten her erfolgte, ließ sich desto weniger entschuldigen. Der Prinz insonderheit verließ nicht nur ihr Bette, sondern vermied auch ihren Umgang und sprach in zween ganzen Monaten mit ihr nicht ein einziges Wort, oder gab ihr nur auf einen Augenblick Gelegenheit, sich nach der Ursache einer so plötzlichen und unverdienten Veränderung zu erkundigen.

Da sie aber in der Länge nicht im Stande war, diese Beleidigung zu ertragen, und glaubte, daß es ihre Pflicht erfordere, um eine Erklärung zu bitten, so nahm sie sich eines Tages den Muth, ihn zu überraschen, als er sich in seinem Zimmer allein befand; und als sie im Stande zu reden war (denn Traurigkeit und Thränen erstickten eine Weile ihre Worte), so beschwor sie ihn auf die rührendste Art, ihr zu sagen, womit sie ihn beleidigt hätte. Seine Augen wurden roth und mit einem Blick voll Strenge und in einem Tone, der sich schlecht

für

für seinen hohen Stand schickte, sagte er: Lassen Sie mich allein und unterstehn sich künftig nicht, mich in der Einsamkeit zu unterbrechen! Ich kenne Ihr Herz! Umsonst hielt sie ihm vor, daß ihr Herz keine andere Freude kennete, als ihm zu gefallen. Er riß sich von ihr los, ehe er die Antwort hören konnte, gieng in der heftigsten Wuth davon und ließ sie auf der Erde in unbeschreiblicher Angst zurück.

Sobald sie sich verlassen sah, begab sie sich mit Betrübniß und Beängstigung im Gesicht, in ihr Zimmer, wo die Baronesse von Moltke ihrer wartete, um ihr Hof zu machen. In der ersten Hitze ihres Unwillens konnte sie sich nicht zwingen, die Ursache ihres Kummers zu erzählen, wiewohl alles unter dem heiligen Siegel der Geheimnisse; und als sie sich besann, setzte sie hinzu: da es auf die Ruhe ihres Gemüths ankäme, so wolle sie (die Baronesse) sich nicht eine Silbe zum Nachtheil des Prinzen, ihres Gemahls, entfallen lassen.

Die Baronessin war fertig genug, dies zu versprechen; aber eben so fertig, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihr Versprechen zu vergessen. Sie trachtete nach einer Unterredung mit dem Graf Königsmark, weil sie wußte, daß die Prinzessin ihr Vertrauen auf ihn gesetzt hatte, und offenbarte ihm unter eben solcher Empfehlung des Stillschweigens alles, was die Prinzessin ihr vertraut hatte, und sezte noch einige erdichtete Umstände

hinzu, die des Prinzen Aufführung in verhaßtes Licht stellten. Königsmark floh in vollem Zorn zu der Prinzessin und erklärte ihr mit völliger Vergessung seiner Unterwürfigkeit, daß derjenige, der sich in seiner Wuth so weit herabgelassen, daß er sich den Thieren gleich gestellt hätte, unwürdig sey, ihren Gemahl vorzustellen; „und Madam," sezte er hinzu, „die ganze Welt würde „Ihnen recht geben, und es für nichts mehr als billig hal„ten, wenn sie sich rächten."

In diesem Augenblick trat der Prinz Karl ins Zimmer und überraschte ihn, eben als er diese Worte ausgesagt hatte. Die Prinzessin war ebenfalls in Verwirrung, weil sie begierig war, seine Verwegenheit zu bestrafen, und ihm zu verbieten, ihr ferner vor Augen zu kommen, da er sich unterstehen dürfen, sie zu einer Verrätherey zu ermuntern, deren bloße Verhehlung schon sie in Schuld stürzte. Prinz Karl mußte die Verwirrung allerdings gewahr werden, indessen erhohlte sich die Prinzessin mit der Gegenwart des Geistes, die ihr natürlich war, und sagte schnell, sie sey eben im Begrif gewesen, seine Hoheit um einen Besuch ansprechen zu lassen, und ihn zu bitten, daß er sich ihrer bei seinem Bruder, ihrem Gemahl, freundschaftlich annehme, weil sie seinen Unwillen ohnmöglich länger ausstehen könne; und gestand, daß sie eben mit Königsmark überlegt hätte, durch was für Mittel eine Versöhnung könnte bewirkt werden.

Der

Der Prinz war zwar einigermaßen über den Auftritt beunruhigt, davon er Zeuge gewesen war, versprach aber doch seine besten Dienste und nahm nach kurzem Verweilen seinen Abschied. Königsmark sah sich genöthigt, ihn zu begleiten; der Prinz aber konnte doch nicht unterlassen, indem sie hinzugingen, seine Anmerkung über die Scene zu machen, die er eben wahrgenommen hatte. Lieber Graf, sagte er, Sie scheinen in ihrer Liebe schon weit gegangen zu seyn! Seyn sie aufrichtig, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, und wo das Frauenzimmer, das Sie lieben, unerbittlich ist; so machen Sie mich zu Ihren Arzt, und lassen Sie mich — wo dies der Freundschaft möglich ist — ihre Wunde heilen. Königsmark antwortete lebhaft und in einem leichten und scherzhaften Tone: „er sey wirklich verliebt, „aber leider in alle Damen des Hofes, deren vereinigte „Reitze unwiderstehliche Zauberkraft hätten, aber irgend „eine besondere Dame habe sein Herz noch nicht eingenommen.“ Der Prinz schien mit dieser Antwort nicht vollkommen zufrieden, und gab ihm in seiner Gegen-Antwort zu verstehen: wenn eine Sache gearg wöhnt werde, so sey sie schon halb entdeckt. Ich werde genau auf Sie acht geben, sezte er hinzu, und wo ich hinter Ihre Geheimnisse komme, so erinnern Sie sich, daß man den, dem man sein Geheimniß nicht hat anvertrauen wollen, keiner Treulosigkeit beschuldigen könne, wenn er, bey der Entdeckung desselben, nicht behutsam genug verfährt. Der Graf wollte eben wieder mit

seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit gegen die versteckte Beschuldigung des Prinzen protestiren, als beide durch die hinzukommende Gesellschaft in ihrem Gespräche unterbrochen wurden.

Obgleich jene Ueberraschung durch den Prinzen dem Grafen Königsmark so wichtig nicht vorkam, daß er von ihr üble Folgen befürchtete; so fiel doch der Prinzessin die ganze Reihe aller der unglücklichen, obgleich sehr zufälligen Umstände, in welche sie hie und da gerathen war, so stark aufs Herz, daß sie bettlägerig wurde, und in eine äußerst gefährliche Krankheit fiel, bei welcher die Aerzte in wenigen Tagen alle Hoffnung verlohren gaben.

Der Wohlstand erforderte es bey dieser Gelegenheit, daß der Churfürst und die Churfürstin äußerlich allen Anschein einer starken Betroffenheit über diesen Zufall an den Tag legten. Besonders kam die leztre nicht von dem Bette der Kranken, so lange ihr Leben in Gefahr war; sondern betrug sich gegen sie mit aller Zärtlichkeit einer wirklichen Mutter; welches auch die Prinzessin bey ihrer Wiederherstellung nicht ermangelte, auf solche Art anzuerkennen, daß sie genugsam zeigte, daß sie diese erwiesene Güte eben so herzlich empfinde, als jene bezeigte Verachtung.

Der Prinz, ihr Gemahl, fand sich bey dieser traurigen Gelegenheit ebenfalls genöthigt, ihr einen, wie man

da-

damals glaubte, lezten Abschieds-Besuch zu geben, und von der Strenge seiner leztern harten Begegnung, von der die Krankheit der Prinzessin herrührte, etwas nachzulassen.

Weil sie glaubte, daß sie jezt eine sehr schöne günstige Gelegenheit gefunden hätte, sein Mitleid rege zu machen, so ergriff sie seine Hand, als er an ihrem Bette saß, und sagte mit schwacher, gebrochener Stimme und mit Thränen in den Augen: „Ich sterbe, Prinz, „und Sie — — —! Ich hatte nicht Kräfte genug, zu „ertragen, was ich nicht verdiente." — Allein, warum sollte ich Ihnen Vorwürfe machen? Sie hatten Ihr Herz schon verschenkt, und der leere Titel einer Gemahlin war alles, was sie für mich übrig hatten. Können sie mich aber nicht lieben, so seyn Sie wenigstens billig. Erkennen Sie wenigstens, daß ich nicht wegen meiner Fehltritte leide, sondern wegen der Härte meines Geschicks. Darin lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, und sie sollen mir, ich mag leben oder sterben, immer im innersten meiner Seele werth bleiben." Die Anwandlung einer Ohnmacht machte ihren Worten ein Ende und befreiete den Prinzen von der Verlegenheit über die Antwort: denn ehe sie sich wieder erholte, hatte er die Wärterinnen herzu gerufen und das Zimmer verlassen.

Sobald die Prinzessin zu sich kam, sah sie sich nach ihrem Tröster um: sie erblickte aber nur die Wartefrau-

trauen: der Gemahl, dessen Herz sie zu besänftigen wünschte, war nicht mehr da. Ob Unwille oder Bekümmerniß oder irgend eine rachsüchtige Leidenschaft sie wider ihren Willen überrascht hat, weiß man nicht; so viel aber ist gewiß, daß sie von diesem Augenblick an neue Kräfte sammlete; und wenige Tage darauf thaten die Aerzte, die sie vorher aufgegeben hatten, den Ausspruch, daß sie außer Gefahr sey.

Unterdessen war sie zu der Zeit, da sie diese harte Prüfungen erfuhr, nicht nur schwanger, sondern auch der Entbindung so nahe, daß die Schmerzen sie überfielen und sie von einer Prinzessin *) entbunden ward, ehe sie sich noch einmal von ihrer Krankheit völlig erholt hatte. Bald darauf gewann die Erinnerung und beständige Vorstellung aller ihrer Unfälle noch einmal über ihre Entschließung die Oberhand; sie verfiel in eine tiefe anhaltende Schwermuth, die durch keine Bemühungen gehoben werden konnte. In dieser fürchterlichen Zeit hielt sie sich ganz still in ihrem Zimmer, sahe wenig Gesellschaft, verlangte Niemanden zu sprechen, sprach kaum eine Silbe, lächelte nie, und schien alle Lust am Leben und dessen Freuden verlohren zu haben.

Endlich ließ sie sich doch durch die Vorstellungen der Churfürstin, die mit ihren Unfällen Mitleiden zu haben

*) Es war die Mutter des iht verstorbnen Königs von Preußen Friedrich des Zweiten.

ben anfieng, bewegen, ſich nach Herrenhauſen zu begeben, wohin die Churfürſtin ſie zu begleiten die Güte hatte. Es ward alle Sorgfalt angewendet, damit ſie in dieſem einſamen Aufenthalt, weder durch zu viele Geſellſchaft beunruhigt, noch durch zu ſtarke Bedienung ermüdet würde. Die Churfürſtin, die den Prinz Karl mehr liebte, als keins von ihren übrigen Kindern, erhielt des Churfürſten Erlaubniß, daß er mit von der Geſellſchaft ſeyn ſollte; und Prinz Karl hielt um Verſtattung an, daß Graf Königsmark ihn begleiten dürfte. Königsmark, der über das nachdachte, was vorgegangen war, erdachte mancherley Vorwand, um zu bleiben, wo er war; allein der Prinz wollte keinen Vorwand annehmen, und ſo war dieſer kleine Hofſtaat eingerichtet.

Alles begünſtigte die abgezielte Geneſung der Prinzeſſin. Jahreszeit und Witterung waren ſo ſchön, als man es nur wünſchen konnte. Der Ort des Aufenthalts war einem kleinen Paradieſe ähnlich, und es fehlte, wie die Höflinge ſagten, an nichts, ihn ganz dazu zu machen, als an der Geſundheit der Prinzeſſin. Die Churfürſtin zeigte einen weit feinern Geſchmack bei der Anordnung aller Ergötzlichkeiten, als man damals gewöhnlich an den Höfen in Deutſchland antraf. Sie hatte die ſchönſten Schriftſteller der Ausländer, beſonders der Franzoſen und Engländer geleſen, war mit den feinſten Männern umgegangen, und beſaß die Kunſt, auch der

ſimpel-

simpelsten Fete, wie dem prunkvollsten Festin durch lachende Gespräche, fröliche Laune, und durch ihr ganzes freundliches Betragen das Interesse zu geben, welches sonst die Pracht eines höfischen Festes nicht zu haben pflegte. Sie nahm also auch jetzt ihre Zuflucht zu keinen faden zeitvertreibenden Ergötzlichkeiten, sondern wußte mit vieler Kunst der Unpäßlichkeit der Prinzessin auf die Wurzel zu greifen, und sie ganz unvermerkt und stufenweise wieder mit der Welt auszusöhnen, mit welcher sie unmöglich verbunden war, und die sie zu frühe verachten lernen wollte.

Es fehlte ihr nie an sinnreichem Vorwande, sie aus ihrem Zimmer zu locken, mit ihr spazieren zu gehn, zu fischen, die Jagd anzusehen u. s. w. Der Garten, der See, der Wald, die Grotten, das Zimmer, abwechselnde auserlesene kleine Gesellschaften waren wechselsweise die Erzötzungs-Oerter des Tages; und Musik, Spiele, Tänze und muntere Gespräche beschlossen den Abend. Oft wurden auch Bücher zu Hülfe genommen, welche eine für jene Zeit sehr niedliche Bibliothek darbot, und zu andrer Zeit wurden die Seltenheiten betrachtet und bewundert, womit der Pallast gezirt war.

Unter einer so angenehmen Erinnterung fing die Princessin nach und nach an, ihre gewohnte Munterkeit wieder zu erlangen, und da die Nachricht einlief, daß

der

der Herzog und die Herzogin von Celle, in Hannover einen Beſuch machen wollten, ſo trug die Begierde, ihre Eltern mit anſtändiger Fröhlichkeit zu empfangen, nicht wenig zu ihrer gänzlichen Herſtellung bey.

Gegen Ende des Herbſts kamen die hohen Gäſte an, und wurden am Churfürſtlichen Hofe mit auszeichnender Pracht empfangen.

Der Churprinz hatte die Artigkeit, einen Ball zu geben, wozu der Adel, die auswärtigen Miniſter, und d. vornehmſten Perſonen des Hofes und der Stadt eingeladen wurden. Der Ball war ſehr prächtig, denn jede theilnehmende Perſon beſtrebte ſich, die Bewunderung der andern zu verdienen. Doch zeichnete ſich der Graf Königsmark vor allen andern aus, und zog, gleich der Haupt-Figur in einem ſchönen Gemählde, aller Augen auf ſich, und erregte in eines jeglichen Herzen, entweder Neid oder Bewunderung.

Inſonderheit verrieth die Bublerin des Churfürſten gewiſſe ſchmeichelhafte Bewegungen, die der Graf nicht ermangelte, zu ſeinem beſten Vortheile anzuwenden. Er erwog, daß die Gunſt derjenigen Perſon, welche in des Churfürſten höchſter Gnade ſtand, keine geringe Eroberung ſey, und er nichts dabei verlieren könnte, wenn er ihre Avancen — wenigſtens nicht mit ſichtbarer Verachtung belohnte. —

Aber die Freude des glänzenden Balls, war auch nichts, als — glänzend; sie würde entzückend für den gewesen seyn, der solch ein Fest zum erstenmale gesehen, oder es wenigstens mit ruhigem unbefangenen Herzen gesehen hätte. Die muntere, ungekünstelte Gemüthsart der Prinzessin stimmte nicht aufs beste zu der feierlichen und gravitätischen des Prinzen, ihres Gemahls, und die zudringliche Keckheit der Buhlerinn gefiel dem Herzoge, und der Herzogin von Celle gar nicht. Der Churfürst selbst wendete eine Unpäßlichkeit vor, und die vornehmsten Personen wurden gar bald der Ergötzlichkeit müde. Der Herzog und die Herzogin sahen, oder glaubten wenigstens eine überlegte Zurückhaltung an der Churfürstin zu sehen, und vielleicht auch waren sie mit dem Betragen der Prinzessin, ihrer Tochter, nicht gänzlich zufrieden. Sie hatte vor ihnen aus dem harten Betragen des Prinzen, ihres Gemahls, gegen sie, kein Geheimniß gemacht; sie hatten ihr aber, statt Mitleiden und Trost zu geben, nur Klugheit empfohlen. Sie wendeten Geschäfte vor, und eilten abzureisen, sobald die Ceremonien-Tage vorüber waren.

Nun kam die Hof-Haushaltung wieder in ihr gewöhnliches Gleis. Die Besuche des Prinzen bei der Prinzessin waren, wie vorhin, blos Ceremonien-Besuche, zu denen ihn nur die Etikette drang, nicht die Liebe leitete. Wie angenehm der kalte, steife, ihr aufgedrungne Gemahl der Prinzessin war, kann man sich auch leicht vorstellen!

Ihr

Ihr Zuſtand war itzt noch mitleidswerther als zuvor. Ihre Eltern, und ſonderlich der Herzog, ihr Vater, waren mit einer ihrer Tochter ungünſtigeren Meynung, als ſie vorher von ihr gehabt hatten, nach Celle zurück gekehret. Auch ſelbſt die Churfürſtin, die ſich der Prinzeſſin Herſtellung ſo ſehr hatte angelegen ſeyn laſſen, glaubte ſich für ihre angewendete Bemühung ſehr ſchlecht belohnt, und mit einem Worte, die Luſtbarkeit, welche in der Abſicht angeſtellt war, die glücklichſten Würkungen, und eine völlige Zufriedenheit der intereſſirten Perſonen hervorzubringen, war eine Vorgängerin der ſchlimſten.

Die Princeſſin hatte zwar keine ſträfliche Zuneigung zu dem Grafen Königsmark, konnte doch aber — und wie ließe ſich auch die Eitelkeit verläugnen, wenn auch das Herz nicht eigentlich Antheil genommen hätte? — auch nicht anders als empfindlich ſeyn, als ſie wahrnahm, daß er der Buhlerin des Churfürſten, der Gräfin von Platen, ſo ausgezeichnete Achtung (ſo legte ſie die politiſche Höflichkeit des Grafen aus) bewieß, da in der That dieſe das einzige Frauenzimmer in der Welt war, welches ſie herzlich haſſete! Dieſer anſcheinende Vorzug, den der Graf Königsmark dieſer zugeſtand, hatte ſchon gleich an jenem Abende ſie aus ihrer Faſſung gebracht, und war der Grund zu ihrer Gedankenloſigkeit, und zu dem ſonderbaren Betragen, das allen, und vielleicht ihr ſelbſt am meiſten ein Räthſel war.

Unter-

Unterdessen ereignete sich doch ein Umstand, der den besten Anschein versprach, die Einigkeit an dem ganzen Hofe wieder herzustellen; welches auch vermuthlich geschehen wäre, wenn nicht die Intriguen der Damen und ihr Wettstreit um das Herz des liebenswürdigen Schweden solches verhindert hätten.

Der Prinz Karl, der eben so stark die Ruhmbegierde, als Königsmark Liebe, zu seiner Göttin fühlte, hatte eben von dem Churfürsten Verwilligung erhalten, bey der kayserlichen Armee gegen die Türken Dienste zu nehmen, und weil er glaubte, daß sein Günstling, der Graf, von gleicher Ehrbegierde beseelt würde, so hatte er für denselben eben diese Ehre von dem Churfürsten ausgewürkt. Königsmark, der in Besitz alles dessen war, was Liebe und Ueppigkeit nur schenken konnten, wäre wohl freilich lieber entschuldigt gewesen, indessen sahe er sich jetzt doch genöthigt, sich als einen heldenmüthigen Mann zu zeigen, und diese Zeitung mit freudigem Danke anzunehmen.

Bei der Annäherung des Tages der Abreise freylich konnte er diese angenommene lustige Rolle nicht ganz behaupten, und Trotz alles seinen angemaßten Muthes, sah man auf seinem Gesichte einige Spuren der tiefsten Wehmuth. Der Prinz, der gar keinen Argwohn in des Grafen Muth setzte, schrieb vielmehr diese plözliche Veränderung, einer Unpäßlichkeit zu, und suchte mit

einer

einer Zärtlichkeit, die großen Seelen eigen iſt, bei den Hof-Aerzten Rath für ihn. Allein, zum Unglück war ihnen ſeine Krankheit und ihre Urſache unbekannt. Unterdeſſen hatten ihre verordneten Mittel, die mit der äußerſten Sorgfalt gebraucht wurden, dieſe gute Würkung, daß ſie dem Kranken einen guten Vorwand verſchafften, ſeine Reiſe aufzuſchieben, die er zu thun nicht Sinnes war, dabei aber auch Beſuche zu bekommen, die ihm in geſunden Tagen nicht mit ſo gutem Anſtande hätten können von den Damen gemacht werden, als itzt unter dem Vorwande geſchah, ſich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen.

Unter dieſen Damen war die Gräfin Platen die erſte und lezte; und als ſie mit einiger Bitterkeit des romanhaften Muths des Prinzen Karls erwähnte, der ſo gefliſſentlich die Gefahr aufſuchte, als den einzigen Weg, Ruhm zu erlangen; hielt Königsmark dieſe Klage für ſo verbindlich, daß der Held dem Liebhaber Platz machte, und er beinahe geſtand, daß die ihm vom Prinzen zugedachte Ehre, zu theuer erkauft würde.

Allein der lezte Auftritt ſollte noch mit der Prinzeſſin ſeyn. Sie hatte ſich oftmalen bei ſeinen Aerzten, nach ſeiner Geſundheit erkundiget, die ihre Hoffnung einer baldigen Geneſung bezeigten; und ſie wartete mit Ungeduld darauf, daß ſie ihm ſeine Falſchheit vorwerfen könnte, da er doch mit ihr oft in Geheim die Gräfin Platen ver-

verachtet hätte, und doch nun öffentlich ihre wiederholten Beſuche annähme.

Als der Tag, Abſchied zu nehmen, nicht länger aufgeſchoben werden konnte und wirklich erſchienen war, nahm der Graf eine muntere Miene an, machte ſeine Complimente dem Churfürſten und der Churfürſtin, alsdann in aller Form dem Churprinzen, und zulezt der Prinzeſſin, die ihn mit ungewöhnlicher Zurückhaltung empfing. Sie ſagte, ſie wünſchte, „daß die Ceremonie „unterblieben wäre, da die bloße äußerliche Form davon „ihn ſchon leicht um ſein Glück bei dem einzigen Frauen„zimmer bringen könnte, das itzt mit ſeiner Freundſchaft „beglückt wäre.“ Seine Eilfertigkeit zu antworten, hätte ihn leicht verleiten können, gewiſſe Proteſtationen zu thun, die zu aller Zeit, ſonderlich aber itzt, da der kleine Kreis, der den Hofſtaat der Prinzeſſin ausmachte, voll war, gar ſehr unſchicklich klingen mußten. Sie unterbrach ihn daher ſogleich, da er reden wollte, und ſagte mit einem gnädigen Lächeln: „Herr Graf, Sie bege„ben ſich itzt in Gefahr: mein Bruder hat den Namen „eines allzumuthigen Mannes; tragen Sie Sorge für „ſein Leben, Sie werden Sich dadurch ihr eignes er„halten.“ Er neigte ſich, küßte ihr die Hand, und ſchied ab.

Ehe ſie noch in Ungarn angelangt waren, kam die wichtige Nachricht bei Hofe an, daß das engliſche Par-

lement,

lement, durch die Leitung des Königs Willhelm, dem Hause Hannover den Weg zum Throne von England eröffnet hätte, im Fall die Prinzessin von Dänemark ohne Erben sterben sollte. Die Freude über diese Nachricht war nicht minder ausschweifend, als die Begebenheit selbst unerwartet.

Die einzige Person, welche diese Nachricht, die jedermann entzückte, mit Gleichgültigkeit anhören konnte, war die Prinzessin, die den Besitz dieses Glücks, dem die andern schon so nahe zu seyn glaubten, für ziemlich entfernt, und die Freude darüber für sehr ungewiß hielte.

Die Churfürstin, die bei dieser Gelegenheit fast außer sich war, weil eigentlich das Anrecht auf England von ihr abstammte, war die erste, die an der Prinzessin diese Unempfindlichkeit wahr nahm, durch welche, wie sie sich auszudrücken beliebte, die junge Fürsten sich eines Königsthrones unwerth machte. Die Prinzessin antwortete ganz gelassen: „Wenn sie je so glücklich seyn „sollte, einen Thron zu besteigen, so würde sie auch wissen, „ihn mit Anstand zu besitzen, und hoffte daß ihre Abkömmlinge, falls sie ihr auf dem Throne folgen sollten, „so milde regieren würden, daß man sie nicht davon „verstoßen dürfte.

Die Churfürstin nahm diese spitzige Antwort sehr übel, und man sagt, daß sie der Prinzessin diesen Stich nie vergeben hat. Denn ob sie gleich ziemlich bei Jahren

ren war, se hatte sie doch noch solch Verlangen, Königin zu werden, daß sie nach dem Hintritt des jungen Prinzen, ihren alten und treuen Leibarzt nach England schickte, die Gesundheits-Umstände der Königin Anna zu bemerken, und daraus wahrscheinlich zu berechnen, wie bald sie ihr auf dem Throne folgen könnte. So viel ist gewiß, daß sie sich eben durch ihre große Begierde, ihr zu folgen, beinahe um die Nachfolge gebracht hätte, indem sie mehr als einmal Versuche machte, noch bei Lebenszeiten der Königin, nach England zu kommen, und ihrer Nachfolge sich zu vergewissern.

Indessen wurde ihre unmäßige Freude durch eine traurige Zeitung gemäßigt, die aus Ungarn kam, und von einem daselbst vorgefallenen blutigen Treffen zwischen den Kayserlichen und Türken Nachricht brachte, mit dem Zusatz, daß ihr geliebtester Sohn, Prinz Karl, als ein Opfer seiner eigenen Kühnheit geblieben sey.

Zärtliche Gemüther, wie die Churfürstin, fühlen allezeit die Leidenschaften der Traurigkeit und Freude im Uebermaaß. War sie zuvor vor Freuden entzückt, so war sie auch itzt vor Betrübniß ihrer nicht mächtig, und ermangelte selbst des Trostes, den sie andern, bei ähnlichen Gelegenheiten, mit vieler Beredsamkeit ertheilen konnte. Würklich waren noch die Thränen, die sie bei dieser traurigen Gelegenheit den ganzen Hof vergießen sah, ihre größeste Beruhigung. Sie sahe, daß jeder-

mann

man an der Urſache ihres Schmerzens den innigſten Antheil nahm, und ihre Empfindungen waren ſo zart, daß ſie ſelbſt ihre eigne Kümmernis zu lindern ſchien, wenn ſie ſich bemühete, die Betrübniß andrer zu mildern.

Die junge Prinzeſſin nahm an der Schwermuth, die am Hofe allgemein war, einen traurigen Antheil. Sie hatte zu dem Prinzen eine aufrichtige Zuneigung gehabt; und ihre Betrübniß über ſeinen Tod ward durch die Beſorgniß um das Leben ſeines Begleiters, des edlen Schweden, vergrößert. Der Fall des Prinzen war um deſto trauriger, da die Bothſchaft, welche die Nachricht davon brachte, des Grafen Königsmark gar nicht erwähnte, woraus jedermann den Schluß zog, daß er ebenfalls müſte geblieben ſeyn, beſonders, weil die Nachrichten nicht von ſeiner Hand geſchrieben waren.

Indeß, in der Hitze des Gefechts waren ſie beide von einander abgekommen, und der Graf Königsmark erfuhr nicht eher, daß ſein Freund gefallen ſey, als bis der Sieg entſchieden war. Er hatte nun gar keine Abſichten für ſich, warum er länger im Dienſt der Kayſerlichen bleiben ſollte; daher brachte die nächſte Bothſchaft, nicht nur von ſeinem Leben Nachricht, ſondern auch von ſeiner beſchloſſenen Rückkunft nach Hannover. Dieſe Zeitung war der Prinzeſſin um ſo angenehmer, da ſich während ſeiner Abweſenheit, eine Begebenheit ereignet hatte, die an den mehreſten Tafeln der

Großen in Europa, zu vielerley Geſprächen Anlaß gegeben hatte.

Der Churprinz verließ nach der Abreiſe des Prinzen Karls ſeine Gemahlin ganz und gar, und hielte ſich blos an ſeine Buhlerin, die Gräfin von Kilmanſegg, Schweſter der Gräfin Platen, und nachmalige Lady Arlington. Die Prinzeſſin beklagte ſich über dieſe Aufführung, ſowohl bei dem Churfürſten, als der Churfürſtin; da ſie aber bei dieſen keinen Troſt, keine Hoffnung, nicht einmal Gerechtigkeit fand; ſo nahm ſie Gelegenheit, mit dem Prinzen ſelbſt ziemlich hitzig darüber zu ſprechen.

Statt daß Se. Hoheit nun ſein zugefügtes Unrecht bemäntelt, und durch ſanftes Zureden ſich bemühet hätte, ihr etwa zu zeigen, daß ihr Zuſtand, der Zuſtand ſo vieler großen Prinzeſſinnen geweſen wäre und noch ſey, oder daß er ihr wenigſtens einen zärtlichen Augenblick, nur liebreiches Anhören ihrer Beſchwerden geſchenkt hätte; gerieth er vielmehr in ſolche ausnehmende Wuth, daß er gänzlich ihren Stand und ihr Geſchlecht aus den Augen ſetzte, ſie itzt verlachte, und mit Gewalt ſo heftig von ſich ſtieß, daß ſie auf den Boden niederſank. Ihr Geſchrey verurſachte Lärm; der ganze Pallaſt war in Aufruhr, und viele Hofleute traten plötzlich ins Zimmer, in Beſorgniß größeren Unglücks. In dieſem Augenblick war der Prinz ſo ſehr von ſeinem Unwillen übernommen, daß er öffentlich in aller umſtehenden Gegenwart erklärte, daß er ſie haſſete und ewig ihr Feind bleiben wollte.

Unter-

Unterdeſſen hatten ſeine Drohungen die Hälfte ihrer Wirkung verlohren, indem die Prinzeſſin, gegen die er ſie ausſtieß, ſie nicht hören konnte, ſondern in den Armen derer, die herbeigeeilet waren, ihr aufzuhelfen, in Ohnmacht gefallen war.

Nach dieſem ward an keine Ausſöhnung mehr gedacht; der Prinz aber, der ſich über ſeine Vergehung ſchämte, that unter dem Vorwande wichtiger Geſchäfte, eine eilfertige Reiſe nach Berlin, wo er eben den Hof beſuchte, als Königsmark von der Armee aus Ungarn nach Hannover zurük kam.

Die Prinzeſſin, die noch voll aufgebrachten Gemüths war, empfing den Grafen bei ſeiner erſten Aufwartung, als ihren Schuz-Engel. Da ſie nicht im Stande war, ihren Unwillen über die niedrige Begegnung die ihr wiederfahren war, zu bergen; ſo erzählte ſie ihm alles, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte, und erklärte ihm, daß ſie entſchloſſen ſey, dieſen verhaßten Hof, wo ſie ſo beſchimpft ſey, zu verlaſſen und ſich zu ihren Eltern nach Celle zu begeben. Der Graf billigte ihren Entſchluß, und erklärte, daß er bereit ſey, ſie wegen des unanſtändigen Betragens zu rächen, es möchte auch daraus werden, was da wollte; und ſie konnte ihn blos durch die inſtändigſten Bitten bewegen, daß er den Prinzen nicht bis nach Berlin folgte, um ſchon dort an ihm Rache zu nehmen.

Nach diesem Sturm folgte eine Stille, und es ereignete sich nichts sonderliches, bis die Traurigkeit verflossen war. Der Graf, der seinen Umgang mit der Gräfin Platen erneuert hatte, wußte seine Besuche bei derselben mit solcher Geschicklichkeit anzustellen, daß er auch nicht einmal bei seinen Nebenbuhlern in Verdacht kam. Sobald es also der Wohlstand erlaubte, bat er den Hof zu einer grossen Gasterey, und hatte die Klugheit, die Gräfin glauben zu machen, daß er dieses Fest ihr zu Ehren anstellte. Er kannte ihre Gewalt über den Churfürsten, und wußte, daß ihre Eitelkeit sie verleiten würde, solches sichtbar zu machen. Er irrete sich nicht. Der Churfürst, die Churfürstin; die Prinzen, die junge Prinzessin, nachmalige Königin von Preußen und Mutter des jezt verstorbenen Königs, die vornehmsten Staats-Bedienten, die auswärtigen Minister, kurz alles, was in der Stadt und da herum von Stande war, war gegenwärtig.

Man sollte glauben, daß die Prinzessin durch Erinnerung dessen, was sich schon einmal bei ähnlicher Gelegenheit ereignet hatte, gewarnet wäre, und sich gehütet haben würde, diesmal wieder auf unüberlegte Weise gegen den Wohlstand zu verstoßen. Die Prinzessin wußte, daß die Hof-Buhlerinnen in allem dem Glanz, den der churfürstliche Schaz darbieten konnte, erscheinen würden; und da sie voraus sahe, mit wem sie würde zu wetteifern haben, so nahm sie sich vor, mit dem besten Schmuck, den sie hatte,

hatte, und der seit langer Zeit von ihr nicht war angelegt worden, sich zu kleiden. — Der Glanz ihres Anzugs und ihre natürliche Schönheit, die durch die Pracht ihres Schmuks mehr erhöht wurde, machte, daß sogar der Prinz, ihr Gemahl, sie diesen Tag mit minder ernsten Blicken ansah, als sonst wohl seine Gewohnheit war. Die Eifersucht der Gräfin gerieth in Flammen, und sie befürchtete, daß es um ihre Macht gethan seyn möchte, wenn der Prinz den sonderbaren Einfall bekäme, seine Gemahlin lieb zu gewinnen. Sie sah sich übertroffen; und ihre neidischen Blicke, die sie auf die Prinzessin warf, gestanden ihre Schwäche. Die Augen aller Anwesenden waren blos auf die reizende, unglückliche Prinzessin gerichtet; und alle bedaureten, daß sie bei diesen Vollkommenheiten von ihrem Gemahl nicht geliebt würde. So viel ist gewiß: hätte die Prinzessin ihre heutige Ueberlegenheit benutzt, so dürfte sie diesmal das Herz des Prinzen vielleicht gewonnen, und über ihre Feinde gesiegt haben. Ihre Absichten giengen indeß mehr auf die Verdunkelung der angebeteten Buhlerinnen, als auf Gewinnung des Herzens ihres Gemahls, den sie seit dem lezten unglücklichen Zufall von ganzem Herzen verachtete. Sie gieng so weit, daß sie öffentlich ihre Verachtung gegen ihn an den Tag legte; und Königsmark konnte nicht verhindern, daß sie ihre Partheylichkeit zu ihm nicht verrieth. Dieser unglückliche Mangel an Vorsicht war es, der den beiden buhlerischen Schwestern, Mittel an die Hand gab, sie zu Grunde

zu

zu richten. Sie ſuchten in des Prinzen Herz Eiferſucht rege zu machen; eben die Leidenſchaft, welche die Prinzeſſin in ihm zu erregen wünſchte! — und ſprengten Gerüchte aus, die der Ehre der Prinzeſſin äußerſt nachtheilig, aber auch gewiß höchſt falſch waren.

O, hätte ſie doch den böſen Schein vermieden; hätte ſie doch überlegt, daß es nicht hinreichend ſei, würklich keuſch zu ſeyn, daß man auch vor allem Verdacht, ſeine Tugend ſichern müſſe! Die Prinzeſſin erfuhr gar bald das ausgeſprengte Gerücht und deſſen Urheber; da ſie ſich aber der Reinigkeit ihrer Abſichten bewußt war, ſo achtete ſie nicht weiter darauf, und ſagte nur mit einiger Bitterkeit: „Laßt ſie auch das „Schlimmſte thun! Sie ſind längſt mit der Unſchuld zer„fallen, und können ſich nie wieder mit ihr ausſöhnen.“ Dieſe Worte wurden den beiden Buhlerinnen getreulich wieder zugebracht. Die Prinzeſſin hätte Urſache genug gehabt, die üblen Folgen dieſes Gerüchts zu befürchten, das ihren guten Namen gerade an dem zärtlichſten Orte angriff; allein ſie verachtete deſſen Urheber ſo ſehr; daß ſie es nicht der Mühe werth hielt, das geringſte in ihrer Aufführung zu ändern, ſondern den Grafen Königsmark mehr als vorher ermunterte, ſie fleißig zu beſuchen; und dieſer, ſtolz auf dieſe Ehre, ließ dieſe Winke nicht unbefolgt!

Der Churfürſt verwandelte nun ſein kaltes Betragen gegen die Prinzeſſin in Verachtung; die Churfürſtin,

ſtatt

ſtatt ihr noch mit gezwungener Höflichkeit zu begegnen, ſahe ſie faſt gar nicht an; und der Prinz, ihr Gemahl, ſagte laut, daß er keine Gemeinſchaft mit ihr hätte. Da ſie nun auf allen Seiten weiter nichts ſahe, als Verachtung und Beleidigung, ſo war ſie mehr als vorher bedacht, ihre vormals gefaßte Entſchließung ins Werk zu richten, und nach Celle zurück zu kehren, um daſelbſt ihre übrigen Tage in der Einſamkeit zu zubringen.

Sie erſuchte den Churfürſten um Erlaubniß, daß ſie ihren Eltern einen Beſuch machen könnte, und ſchätzte ſich ſehr glücklich, daß ſie durch Vorſprache ihrer Freunde ſolche erhielt. Sie wurde auch von ihren Eltern im Anfange mit allen Zeichen der Liebe und Nachſicht empfangen; als es aber zur Hauptſache kam, und ſie ihren Eltern ihre Abſichten bekannt machte, und ſie um ihren Schutz anſprach; gieng der Herzog, ihr Vater, weil er üble Folgen davon befürchtete, mit ſeinen geheimen Räthen, dieſe aber mit dem Hofe zu Hannover darüber zu Rathe. Der Churfürſt that nichts ohne den Rath der Gräfin Platen. Dieſe aber mit ihrer Schweſter, weil es ſie verdroß, daß der Fallſtrick, den ſie der Prinzeſſin gelegt hatten, ſeine Würkung verfehlen ſollte, wußten in Anſehung des Herzogthums Celle) das er verlöhre, wenn die Prinzeſſin dort bleiben, und über ihren Vater einigen Einfluß gewinnen ſollte) ſo viele Schwürigkeiten zu erregen, daß der Churfürſt einen geheimen Rathen an Bernsdorf ſchickte und ihm empfahl, mit aller

ſeiner

ſeiner Macht dahin zu arbeiten, daß die Prinzeſſin nicht in Celle bleibe. Dieſer that ſolches mit gutem Erfolge, ſo, daß die Furcht des Vaters ſtärker ward, als ſeine Liebe, und er, ohngeachtet der Thränen ſeiner Tochter, und der Gegenvorſtellungen ſeiner Gemahlin, darauf beharrte, daß ſie nach Hannover zurück kehren ſollte.

Dies war ein grauſamer Unfall für die bedaurenswürdige Prinzeſſin.

Sie kehrte mit einem ſchweren Herzen zurück, und ſann den ganzen Weg über, auf Mittel ihrer Befreiung. Sie war darauf vorbereitet, daß ſie ganz kalt würde empfangen werden, und auf allen Fall, faßte ſie den Entſchluß, ihr Schickſal den Händen ihres Grafen anzuvertrauen. — Sie ward empfangen, wie ſie erwartet hatte; hörte die Stichelreden der Buhlerianen ohne Bewegung an; und die harten Vorwürfe der Churfürſtin entlockten ihr nur wenige verſöhnte Thränen!

Nun eilte alles der Entwickelung entgegen. Der Graf, der in der Prinzeſſin Abweſenheit eine Reiſe nach Polen gethan hatte, war wieder zurück gekommen. An dem Warſchauer Hofe, ward damalen Bachus mehr verehrt, als Venus; und Königsmark, der nur ein Neuling im Trinken war, mochte in der Hitze und bey einem ungewohnten Rauſche ſich gewiſſe Worte haben entfallen laſſen, die einer gewiſſen Perſon von erhabenem Stande, die ihre Würde durch eine höchſt niedrige Handlung

entehrt

entehrt hätte, Rache drohten. Es war nicht schwer, zu errathen, wer diese Person war, und ehe er noch aus Polen reiste, waren seine Drohungen schon in Hannover bekannt. Aus der Aufnahme, die er empfing, konnte er schließen, daß er verrathen war, und da er sich seiner Uebereilung bewußt war, so durfte er nicht lange die Ursache dieser Aufnahme errathen. Er machte, wie gewöhnlich, der Gräfin Platen seine Aufwartung, ward aber von ihr als einer empfangen, der die Begünstigung eines artigen Frauenzimmers nicht, ohne sich ihrer zu rühmen, genießen konnte. Sie war in der That vor seiner Abreise aus Polen so weit gegangen, daß sie ihm ihre Tochter zur Ehe angeboten hatte, die er aber aus Gründen, deren sie sich allerdings äußerst schämen mußte, ausgeschlagen hatte. Indessen war es nicht unmöglich, daß ein Mann von Königsmarks Gesinnung, unter den Gläsern offenbart haben mochte, was ein Mann von Ehre in seinem Busen würde verschlossen haben! Er konnte also niemanden anklagen, als sich selbst, wenn er nun wahrnahm, daß aus seiner Freundin die bitterste Feindin geworden war.

So standen die Sachen zu Hannover mit dem Grafen Königsmark und der Prinzessin von Celle, als sich die Begebenheit zutrug, welche das Trauerspiel beschloß!

Beider Unfälle waren gleich bedauernswürdig, und beide waren sich darin ähnlich, daß ihr Unglück größtentheils

theils von ihrer eigenen Unvorsichtigkeit herrührte. Denn ob gleich die Prinzessin war genöthigt worden, sich zu vermählen an einen Prinzen, den sie nicht liebte, und der auch sein Herz ihr nicht schenken konnte, so hätte sie doch wenigstens allen äußerlichen guten Schein behalten, und in dem reitzendsten Vergnügen einer zahlreichen Nachkommenschaft glücklich seyn können, wenn die Weisheit ihre Schritte geleitet hätte. Was den Graf Königsmark anbetrifft, so war nicht leicht ein Mann beliebter, aber auch durch Schmeicheleien verdorbner, als er. Die unaufhörlichen Lobeserhebungen erregten seine Eitelkeit auf so romanhafte Art, daß nunmehr nichts geringeres, als was fürstlich war, seinen Ehrgeitz sättigen sollte; und man erzählte sehr zuversichtlich, daß er den Vorsatz gefaßt gehabt, den Churprinzen zu ermorden, und die Prinzessin mit Gewalt zu entführen. Das Gerücht, es sey nun wahr oder falsch, diente zu einem Vorwande des traurigen Auftritts, der nun folgte. Der Fallstrick war ihm gelegt, und er fiel sehr leicht darein. Der Churprinz hatte sich mit der Gräfin von K[illegible]ansegg auf seinen Landsitz begeben; die Gräfin Platen wendete eine Unpäßlichkeit vor, und man glaubte, daß der Churfürst einen guten Theil der Nacht in ihrem Zimmer zubringen würde; kurz, alles miteinander begünstigte den Besuch, den Königsmark in Gesellschaft einiger wenigen auserlesenen Freunde der Prinzessin abzustatten pflegte, um den Abend theils mit Spielen, theils mit Gesprächen zuzubringen. Er hatte seinen Besuch, wie man schon

voraus gesehen hatte, sehr verlängert, und es war spät in der Nacht, als er fortgieng. Die Landschafter lauerten auf, und viere der verzweifeltesten Kerle, von der Leibwache des Churfürsten, hatten sich angeschickt, das blutige Vorhaben auszuführen, das von der schwarzen Kabale ihm war bestimmt worden. Sie hatten kaum den ihnen angewiesenen Posten besetzt, als der unglückliche Graf, in seinen Mantel eingewickelt, in ihre unbarmherzige Hände fiel, und ob er gleich seinen Degen zog, und sich wie ein Mann, der sein Leben theuer zu verkaufen entschlossen ist, vertheidigen wollte; so diente doch seine Tapferkeit zu nichts anders, als die Wuth seiner Mörder zu verdoppeln. In einigen Augenblicken hatten sie ihm verschiedene Wunden beygebracht, und ihn seines Lebens beraubt, da dann, auf ein gegebenes Zeichen, welches zuvor verabredet worden, der alte Churfürst hinzutrat, und den Leichnam in ein nahgelegnes schlechtes Haus zu bringen befahl, welches den Morgen darauf zugemauert ward, als ob man dies allein für ein würdiges Begräbniß für einen Menschen hielt, der sich unterstehen dürfen, das churfürstliche Haus entehren zu wollen.

Da der Mord des Grafen Königsmark, mitten in der Nacht vor sich gegangen war, so war es Morgen, ehe die Nachfrage, die seine Bedienten anstellten, einigen Verdacht erweckten; und die Prinzessin hatte geschlafen, ohne beunruhiget zu werden. Kaum aber war der

Tag

Tag angebrochen, so breitete sich das Gerücht aus, daß Königsmark verschwunden sey.

Die Prinzessin war noch nicht aufgestanden, als die Baronessin von Wolkte, ihre Kammerfrau, voller Schrecken zu ihr kam, und in Thränen zerfloß, ohne ein Wort hervorbringen zu können, als: Ach! — — der Graf! — Die Prinzessin, deren ahndungsvoller Verdacht das übrige hinzusetzte, änderte nicht einmal die Farbe, sondern fragte ganz gelassen, durch wessen Hände er wäre geopfert worden? Die Baronessin antwortete, daß man noch die Umstände nicht wüßte; daß man nur um die Zeit, da Königsmark weggegangen, das Klirren der Degen gehört hätte, und auf der Straße viel Blut wäre gesehen worden; er wäre auch nicht nach Hause gekommen, und man könnte nichts von ihm erfahren; der Churfürst hätte in eigner Person gewisse geheimnißvolle Befehle ertheilt, worauf man das Zimmer des Grafen durchsuchet, und sich aller seiner Papiere bemächtigt hätte.

Dies bezog sich auf gewisse Briefe, die sie an den Grafen geschrieben hatte, worin die Charaktere der ganzen Kabale, die wunderlichen Grillen der Churfürstin, das niedre Betragen des Prinzen, ihres Sohnes, das freche Leben der Hofbuhlerinnen und deren Günstlinge, nebst der schläfrigen Trägheit des Herzogs, ihres Vaters, mit aller der Schärfe, die unzählige Unanständigkeiten und Beleidigungen ihr eingeben konnten, geschildert waren.

Bey

Bei diesen unglücklichen Briefen, die Niemand, als ein gedankenloser Inamorato würde aufbewahrt haben, war die ganze Kabale zur Berathschlagung zusammen berufen, und der Schluß derselben fiel dahin aus, daß die Baronessin von Molkte als eine Staatsgefangne arretirt, die Prinzessin aber bis auf weitere Verfügung Sr. Churfürstl. Durchl. in ihrem Zimmer bewachet werden sollte.

An eben dem Tage ward nach Celle an den Minister geschickt, mit Briefen für ihn und den Herzog; und erstern wurde aufgegeben, die üble Aufführung der Prinzessin durch verschiedene Umstände gegen den Herzog, ihren Vater, zu vergrößern, und auf alle mögliche Art es zu entschuldigen, daß man sie zur Gefangenen gemacht, ehe man ihrem Vater von ihren Verbrechen Bericht hätte abstatten können. Diesen Briefen waren zugleich andre von der Prinzessin beigelegt, die sie gerade in solchen Stunden geschrieben hatte, wann sie durch eben empfundene Beleidigungen gerade zu heftigem Zorn, oder bittern Spotte gestimmt war; und worin also ihre Ausdrücke am ersten einer unbilligen Auslegung fähig waren.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Prinz, ihr Gemahl, bei dieser Gelegenheit den höchsten Unwillen empfand. Da er die Prinzessin niemals geliebt hatte, so war ihm wenig daran gelegen, ob er einen Antheil an ihrem Herzen habe, oder ob es einem andern geschenkt

sey.

ſey. Aber ſeinem Hochmuthe war die Sache unerträglich, und er hielte Ein Opfer noch nicht zureichend, die Schande vollkommen zu rächen, die nach der Vorſtellung, welche ihm die beiden Buhlerinnen davon machten, ihn betroffen hatte.

In Celle ſpielte der herzogliche Miniſter ſeine Rolle ebenfalls gut, daß obgleich die Herzogin ſich dem Herzoge zu Füßen warf, ihn bat, und ihn auf die feierlichſte Art beſchwur, nicht zu leicht den üblen Nachreden ſeiner Tochter Gehör zu geben, er dennoch unbeweglich blieb, und blos ſagte: da ſie gegen die Würde ihres Standes verſtoßen hätte, ſo dürfte ſie von ihm auch weiter nicht den Schutz eines Vaters erwarten. Er gab alſo ſeinem Miniſter Befehl, dem Churfürſten zu melden, daß die Verbrecherin, die er in ſeiner Gewalt hätte, auch in ſeiner Gnade und Ungnade ſtünde, und wenn Se. Churfürſtl. Durchl. ſie zu ſtrafen nöthig befänden; ſo würde er ſich dieſem Urtheile nie widerſetzen. So hart auch dieſer Ausſpruch war, ſo ließ der Graf Platen dennoch, auf Andringen ſeiner Gemahlin, den Brief der Prinzeſſin in die Hände geben; zugleich ließ er ihr ſagen, Se. Churfürſtl. Durchl. verlangten: daß ſie ſogleich den Ort ihres Aufenthalts verändern, und ſich fertig machen ſollte, das Schloß mit einem Gefängniß zu vertauſchen. Sie las ihres Vaters Brief, und hörte die Bothſchaft des Churfürſten mit einer Standhaftigkeit, die nur allein durch eine bewußte Unſchuld konnte eingeflößet werden.

Sagt

Sagt dem Churfürſten, ſprach ſie, daß mir jedes andre Gefängniß angenehm ſein wird, wenn man mich nur aus dem in Hannover befreit. In dieſem Augenblick trat ein Officier von der Leibwache hinein, und meldete ihr, daß eine Kutſche auf ſie warte, und daß ſie ihm anbefohlen ſey. Sie antwortete: So laßt uns gehn. Herr Hauptmann, wir können nie in ſchlechterer Geſellſchaft ſein. Der Officier verſetzte: „Ich ſoll „Ihro Hoheit erſt berichten, daß Königsmark „todt iſt". — So iſt er denn glücklich, ſagte die Prinzeſſin, und das kann ein Schuldiger nicht ſeyn. Mit dieſen Worten warf ſie einen verächtlichen Blick auf den Abgeordneten, verließ ihn ſchnell und ſetzte ſich, ohne auch einmal zu fragen, wo ſie hingebracht werden ſollte, mit kalter Gelaſſenheit in den Wagen.

Als ſie endlich auf das Schloß Ahlen im Braunſchweigiſchen, nur acht Meilen von ihres Vaters Reſidenz-Stadt angekommen war, ſahe ſie ſich von ihres Gemahls Leuten umringt: alles Geſichter, die ſie zuvor niemals geſehn hatte. Gleich den Tag darauf kamen zween bevollmächtigte Secretaire, ſie wegen ihres Umgangs mit Königsmark, und einer mit ihm vorgegebenen Flucht nach Frankreich, zu befragen. Ob ſie gleich gar nicht ſchuldig war, ſich gegen ſie zu verantworten, ſo erzählte ſie mit der äußerſten Aufrichtigkeit und ohne die mindeſte Zurückhaltung die Bewegungsgründe, Abſichten und Endzwecke ihres ganzen Verhaltens. Sie nahm zur

Betheu-

theurung ihrer ganzen Aussage, das heil. Abendmahl *), doch nicht, wie sie sagte, in der Erwartung einer Gnadenbezeigung von ihrem gewesenen Gemahl, sondern zur Rechtfertigung ihrer gekränkten Ehre.

Dies ihr edles Betragen blieb auch bei der unpartheyischen Welt nicht verloren, sondern ein jeder, der das, was sie gethan, mit dem, was sie gelitten hatte, und das Edle in ihrer Vertheidigung mit der Niederträchtigkeit und Bosheit ihrer Verfolger verglich, hielt sie für unschuldig, und eines bessern Schicksals würdig. Ein Beweis davon ist dies, daß der Prinz, ihr Gemahl, der zu befürchten anfing, daß der Herzog von Celle endlich unwillig werden und verlangen möchte, daß seiner beleidigten Tochter Genugthuung geschähe, bald nachher Vorschläge zur Versöhnung mit seiner Gemahlin that. Allein ihr edelmüthiger Geist verwarf solche mit geziemdeder Würde: Bin ich schuldig, sagte sie, so bin ich des Prinzen nicht werth; und bin ich unschuldig, so ist er meiner nicht werth.

Diese hochmüthige Antwort, wie sie genannt wurde, brachte den Prinzen so sehr auf, daß der Minister Vater,

*) Sie mußte diesen Eid auf die feierlichste und fürchterlichste Art, in Gegenwart zweyer Geistlichen, die sie schon lange darauf vorbereitet hatten, in einem Zimmer, das mit schwarzem Tuch [illegible] war, bei [illegible] und [illegible] Fenstern [illegible].

zu Celle Anweisung bekam, bei dem Herzoge, ihrem Vater, auf eine Ehescheidung anzutragen, wozu lezterer auch nach einigen gemachten Schwierigkeiten seine Einwilligung gab, und dies noch dazu mit der offenbaren Partheilichkeit und Gerechtigkeit, daß der Prinz die Freiheit erhielt, wieder zu heurathen, die Prinzessin aber nicht.

Und damit der unglücklichen Prinzessin alle Hoffnung eines bessern Schicksales auf Zeitlebens genommen werden möchte; so fand der Churfürst, als er auf seinem Todbette lag, noch Mittel, seinen Bruder, den Herzog, dahin zu bewegen, daß dieser ihm eidlich versprach, das Successions-Instrument, welches er schon besiegelt hatte, nie zu widerrufen, noch zum Vortheile seiner Tochter die geringste Neuerung zu machen. Und diesen Schwur hielt er so treulich, daß er, als er auf dem Todbette lag, und seiner Auflösung nahe zu seyn glaubte, und auf das inständigste, selbst mit unaufhörlichen Thränen seiner Gemahlin, gebeten wurde: der Prinzessin, seiner Tochter, Zutritt und Vergebung angedeihen zu lassen, dennoch den Vater verläugnete, und sein Herz auf keine Weise vom Unglück seiner Tochter rühren ließ. Er starb, ohne sie zu Gnaden anzunehmen, und ohne irgend eine billige Ursache seiner Weigerung anzugeben.

Die Prinzessin hatte nunmehro nicht blos ihre eigene, sondern auch ihrer Mutter Unglück zu beweinen.

Denn kaum war der Herzog begraben; so mußte die verwittwete Herzogin das herzogliche Schloß räumen, obgleich kein anderer Zweig des churfürstlichen Hauses Hannover da war, der darin wohnen sollte; und in Ansehung ihrer Einkünfte, fand sich ebenfalls ein himmelweiter Unterschied zwischen den Versprechungen des Hofes zu Hannover, und der Ausführung.

Der neue Churfürst war sich unterdessen wohl bewußt, was seiner Gemahlin für Unrecht geschehen; und damit es nicht das Ansehen haben möchte, daß er so scharf gegen sie wäre, so ließ er ihr die Freiheit anbieten. Sie war aber weit entfernt, etwas als eine Gnade anzunehmen, was ihr von Rechtswegen zukam, und wollte lieber im Gefängniß leben, als denjenigen, der sie beschimpft hatte, eine Verbindlichkeit schuldig seyn. Sowohl für den melancholischen, als für den philosophischen Geist sind alle Wohnungen gleich, und so ward der Ort ihrer Gefangenschaft, vor dem sie sich zwar fürchtete, der Ort, den sie selbst zum Aufenthalt wählte; und sie machte sich ihre Widerwärtigkeiten so gut zu Nutze, daß sie das Absterben der Gräfin von Platen, ihrer geschwornen Feindin, ohne Empfindung eines Triumphs, und ihres Gemahls Besteigung des englischen Throns, ohne Neid vernahm.

Daß ihre Freundin und Vertraute, die Baronesse von Mollke, nachdem sie von dem Thurm des Schlosses, wo sie verwahret war, sich 150 Fuß tief hinabgelassen, und

und darauf 70 Meilen zu Fuße reisen, und glücklich nach Wien entkommen können, das pflegte sie allemal eine Begebenheit zu nennen, die ihr das größeste Vergnügen gemacht, so sie jemals empfunden hätte.

Nach diesem traurigen Zeitlauf befand sie sich in der Welt, als eine Person, die weder Freund noch Vortheil darin hätte, ohne Freude für diese, und ohne Hoffnung für die künftige Zeit ihres Lebens. Ein rührendes Beyspiel für die Fürstinnen der Erde, von der Eitelkeit aller irdischen Größe, und eine Warnung für jedes Frauenzimmer, nicht blos nach innerer Unschuld und Reinigkeit des Herzens, sondern auch nach dem Scheine der Unschuld zu trachten! Endlich sah der Tod auch diese unglückliche Fürstentochter mit einem mitleidigen Auge an, und zog den Vorhang vor ihre Widerwärtigkeiten.

Aber so unveränderlich hart war ihr Schicksal, daß auch selbst der Tod sie mit ihren Feinden und Verfolgern nicht wieder aussöhnen konnte. Der Hof ließ es nicht zu, daß die, welche über ihren Verlust betrübt waren, irgend eine Art von Trauerzeichen an ihren Kleidern tragen durften.

Die Prinzessin starb auf dem Schlosse Ahlen, im Jahre 1726, nachdem sie länger, als sechs und dreyßig Jahre — gerade in der schönsten Epoche ihres Lebens — in einem einsamen Kerker getrauert hatte. Man begrub sie bei Nacht, ohne Fackeln, ohne Geläute, ohne Gesang, und ohne daß irgend jemand ihrer Leiche

folgte. Selbſt ihrem Sohne ward dieſe letzte äußere Ehren- und Liebesbezeigung gegen ſeine unglückliche Mutter, ſtreng verboten.

Um dieſe merkwürdige Geſchichte, die in einem gewiſſen geheimen Manuſcript, aus dem ſie entlehnt iſt, für die Ueberſetzung einer engliſchen Handſchrift ausgegeben wird, — um dieſe Geſchichte ſo vollſtändig als möglich zu liefern, theilen wir hier eine andre Erzählung eben derſelben Begebenheit aus Büſchings Magazin mit, welche verbunden mit jener, dem Leſer ſowohl, als beſonders dem Dichter, der etwa dieſe Geſchichte als einen hiſtoriſchen Roman zu bearbeiten Luſt haben ſollte, ſehr willkommen ſeyn wird.

Die letzte verbindet, durch mehrere angegebene Motive, die einzelnen Theile mehr zu einem äſthetiſchen Ganzen; und ſelbſt der Schluß hat mehr Intrigue, und Königsmarks Tod mehr Außerordentliches, als in der vorhergehenden Erzählung. Hier iſt ſie von Wort zu Wort!

„Da vormalen der Graf Königsmark zum Gemahl der Prinzeſſin von Celle beſtimmt geweſen, und ſie zuſammen auferzogen waren,*) ſo konnte auch nachgehends, da die

*) Dies iſt eine von den Motiven, auf welche man oben hindeutete.

die Prinzessin nach Hannover vermählt ward, die alte Vertraulichkeit unter ihnen nicht auf einmal ausgethan werden, derer sie auch ohne Scheu, doch auf solche Maße, daß niemand etwas darwider zu sagen hatte, sich bediente. Im Jahre 1694 kam der Graf nach Hannover, in Meinung, von dannen weiter zu reisen. Die Gräfin von Platen warf zum Unglück ein Auge auf ihn, und ließ ihm ihre Tochter zur Ehe antragen. Er, der noch andre Abendtheuer im Kopfe, und durch ein Eheband sich zu fesseln keine Lust hatte, gab zur Antwort: ihre beyden Häuser wären zu jung, daß sie einander gnugsam stützen und in die Höhe helfen könnten. Dieses zu verstehen, dienet zu wissen, daß die Gräfin von Platen eine adeliche Tochter aus einem guten, aber armen Hause, und von der Herzogin unter ihre Kammerjungfern aufgenommen gewesen, da der Herzog ihre ansehnliche Gestalt und angenehme Schönheit ihm gefallen lassen, sie zu seiner Buhlschaft angenommen, und an einen seiner Edelleute, des Geschlechts von Platen, verheurathet, welcher ohne andere Verdienste, deren er gar wenig hatte, allein durch Gunst seines Weibes, zu großem Ansehen, und der Obermarschallen, als ersten Stelle am Hofe gestiegen, auch erstlich in den Freyherrn-, nachmals aber in den Grafen-Stand erhoben worden. Und wiewohl sie beiderseits von ihrem Herrn mit übermäßigen Wohlthaten begabet worden, konnten doch solche wegen ihres täglich treibenden Prachts und Wohllebens zu keinem beständigen Guth und Vorrath gedeihen, zumal

nal einem solchen, der zureichend gewesen wäre, denen vorhandenen verschiedenen Kindern, zu standesmäßiger Versorgung auszulangen."

„Die Gräfin von Platen, so nach der Art ihres Geschlechts hochmüthig und daher empfindlich war, nahm diese Antwort als eine Beschimpfung auf, welche sie, wie sich etwa verlauten lassen, auf eine solche Weise, daß man davon zu sagen wisse, rächen müßte. Und weil zu der Rachgier die Eifersucht kam, indem sie sich einbildete, der Graf habe, der Prinzessin zu Liebe, ihren Vortrag ausgeschlagen, beschloß sie, dieselbe mit einzuflechten. Damit setzte sie an den alten Herzog, nunmehro Churfürsten, und brachte ihm so viele Umstände vor, daß er sich nicht entbrechen konnte, den ihm beygebrachten Verdacht wider die Prinzessin und den Grafen, seinen Sohn, beweglich zu eröffnen. Dieser, der in seine Gemahlin keinen Verdacht niemals gesetzet, war schwer dahin zu bringen, demselben bey ihm Raum zu geben, bis man ihm versprach, die Sache handgreiflich zu machen. Solches auszurichten, erdachte die Gräfin folgende List. Der Graf hatte sich bey Hofe völlig beurlaubet, und zu seiner Abreise auf den Morgen alles angeordnet. Die Prinzessin war den Tag nicht wohl auf, und hatte sich im Bette gehalten. Die Gräfin läßt der Prinzessin Hand auf einem Zettel nachschreiben, und schickt denselben durch einen Diener vom Hofe in des Grafen Herberge. Der Inhalt des

Zet-

Zettels war, daß, um einer unumgänglichen Angelegenheit willen, der Graf nach zehn Uhr (Abends) zu ihr kommen möchte. Der Graf, ob es ihm gleich fremde vorkam, wollte doch dem Befehl Genüge thun, und gieng um die bestimmte Zeit, ganz allein, welches ihm auch zu anderen Zeiten nicht seltsam war, auf das Schloß und der Prinzessin Gemach zu. Die Jungfer, die in dem Vorgemach aufwartete, war bestürzt, ihn zu einer so ungewöhnlichen Zeit zu sehen, und meldete ihn bey der Prinzessin an. Diese erschrack noch vielmehr, ließ ihn hinein kommen, und fragte was ihn zu diesem Gang bewogen? Er sagte, es wäre Ihr Befehl und zeigte den empfangenen Zettel. Die Prinzessin, welche gleich die Falschheit der Schrift erkannte, sagte mit Zittern: Ach! wir sind verrathen, macht Euch bald fort, und nehmt Euch in Acht: ich sorge, es wartet ein Unglück auf Euch. Hierauf befahl sie ihrer Jungfer, ihm bis an einen gewissen Gang zu leuchten. Als die solches gethan und sich kaum von ihm umgewendet, hörte sie ein Geräusch hinter ihr, kam gelaufen und erzählte der Prinzessin, was sich begeben. Indem sie voller Angst darüber sprechen, hören sie ein Getümmel vor dem Gemach, und zugleich trat einer herein, der Prinzessin anzukündigen, daß sie eine Gefangene sey, und eine Wache zu ihrer Versicherung ihr vor das Gemach gestellt worden."

„Indem dieses auf dem Schlosse vorgeht, warten des Grafen Leute auf ihren Herrn, und da er bis an den Mor-

Morgen nicht zum Vorschein kommt, machen sie Lärm und suchen ihn allenthalben; aber vergeblich. Unterdessen war die gefängliche Verwahrung der Prinzessin ruchtbar worden, und gab Anlaß zu mancherley Gedanken. Nicht weniger seltsame Reden wurden auch von dem Grafen, und wie er verlohren worden, ausgesprengt. Endlich hat man erfahren, wie es damit zugegangen. Die Gräfin von Platen hatte, zufolge ihres abgelassenen Zettels, den Churfürsten versichert, wie sie verkundschaftet, daß selbige Nacht der Graf heimlich die Prinzessin besuchen werde. Die Anstalt wird hierauf alsbald gemacht, und der Graf bey seiner Umkehr von der Prinzessin, in einem finstern Gange aufgefangen. Die Gräfin wußte solches so herauszustreichen, daß der Graf, als ein auf frischer That ergriffener, ohne weiteres Untersuchen zur Rache verurtheilt, und dieselbe auf eine ungewöhnliche Weise durch ein Scheermesser, womit man ihm das Werkzeug seines vermeinten Verbrechens abgenommen, zur Stunde an ihm vollzogen wurde. Dieses grausame Verfahren hat den Grafen dermaßen geschmerzet, daß er weder Band noch Heilung leiden wollen, und sich also zu Tode geblutet."

VII.

Kleine Erzählungen.

1.

Lasterhaft aus gekränktem Stolz.

Härte bessert nie, kann etwa nur den Kleinmüthigen zwingen, die Larve der Tugend vors Gesicht zu nehmen und hinter ihr, dem, der dazu ihn zwang, zu fluchen; Grausamkeit, unerwartete Züchtigung kann oft jeden Trieb zum Guten niederschlagen, die Seele verhärten und in ihr die gefährlichsten Erschütterungen hervorbringen. — Der Uebergang von Tugend zu Laster ist gewöhnlich nicht schnell: aber er kann gewaltsam beschleunigt werden, wenn der Mensch gezwungen wird, die Schranken nieder zu reißen, statt sie zu umgehen. — Viel haben die Erzieher über den weisen Gebrauch der Strafmittel gesprochen, vielleicht kann dieser Satz Gelegenheit geben, sie noch von einer andern Seite zu betrachten — doch statt aller weitern Betrachtungen folgende Geschichte.

Ein Soldat — freilich nur ein gemeiner Soldat, ist der Held der Geschichte, aber er ist Mensch, und als

sol-

solcher für den Menschen so ehrwürdig, dem Psychologen so wichtig, wie sein König. — Ein gemeiner Soldat in M—, der, so lang er in diesem Stande war, sich durch pünktliche Ordnung, durch ein stilles Leben und durch unsträflichen Wandel vor andern seines Standes auszeichnete, und deshalb die Aufmerksamkeit seiner Officiere auf sich gezogen hatte, die er verdiente; ein Mann, der, er mochte es aus Ehrbegierde oder aus wahrer Liebe zur Tugend thun, jede Ausschweifung mied und, noch nie mit einer Züchtigung war belegt worden — gerieth, ich weis nicht, durch welchen Zufall, in ein öffentliches Haus, wo mehrere seiner Kameraden versammlet waren, und darauf dachten, ihre Löhnung auf fünf Tage, schon am ersten Tage zu verpressen. Ruhig saß er an seinem Tisch und war eben im Begrif fortzugehen, als sich plözlich ein heftiger Zank unter den andern erhub, der bald in eine ernstliche Schlägerei ausbrach. Aller Hände waren beschäftigt, er sah seinen Schlafgesellen von einem Schlag niedergeworfen werden, und sein Blut gerieth in Wallung; er vergaß seiner Pflicht, er dachte nur den Gedanken, seinen Freund zu befreien: und so drang er mitten unter die Streitenden. Er war bis zu seinem Freunde hervorgedrungen, zog ihn nicht ohne Widerstand aus dem Getümmel und stand eben an der Thür, als sein Hauptmann, dem die Schlägerei hinterbracht worden war, hineintrat.

Der Hauptmann erblickte in ſeinem Zorn ihn zuerſt, beſchäftigt bei einem Blutenden. Im Augenblick zog er ihn zur Thür hinaus und fieng an, mit ſeiner ganzen Kraft auf ihn los zu ſchlagen. Der Soldat, der bei dem Handel gar nicht in Hitze war — litt die erſtern Schläge ſehr geduldig, und ſah es als Strafe dafür an, daß er an einen ſolchen Ort gegangen war, oder daß er wenigſtens ihn nicht beim Anfang der Unruhe ſogleich verlaſſen hatte. Da aber der Hauptmann fortfuhr, immer grauſamer zuzuſchlagen und dabei — der Unſchuldige mochte ſagen was er wollte, — immer heftiger ausrief: Wart Böſewicht! ich will dich ſchon beſſern! da ſchwoll ihm — bei dem Bewuſtſein ſeiner Unſchuld, bei dem tiefen Gefühl von Ehre — das Herz, und er — vergrif ſich an ſeinen Peiniger? — nein! ſtand ruhig; aber in ſeinem Innern kochte es; ſeine Seele fieng an, ſich gegen den Schmerz und gegen die Tugend zu verhärten und bei dem lezten — dem dreyßigſten Schlage — ſtand ſein Entſchluß feſt: Nun will ich der werden, der ſo eine Behandlung verdienen kann.

Von dem Tage an, ſahe man ihn in jeder ſeiner Freiſtunden in den niedrigſten Wirthshäuſern; mit einer fürchterlichen Kälte trank er hitzige Getränke, die er vorher verabſcheuet hatte, und kein Abend fand ihn nüchtern. Natürlich, daß dis und die Unordentlichkeit im Dienſt, die er ſich auch zu Schulden kommen ließ, ihm öftere und harte Züchtigungen zugog, die ſeine Seele immer mehr verhärteten.

Armer

Armer Jüngling! wer hier deinen Zuſtand gekannt, dich zur Wiederkehr zur Tugend ermahnt, dein Herz gerührt, den Abgrund des Verderbens, auf den du losſtürmteſt, dir gezeigt hätte, — der wäre dir ein Engel geweſen!

In ewigen Taumel verſunken, in den Stunden, wo er einer Ueberlegung fähig war, voll Verzweiflung über ſeinen Zuſtand und doch ohne Muth, ſich daraus zu reißen, entſpann ſich zu der Zeit ein Komplot von acht Mann, worein ſein Schlafgeſell verwickelt war. Aus Liebe zu ihm, aus Mitleid über ſein Elend und die Mißhandlungen, die er täglich litt, und aus Begierde, ihn an dem Glück der Befreiung von ihren Ketten Theil nehmen zu laſſen, entdeckte er ſich ihm und lud ihn ein, zu ihrer Verſchwörung zu treten. In der Verwirrung nahm er es an, und auch nach der Ueberlegung reute es ihn nicht, denn er hielt es für ſein einziges Rettungsmittel.

Sie ſchworen ſich gegenſeitige Treue auf Leben und Tod, und ſetzten die Mittel und die Zeit zur Ausführung ihres Entſchluſſes feſt. Der Tag kam, ſie verließen um Mitternacht ihre Häuſer, kamen bis auf die Stadt-Mauer und — wurden entdeckt. Er allein war ſo glücklich, unbemerkt wieder in ſein Quartier zurück zu kommen und niemand ahndete, daß er Theilnehmer an dem Komplot geweſen wäre. Indeß waren ſeine Gefährten ins Gefängniß gebracht worden, und die Verhöre

höre giengen an. Die erste Frage war nach dem Rädelsführer, und sie war nach vielen wiederholten Verhören auch die letzte; sie blieb, aller grausamen Peinigung ohngeachtet, unbeantwortet, denn sie hatten geschworen, sich nicht zu verrathen.

Er war der Verzweiflung nahe — er sah ein Leben voll Qual vor sich — der letzte Stab, der ihm auf dem Pfade der Tugend stützen sollte, war zerbrochen, und die Möglichkeit diesen Pfad je wieder betreten zu können, schien ihm verloren. Das Leben ward ihm zur drückendsten Last, und er gieng hin und gab sich als den Rädelsführer an.

Die Verhöre über die übrigen hörten auf — es wurde Kriegsrecht gehalten, das jenen zwey und dreytägiges Gassenlaufen; ihm den Tod zuerkannte. — Er sah demselben ruhig entgegen, und da er Gewißheit davon erhielt, war Ruhe und Heiterkeit in seine Seele zurückgekehrt. Er blieb zwar bei der Ueberzeugung, daß der Tod Wohlthat für ihn sei; aber er bereute herzlich seine Vergehungen, vergab in seinem Herzen dem Hauptmann, den er bisher wie seinen bittersten Feind gehaßt hatte, und bereitete sich mit einer herzerhebenden Andacht zu seinem Abschied aus der Welt, die für ihn so wenig Reitz gehabt hatte.

Die Nacht vor seinem Tode war er mit dem Feldprediger allein; er erzehlte ihm sein Schicksal, den Anlaß zu seinen Verirrungen, den Gang, den seine Seele genom-

genommen hatte, und ſchloß ſeine Erzählung ſo: Nun noch ein Geheimniß, das aber bis nach meinem Tode Geheimniß bleiben muß — verſprechen Sie es einem Sterbenden! — (Er verſprachs) — Ich ſterbe, als Rädelsführer; aber bei Gott! das bin ich nicht, ich bin der unſchuldigſte Theilnehmer des Verbrechens — aber ich bin müde des Lebens, und mein einziges Rettungsmittel iſt der Tod! Auf einer Welt, wo ich Ehre, Unſchuld und alles verloren habe, will ich länger nicht ſeyn.

Und er ſtarb beweint von vielen weichherzigen, gekannt nur von Einem, — den ſchönen ruhigen Tod, den ſelten ein Menſch an dieſem Orte ſtirbt. —

O dürfte ich ſagen, daß eine Dichtung dieſe Geſchichte ſey — könnte ich ſelbſt es vergeſſen, daß ſie Wahrheit iſt! — Sei es auch tauſenden unwahrſcheinlich, daß ein ſolcher Vorfall einen Menſchen ſo weit führen könne: wir erleben in kleinerm Maaß dieſe Geſchichte täglich. Die Hand aufs Herz, Mann von Ehrgefühl! — hat dich nicht, als Knabe, die unverdiente harte Züchtigung deines Vaters, mehr aus Laune und Muth, als in der Abſicht zu beſſern dir zugefügt, verſtockt: und fühlſt du nicht, daß du unter ähnlichen Umſtänden, ohne Freund, ohne andre ſchmeichelhafte Vorfälle, die jenen aufwogen, ohne die Grundſätze, die du deiner beſſern Erziehung zu danken haſt, eben den Weg hätteſt gehen können, den dieſer Arme gieng?

K..

2.

Klugheit beſſer, als Gewalt.

Graf O. im — ſchen, hatte die Hauptſtadt, den ehemaligen Sitz ſeiner Freuden plötzlich verlaſſen, und ſich in die Einſamkeit ſeines Landguths — des ſchönſten und reichſten ſeiner Gegend zurückgezogen. Das Stadtgerücht ſchrieb dieſe ſonderbare Erſcheinung, die bei einem reichen ſchönen und jungen Manne freilich ziemlich ſonderbar war, einem geheimen für ihn ſehr verdrüßlichen Zufalle, ſeine Freunde und er aber, ſeiner Neigung zum Landleben zu. Wir unterſuchen nicht, wer von beiden Recht hatte; eine Geſchichte aber, die ſich vierzehn Tage nach ſeiner Ankunft auf ſeinem ländlichen Schloſſe zutrug, ſcheint mehr die Vermuthung zu beſtätigen: er habe große, heimliche Feinde, die ihm den Ekel vor der Stadt und die plötzliche Zuneigung zur ländlichen Einſamkeit beigebracht hätten.

In dieſen vierzehn Tagen, die er auf ſeinem Landguth zugebracht hatte, hatte er eben ſo viel Anlaß zur Verwunderung, als bei ſeinem plötzlichen Abſchied von der Stadt gegeben. Die Fräuleins und Mütter der Nachbarſchaft, begierig den jungen unverehlichten Grafen, den Freund vom Hauſe zu nennen, gaben beinah

ihre Hoffnungen auf, da er in vierzehn langen Tagen durch keinen Besuch in der Nachbarschaft, noch Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte. Aber wie wollten sie Besuche von ihm verlangen, da ihn selbst die Bewohner seines Dorfs noch nicht außer dem Bezirk seines Hauses gesehn hatten!

Im Innern des Hauses hatte es fast das Ansehen, als würden zu Erneuerung Eleusinischer Mysterien Anstalten gemacht. Die Bedienten hatten Befehl, die Zimmer, die in einer geraden Reihe hintereinander hinliefen, zu Nachtzeit ganz unerleuchtet, die Zugänge aber unversperrt zu lassen, sich selbst aber im Hintertheil des Gebäudes aufzuhalten. Er selbst schlief jede Nacht mit einem alten treuen Diener im hintersten Zimmer der Reihe, in welches er in den ersten Tagen eine große Menge verdeckter Körbe hatte tragen lassen.

Seine Freunde, die ihn aus der Stadt besuchten, erboten sich — wir wissen nicht, warum? — mit ihrem Gefolge bei ihm zu bleiben, und ihm selbst mit ihrem Blute zu dienen: er aber — wir wissen auch nicht, warum? — dankte ihnen höflich für ihr Erbieten, und schien mehr Vertrauen auf sein hinterstes Zimmer, als auf ihre Gegenwart zu äußern. „Wenn Gefahr für mich wäre, sagte er, so könnt ich ja meine Unterthanen aufbieten, mit mir zu wachen; aber ihr seht mich in keiner Furcht.“ — Sie reisten zurück, und Graf O.— blieb in seiner Einsamkeit.

In der dreizehnten Nacht — es war ein Sonnabend — öffnete sich gegen die erste Stunde des Morgens die Thür des Hauses, und eine Schaar vermummter Menschen trat hinein. Das Geräusch erweckte die Bedienten — einige sprangen herbei — sie wurden zurück getrieben — einer — zum Führer zurückbehalten. Unter Bedrohung seines Lebens, mußte er die verlarvten Räuber — denn dafür hielt er sie — in seines Herrn Zimmer führen. Zitternd erwartete er, daß sie Hand anlegen, und aller Sachen von Werth sich versichern würden. Aber wie erstaunte er, daß die Räuber der Kostbarkeiten der ersten Zimmer nicht achteten, und im Kabinet seines Herrn nur einer der lezten die Chatulle — und zwar heimlich, zu sich steckte. Sie schienen nichts, als den Besitzer des Hauses zu wollen; seine Schätze aber — gegen alle Räubermanier — zu verschmähen. — Der Anführer der Bande, drang nun in den angstvollen Führer, ihnen zu zeigen, wo der Graf sei, denn daß er hier sei, wüsten sie gewiß. — Er sezte ihm den Degen auf die Brust, und der Arme bekannte, daß sie nur noch zwei Zimmer von ihm wären. Hierauf wurde er gebunden, mit verstopftem Munde im finstern Zimmer zurückgelassen: denn eine einzige Blendlaterne leitete die schwarze Bande durch die Finsterniß der Nacht, die heut doppelt schwärzer schien. — Nun waren sie im lezten Zimmer — der Anführer wiederholte seine Befehle — sie zückten die Dolche — und stürmten auf die Thüre zu, die allein den armen Grafen von

seinen Mördern trennte. — Die Thür flog auf — — aber ein mächtiger Zauber fesselte den ersten an die Schwelle, die übrigen wollten wüthend nachdringen; aber sie vermochten nicht einen Schritt weiter zu setzen. Ruhig hatte indeß der Graf mit seinem Diener ihre Gewehre ergriffen — sie schossen den ersten — zweiten — dritten — darnieder. Der Tod des ersten entflammte ihre Wuth, noch mehr der Tod des zweiten und dritten; da aber die folgenden eben so wenig dem allmächtigen Zauber widerstehen konnten, sie auch die Kühnheit des Versuchs mit dem Leben büßen mußten — dann sank ihnen plötzlich das Herz, sie zogen sich zurück und flohen aus Furcht, die wiederholten Schüsse möchten das Dorf in Aufruhr gesetzt haben, in grösster Eil durch die Reihe der Zimmer zurück. Und der Graf war gerettet! —

Am folgenden Tag war der Prinz — — plötzlich abgereist.

Was aber war der mächtige Zauber, der den Grafen rettete? War er erfahren in der geheimen Magie, stand er mit höheren Geistern im Bunde, die die Schritte der Mörder fesselten? war — — Nichts von alle dem, lieber Leser! der Zauber war der natürlichste und einfachste. Das geheime Zimmer war mit mehr als hundert Lichtern besetzt, deren Schein von Spiegelwänden vervielfacht wurde. Die Nacht der Zimmer durch die sie gegangen waren, machte gegen das Sonnenlicht des lezten Zimmers den grösten Kontrast — ihre Augen wur-

den

den beim Eintritt gewaltsam geblendet, und der Graf, des Lichtes gewohnt, konnte sie ruhig mit seinem Schießgewehr, mit dem er sich reichlich versehen hatte, empfangen.

Du wirst zwar hoffentlich, lieber Leser! — nicht Gelegenheit haben, dich dieses Vertheidigungsmittels, das du vom Grafen O. gelernt hast, zu bedienen; aber die schöne Lehre kannst du von ihm lernen, daß Klugheit oft besser ist, als Gewalt.

3.
Die Recensenten.

1.

In seinen jüngern Jahren hatte Ferguson sich aufs Porträtmalen gelegt, und hatte dieses Nebenbei, wie denn jeder gute Kopf, so ein Nebenbei zu haben pflegt — mit dem Glück getrieben, als es von seinem Genie zu erwarten war. Er wohnte zu Bristol, und mahlte einst eine junge Dame, die eben zu seiner Zeit als die Krone aller Schönheiten von Bristol anerkannt war. So mißlich es war, solch einen allgemeinen Gegenstand der Bewunderung und des Neides zu malen, da er gewiß seyn konnte, daß die gröste Hälfte der jungen Herren sein Porträt des Originals für unwürdig, und die ganze

weib-

weibliche Welt das Original für ungeheur verschönert ausschreien würden: so hatte er doch das Werk glücklich vollendet, und seinem schönen Original so viel Reitze für die Kopie abgeborgt, daß dieser nichts, als die Grazie des Originals zu fehlen schien, welche er aber nie erreichen konnte: er hätte denn die schöne Dame in allen Augenblicken ihres Lebens, in jeder schönen Stellung, mit jeder ihrer Mienen aufs neue copiren müssen. Was indeß unser gelehrte Maler über die Urtheile des schönen Haufens der Stadt dachte, zeigte er nicht undeutlich bei folgender Begebenheit, die sich den Tag nach der Vollendung des Gemäldes zutrug.

Die Verehrer der Dame, die wir oben bis zur Hälfte der jungen Herren überhaupt angegeben haben, um die zu übergehen, welche anderweitig den Knoten der Liebe angeknüpft hatten — hatten, als an der wichtigsten Begebenheit ihres Jahrzehends, an dem Malen ihrer Göttin den lebhaftesten Antheil genommen. Sie waren betrübt gewesen, da sie in der feierlichen Stunde des Sitzens, von dem Anschaun ihrer Göttin ausgeschlossen wurden; aber sie waren in Verzweiflung, als der glückliche Maler so unbegreiflich eigensinnig war, und sie nicht jeden Pinselstrich, den er an Augen, Mund, Busen u. s. w. that, mit ansehen lassen wollte! Grausam versagte er ihnen den Anblick seines Gemäldes, ehe es vollendet wäre, dann aber wolle er es, sezte er lächelnd hinzu, vor den Richterstuhl ihrer Kritik stellen.

Es

Es war vollendet. Kaum hatte einer der jungen Kritiker die große Neuigkeit erfahren, als er in die Wohnung des Künstlers flog. Wie hätte dieser seinem Ungestüm widerstehen können! Er zeigte es ihm, und der Kritiker, der sich dadurch über sich selbst erhoben fühlte, daß er seiner Dame sich als den Glücklichen, der zuerst die Kopie ihrer Reize bewundert hätte, würde vorstellen können, gedachte der kalten Kritik nicht, und sein Mund strömte von enthusiastischer Verwunderung über. Kaum hatte er sich losreißen können von der Betrachtung des reitzenden Bildes, kaum hatte er des Künstlers Wohnung verlassen, als nach und nach auch die andern, die die Neuigkeit wunderschnell erfahren hatten, herbei kamen. Auch sie betrachteten und beurtheilten mit Rücksicht auf die erste Unterredung mit der Dame ihres Herzens. Da sie nun überlegten, es könne ihr wenig schmeicheln, wenn man sie heilig versichere, sie sey zum Sprechen getroffen; da eigentlich das beste Gemälde nicht den tausendsten Theil ihrer Reitze auszudrücken vermöge; da sie ferner ihren Verdruß über ihre Entfernung vom entstehenden Gemälde noch nicht verschmerzt hatten: so war es sehr natürlich, daß sie zwar lobten und entzückt zu seyn versicherten; aber auch der Kritik nicht vergaßen, und diesen und jenen kleinen Fehler nicht ungerügt ließen. „Ja wenn die reitzende Wange voller, und das Grübchen im Kinn sichtbarer wäre: dann wäre die Aehnlichkeit vollkommen! rief der eine;“ wenn die Nase im Haar sich nur noch weiter zur linken beugte! „rief der andre;“

wenn

wenn doch die herrliche braune Locke ſich noch etwas tiefer in den Buſen herabſchlängelte! rief der dritte: und ſo war auch nicht einer, der nicht etwas ähnliches zu rufen gehabt hätte.

Der Maler war indeß ſelbſt über ſeinem Gemälde vergeſſen worden; er ſtand wie Apelles und hörte über den Leiſten, urtheilen. „Meine Herren, fieng er endlich an, Sie ſind, wie ich ſehe, Kunſtkenner und haben unſer Original ſtudirt; auch habe ich den beſten Willen, meine Copie ſo treffend als möglich zu machen. Wenn Sie morgen mich alle, die Sie an dieſem Gemälde Theil nehmen, beſuchen und mir ihre Vorſchläge zur Verbeſſerung mittheilen wollen: ſo will ich mein Gemälde nach ihnen vervollkommnen; es wird mit einigen Pinſelſtrichen geſchehen ſeyn!“

Die Kritiker waren außer ſich vor Freude, ſagten noch dem Künſtler die übertriebenſten Schmeicheleien und eilten, jedem der nur hören konnte, von dem Gemälde und dem einzigen Flecken, den es nach jedes einzelnen Meinung leider noch hatte, zu erzählen. Am folgenden Tage verſammleten ſie ſich unausbleiblich zu einer gewiſſen Stunde. Der Künſtler ſtellte ſein Werk auf, nahm Pinſel und Palette und ſetzte ſich davor. Die Kritiker ſahen nur die umgekehrte Seite. Nach der Reihe bat ſie der gelehrige Mahler um ihre Einwürfe und Vorſchläge; jeder trug ſie ihm treulich vor, und treulich

ſchien

ſchien jener nach ihrem Willen die einzelnen Fehler zu verbeſſern. Nun war er fertig. „Sehen Sie nun meine Herren, ob mein Gemälde gut ſey?“ ſprach er und wandte das Gemälde gegen die Verſammlung.

„Herrlich, unverbeſſerlich, einzig! — es fehlt kein Zug!“

So riefen mit einem Munde die entzückten Kritiker und aus ihnen die geſchmeichelte Eigenliebe. Aber der Maler ergriff mit einem ſpöttiſchen Lächeln Palette und Pinſel, und reichte ſie ihnen. „Nun unterſuchen Sie auch dieſe“ ſprach er: vielleicht, daß ich nun Ihr Lob nicht ganz verdiene!“

Sie ſahen, und — Pinſel und Farben waren trocken.

2.

Von Voltäres Arbeiten kamen bisweilen unbefugte Abſchriften aus, die, wie ſeine Biographen erzählen, bisweilen drolligte Schickſale hatten. Einen der drolligſten Zufälle veranlaßte indeß ein Luſtſpiel, das unter dem Titel: das Herrenrecht, einem jungen Manne, der als Schriftſteller keinesweges bekannt war, in die Hände fiel. Er ſelbſt ſtrebte zwar nicht nach dem Ruhme, ſeine Verſe von den ſchönen Akterizen herſagen zu hören, aber einer ſeiner Freunde hatte vor einiger Zeit dies unter ſeine höchſten Wünſche gezählt, hatte einige

lau-

tausend Verse zu einem Trauerspiel verbunden und sie der Schauspielersitzung übergeben. Diese verwarf aber aus einer Kabale, die unter diesen dramatischen Richtern beständig herrscht, nehmlich der, gegen alle junge Schriftsteller, deren Namen zuerst vor ihre kritischen Ohren gelangen, — die würklich guten Verse des jungen Autors. Theils um seinen Freund aufs kräftigste über diesen richterlichen Ausspruch zu trösten, theils ihn an den Schauspielern zu rächen, beschloß der Besitzer jener Abschrift von Voltär's Herrenrecht, eben dieses Lustspiel unter seinem Namen, der Sitzung aufs demüthigste zu überreichen.

Er schrieb es sauber ab, warf sich in die Autorenattitüde, zog einen Rock an, der ihn selbst schon überlebt zu haben schien, und überzab mit der gewöhnlichen Demuth und Unterthänigkeit eines dramatischen Dichters Voltärs Lustspiel. Es ward zu der Sitzung vorgelesen, und — als hätten alle sich zum einstimmigen Urtheil verschworen! — es wurde als erbärmlich, langweilig, unwitzig, kurz, als Schülerarbeit verdammt, und der Verfasser damit geradezu abgewiesen zu werden verurtheilt. —

Mit einer Miene, als hätte man durch dieses grausame Urtheil ihm die letzte Aussicht auf die nächste Mittagsmalzeit benommen, hörte er seine Sentenz an, und flog sogleich zu seinem Freunde: Tröste dich mit Voltären!

ren! rief er ihm zu. — Eben habe ich sein Meisterstück für einen elenden Schülerversuch erklären hören: — und mit dem größten dramatischen Schriftsteller einerlei Schicksal zu haben, kann mir unmöglich unangenehm seyn!“

Und wirklich konnte er seinen Freund nicht kräftiger trösten! Sie lachten über die weisen Kritiker, und jener vergaß seines Kummers über dem Gedanken, mit Voltären gemeinschaftlich verdammt zu seyn. — Noch aber fehlte die Erfüllung der zweiten Absicht, nehmlich der, sich an dem dramatischen Synedrio zu rächen! Sie sollte ihm auch gewährt werden.

Nach einem Jahre schickte Voltäre, der unterdeß noch einiges an seinem Stück, und besonders den Titel geändert hatte, und der von dem ganzen Verfalle nicht das geringste wußte, dasselbe Lustspiel vor denselben dramatischen Richterstuhl. Man kam zusammen, man las es vor, nicht um darüber zu richten, sondern das Vergnügen zu genießen, in ganz Paris zuerst ein neues Meisterstück von Voltären gehört zu haben. Man rathschlagte schon über den Tag der Aufführung, ehe man das Urtheil gefällt hatte, daß er aufgeführt werden solle.

Dies war es, was unser witziger Kopf erwartet hatte. Er und sein Freund erzählten nun in allen Gesellschaften, wie es ihnen mit dem Stück ergangen war,

das nur durch die Veränderung weniger Buchstaben vom Untergange gerettet und der Gnade der weisen Richter empfohlen werden war: — und ganz Paris lachte über das ästhetische Synedrium!

Möchten doch Schriftsteller mit großen Namen zu ihrem und ihrer Richter Frommen, nie vergessen, ihren Werklein die kräftige Empfehlung ihres Namens mitzugeben; und Schriftsteller, deren Namen schon die beissendste Recension ist, bisweilen sich in den dichtesten Mantel des Incognito hüllen, um aufs sicherste zu erfahren: ob mehr ihre Werklein, als ihre Namen recensirt werden!

3.

Eben denselben Richtern, die Voltäres Lustspiel, blos aus einer kleinen Ignoranz verdammt hatten, wurde einst ein Lustspiel übergeben, von dem sie fast allgemein urtheilten, es sei schaal, langweilig und unwitzig. Das Urtheil war eines Kritikers nicht unwürdig; aber der Präsident der Sitzung wollte aus einer Art von Eigensinn, daß es angenommen werden sollte; auch machten andre Umstände seine Aufnahme gewissermaßen nothwendig. Die Schauspieler studirten es ein, bedauerten aber höchlich ihre Mühe, weil sie im prophetischen Geiste voraussahen, daß sie es nicht zu Ende spielen würden. Indes wurde es angekündigt, das Haus war voll, und man fing an zu spielen. Während des

ersten

erſten Akts klatſchte man ſchon hin und wieder; aber da er geendigt war, deutete das allgemeine Klatſchen nicht zweideutig den Beifall des Publicums an. Dieſer unerwartete Zufall ſetzte die Schauſpieler in Erſtaunen. Man ſpielte den zweiten Akt, er wurde mit noch lauterem Beifall aufgenommen und beim dritten verlangte man ſogar den Verfaſſer zu ſehen, um auch ihm zu klatſchen, wie man ſeinem Luſtſpiele geklatſcht hatte. Die ſtrengen Richter waren außer Faſſung, konnten einander kaum anſehen, und murmelten nur vor ſich: „Ich kann nicht begreifen — es iſt doch ſonderbar! Ich möchte doch wiſſen! ꝛc. —“

Einer von ihnen ſagte endlich, nachdem er ſich lange den Kopf zerbrochen hatte, in äußerſt naivem Ton:

„O meine Herren! das kommt daher, weil tauſend witzige Einfälle darinn ſind, die wir überſehen haben!“

4.

Die Irrungen.

Fortſetzung und Beſchluß.

Ohne von dem unglücklichen Einfangen der fremden Geſichter ein Wort zu wiſſen, war indeß Lord William (der

(der ältere von Lord Northinghams übrigen Söhnen) glücklich und ohne von mehreren Räuberbanden oder Gerichtspersonen möglichst aufgehalten zu werden, an die Gränze von Schottland gekommen, und eilte nun auf die erste Stadt los, gerade als wenn er meinte, der Anblick von Mauern und einigen Thürmen würde seine theure Miß, die treulich den Wagen mit ihm theilte, ruhiger machen. Und wirklich hatte die Reise ihr manche Unruhe verursacht. Wie sollte denn auch ein Mädchen, das, eben im Begriff ins Schauspiel zu fahren, also in einer Theaterkleidung, — die zu allem Glück nicht zu theatermäßig eingerichtet war —, ohne alle weibliche Bedienung, und ohne alle die Bequemlichkeiten, die auch wohl Männer für eine lange Reise sich zubereiten; — wie sollte, sage ich, ein Mädchen in der Lage nicht unruhig seyn? Ueberdies war sie aus dem Kreis ihrer Bewunderer, und der Theaterwelt, in der sie Königinn war, so plötzlich auf einen — Wagen in der wirklichen Welt gesetzt, und was das ärgste war, von ihrem Geliebten durch einen Unbekannten gerissen worden! Dieser Unbekannte war zwar der Bruder ihres theuren Geliebten; er hatte ihr selbst nicht undeutlich, und am allerdeutlichsten durch ihre Entführung seine Liebe erklärt. Er versprach ihr nicht nur, sie ewig zu lieben und sie zu heurathen, sondern auch, wenn sie es wolle, sich durch den ersten besten Priester, den sie am Wege fänden, mit ihr copuliren zu lassen: allein, dem allen ohngeachtet habe ich meine guten Gründe zu glauben,

ben, daß ſie lieber in London geblieben, den letzten Abend eine ihrer Hauptrollen geſpielt und nachher mit ihrem Sir ſoupirt hätte!

Genung, ſie kamen endlich in der erſehnten Stadt an. Lord William war hoch erfreut, und ſeine Liebe ſtand, wie er hoch und theuer verſicherte, in vollen Flammen. Miß Belly aber kann ich leider nicht nach dem Muſter der großen Romanheldinnen abkonterfeien, die ihrem Entführer ſonder Maaß und Ziel, die Augen auszukrazen oder ſich zu ermorden drohen, weil ich gewiß weiß, daß ſie dem guten Lord William ſeine Augen gönnte, und, aus äſthetiſchen Gründen, lieber mit den Roſen ihrer Wangen, mit dem Feuer ihrer Augen und ihrem juniniſchen Wuchſe, als mit der weißen Farbe des Todes und dem übelpaſſenden Leichengewande prangen wollte. Er war aber auch ein Muſter eines zweiten Liebhabers; — war der artigſte, beſcheidenſte und einnehmenſte Mann, der, obgleich nicht in der Hauptſtadt erzogen, das Herz eines Mädchens wohl für ſich zu erwärmen verſtand, und der, was das wichtigſte war, der Bruder des eigentlichen Hauptliebhabers war.

Sie wohnten nun in dem beſten Gaſthofe der Stadt, aßen, tranken, ſpielten, ſchwatzten mit einander; nur der Abend trennte ſie, um ihnen das Vergnügen des Morgenbeſuchs zu gewähren, und es wäre beinah

nah

nah nicht weiter als — zur Hochzeit gekommen, wenn nicht der allersonderbarste Zufall, der nur je sich einer Heurath entgegengestellt hat, sie verhindert hätte.

Sir Eduard nehmlich, den wir eben zum Thore hinaus haben fahren sehen, kam eines Nachmittags frisch und munter vor die Thüre unsers Gasthofs gefahren, aus dessen ersten Stockwerk eben der Herr Bruder an der linken Seite oftbenannter Miß Belly zum Fenster heraussah. Er stieg natürlicher Weise ab, sah hinauf und sah — zwei sehr erschrockne Gesichter! Mit der größten Eil war er die Treppe hinauf und im Zimmer, und umarmte seinen Bruder und sein Mädchen. Wahrscheinlich hat er dies nur in der ersten Verwirrung gethan: denn eigentlich hätte er keinen von beiden umarmen sollen, seinen Bruder nicht, weil er ihm sein Mädchen entführt hatte; das Mädchen nicht, weil er seinen Bruder dadurch eifersüchtig machen konnte. — Die andern Personen freuten sich über seine Ankunft aufs herzlichste: die Miß umarmte ihn züchtig und etwas zurückhaltend, sein Bruder aber — man mag es nun glauben, oder nicht — deste stärker und offner. Man bat ihn um Vergebung, er ließ sie ihnen angedeihen; man fragte, wie er zu ihnen käme? und er erzählte, daß er ihnen nach einigen Tagen auf die Spur gekommen, diese Spur nur einmal verloren, aber wieder gefunden, so daß sie ihn grades Weges bis vor ihre Thüre geleitet hätte.

Dieser

Dieſer Nachmittag war ein ſehr ſteifer Nachmittag, und der Abend, war es nicht minder. Man ſpeiſte nun en trois, ſpeiſte ſehr artig; und die beiden Brüder tranken auf das Wohl der Miß und — ihres Vaters, ſo lange, bis — die ſorgſame Miß Betty ihnen die Bouteillen wegnahm.

Am folgenden Morgen aber war es der närriſchſte Zufall von der Welt, daß keine unſrer drei Perſonen, als wenn ſie es abgeredet hätten, außer ihrem Zimmer ſichtbar war. Erſt zur Zeit des Mittagseſſens, ſahen ſie ſich zum erſtenmal; allein es war, als wenn ſie alle den Spleen hätten, oder zum wenigſten über Nacht zu — Philoſophen geworden wären. Das Geſpräch am Nachmittage war anfangs ſo abgebrochen, ſo einſilbig, als es nur bei allen Kaffeeviſiten im heiligen römiſchen Reiche in der erſten Viertelſtunde ſeyn kann; nur mit dem Unterſchiede, daß unſre drei Perſonen ausſahen als wenn ſie ſehr viel zu denken hätten; alle Perſonen aber, die, ſo zierlich als möglich angezogen, um den Kaffeetiſch ſitzen, ſo ausſehen, als wenn ſie nichts zu denken hätten. So lebten ſie einige Tage mit einander. Jeder floh den andern: es war, als getraute er ſich nicht ihn anzuſehen; ein innerlicher Kampf ſchien alle unter ſeine Folter genommen zu haben. Sie drückten ſich zuweilen ſchweigend die Hände, nannten ſich mit ſchmeichelhaften Namen, ſeufzten — und wer beſonders weichherzig war, dem ſtanden zuweilen die Thränen in den Augen, und er mußte ſich ſchnell abwen-

den, zum Fenſter oder gar aus der Stube gehen, um ſeinen Seufzern oder ſeinen Thränen Luft zu machen, und ſie den Augen und Ohren der andern zu entziehen.

„Aber das war ja das närriſchſte Betragen von der Welt? Wie kamen ſie denn dazu?“ Ich habe oben ſchon ſehr ſcharfſinnig angedeutet, daß ſie entweder den Spleen haben, oder zu Philoſophen geworden ſeyn müßten. Das erſte kann hier nicht wohl ſtatt haben, denn obgleich die Engländer — welcher Nation doch unſre handelnden Perſonen bekanntlich zuhören — nicht ſelten von dieſer Krankheit beſeſſen ſeyn ſollen, ſo wäre es doch äußerſt unwahrſcheinlich, daß drei junge Leute, deren Blut und Eingeweide doch noch ziemlich in Ordnung ſeyn mußten, von dieſer böſen Krankheit, und zwar an einem Tage ſollten überfallen werden. Man muß alſo nothgedrungen das zweite annehmen und behaupten: daß ſie zu Philoſophen geworden ſeyen. Philoſophen denken, überlegen, ſchließen; das thaten nun unſre Perſonen auch, und zwar dachte und überlegte

erſtlich Lord William, daß es doch nicht recht ſey, ſeinem Bruder die Geliebte zu rauben, die er gern für ſich allein behielte; daß es äußerſt indiskret ſey, ſo ganz unberufen, der Vereinigung zweier Perſonen entgegen zu ſtehen, die ihre Wünſche keinesweges auf einen dritten ausgedehnt hatten. Am allermeiſten und am allervernünftigſten überlegte er aber, daß er ſeinem alten Vater, deſſen einziger Troſt ſeine Söhne waren, und der ihm durch die lezte Sendung einen ſo großen Beweis

weis ſeines Zutrauens gegeben hätte — durch ſeine unbegreifliche Verſchwindung, das bitterſte Herzeleid zufügen würde. Den ganzen Roman hatte er in einer Art plötzlichen Rauſches zu ſpielen angefangen; er war in dieſem Rauſche eingeſchlafen, hatte in dieſem Seelenſchlafe ſüße Träume gehabt: aber die Ankunft ſeines Bruders weckte ihn aus Rauſch, Schlaf und Traum; er war in ſeinen natürlichen Zuſtand zurückgekehrt; die Vernunft und die Pflicht hatte die blinde Leidenſchaft vertrieben —: was Wunder, wenn er — zum Philoſophen ward!

Zweitens Sir Eduard. Dieſer war durch die Entdeckung: ſein Bruder, eben der, welcher ihn aus väterlichem Befehl von ſeiner Geliebten trennen ſollte, habe — dies zwar treulich gethan, aber ſich zugleich ſelbſt in dem Netze gefangen, aus dem er ihn befreien ſollte, in die ſonderbarſte Lage geſezt. Er liebte dieſen Bruder aufs leidenſchaftlichſte; er war ſein Einziger, und hätte ſeine Liebe erworben und verdient, wär' er auch nicht ſein Bruder geweſen: und dieſer geliebte Bruder, war nun ſein Nebenbuhler. Der Kampf in ſeiner Seele war der heftigſte. Auf der einen Seite ſtand eine Geliebte, die ſeinem Herzen deſto theurer war, weil ſie ihn zuerſt die Liebe gelehrt hatte; auf der andern der treue Geſpiele ſeiner Jugend, durch des Bluts heiligſte Bande mit ihm verbunden, ſein Bruder, der eben ſo heiß wie er, ſein Mädchen liebte und — vielleicht von ihr wieder geliebt wurde! Wohin ſollte

dieſer Kampf ausſchlagen? — Für die Liebe! ſo werden alle unſre ſchönen Leſerinnen vermuthen. Aber ein hoher, ſtarker Heroismus hatte ſich ſeiner bemächtigt; er glaubte ſeinem Herzen nicht anders genug thun zu können, als wenn er alle ſeine Anſprüche an ſeine Geliebte ſeinem Bruder abträte, und ihn ſo glücklich machte, als er es verdiente, ſollte es auch auf Koſten ſeiner Ruhe geſchehen.

Dies, was wir hier mit kurzen Worten unſern Leſern erklärt haben, war das Reſultat langer Betrachtungen, und dies war es, was ihn ſo zurückhaltend, ſtumm und ernſt machte! Der Entſchluß, ſeinen Bruder glücklich zu machen, ſtand feſt; er wartete nur auf den glücklichen Augenblick, ſeinen Entſchluß ausführen zu können, dem ſein Herz zwar noch bang entgegen klopfte, den aber ſein heroiſcher Enthuſiasmus zu beſchleunigen ſtrebte.

Drittens endlich überlegte Miß Belly, ſie, über die alles Ueberlegen angeſtellt wurde, viel und mancherlei. „Wen ſoll ich nun wählen? ſprach ſie in ihrer Einſamkeit zu ſich ſelbſt; ich ſehe beider Liebe, aber auch den Kampf beider! Lord William iſt ſo gut, ſo bieder! — er hat durch ſein Betragen meine ganze Hochachtung erworben, und durch ſeine raſche That nur zu deutlich ſeine heftige Liebe gezeigt. Eduard — — o der wird ſeine ältern Anſprüche geltend machen, er wird an mein Herz appelliren — —! Vortrefliche Brüder! daß ich euch doch beide nicht glücklich machen kann, daß

ich

ich den einen betrüben muß, wenn ich mich dem andern ſchenke! Und wen ſoll ich vorziehen? Nein, ich will nicht länger euch Kummer erregen; ich will, ich muß euch eurem Vater wieder ſchenken, will euch beide fliehen, da ich nicht einem von euch zu Theile werden kann. Ihr werdet mich leichter vergeſſen, wenn ihr beide euch untereinander zu tröſten habt!“ So dachte ſie, und dachte als eine Engländerinn!

Alle verſchloſſen ihre Betrachtungen und Entſchlüſſe, tief in ihrer Bruſt. Sie hielten es für das erſte Erforderniß der Großmuth, wohlthätige Abſichten mit Heimlichkeit und Feſtigkeit auszuführen. Ihre Entſchlüſſe reifen zu laſſen, und dieſe Entſchlüſſe ausführen zu können, darzu gaben ſie ſich ſelbſt die beſte Gelegenheit und Sicherheit. Sie flohen einander, um nicht durch einen Blick, eine Miene oder durch ein Wort ihr heiliges Geheimniß zu verrathen; auch beſchäftigten die Anſtalten zur Ausführung ihrer Vorſätze jeden einzelnen ſo, daß er nicht die gleichen Anſtalten des andern merkte; und — an einem Tage, faſt zu einer Stunde fuhren ſie alle drei zu drei verſchiedenen Thoren der Stadt hinaus!

„Mylord, fieng der junge Menſch an, als er ſeine Larve abgenommen hatte, ein unbegreifliches Ohngefähr hat mich zu Ihnen geführet! Ich ſehe an Ihrer Beſtürzung, daß Sie eben ſo wenig mich wollten, als ich zu Ihnen wollte. Ihrem Boten verzeihe ich

ſeine

seine Unvorsichtigkeit, weil ich mich derselben schuldig gemacht habe; aber nun erlauben Sie mir, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich hoffe zu Ihrer Diskretion, Mylord, daß Sie den Zweck meiner Reise unangefochten lassen werden . .

Ei was Diskretion! hub mit großem Eifer Mylord an, nachdem er sich etwas gefaßt hatte — ich hab' den Henker von Euch und Eurer Diskretion! — Der dummste Streich, den ich erlebt habe! Bringt mir statt des Jungen, zwei wildfremde Personen, — fragt nicht, ob ers ist! — sieht nicht nach! Ei daß Dich, — auf die Art könnte er das ganze Haus voll Leute bringen! — Wer sind Sie mein Herr!

Der Unbekannte. „Mein Name hilft Ihnen soviel als meine Person! Ich hätte die Frage von Mylord nicht erwartet! Erlauben Sie —

Der Lord. Aha mein Freund! und das junge Gesichtchen da? — Wahrhaftig, so eine Geschichte wie mit meinem Jungen! Ist denn der Teufel in euch alle gefahren? — Hofmeister, kennen Sie den Junker Neigaus da?

Der Unbek. „Mylord, ich glaube, Sie werden die Gesetze der Höflichkeit ehren, und mir die Mühe ersparen, Sie daran erinnern zu müssen. Leben Sie wohl! ich kann nicht länger an einem Ort verweilen, dessen Bewohner, bloß weil er verdrießlich ist, Fremden nicht artig zu begegnen weiß. Ihr weiser Hofmeister hat

ohne

oder dies mich länger verzögert, als der Zweck meiner Reise erlaubt. (will gehen)

Der Lord. Wie junger Herr, mir Gottlosen in meinem Hause? Wer heißt Sie reisen? Wissen Sie, daß ich Landrichter bin, und daß Sie beide verdächtige Personen sind? Hofmeister, kennen Sie ihn?

Der Hofmeister. Ich sollte meynen, Mylord!

Der Unbek. Sie mögen sehr grausam das Ungefähr, das mich in ihr Haus brachte! — Was kann ich dafür, daß an meiner Stelle nicht Ihr Sohn saß? Und haben Sie über mich zu richten, der ich in Ihrem Hause nur als ein sehr gezwungner Gast bin, und den sie eher mit Entschuldigungen entlassen, als mit Gewalt zurück halten sollten?

Der Lord. O ich will Ihnen Ihre Befehle schon anweisen, wenn Sie bei mir nicht recht zu seyn glauben! — Hofmeister, Sie kennen ihn?

Der Unbek. Mylord —

Der Lord. Nichts als eine Entführung! Wissen Sie die Strafe, die unsre Gesetze dafür bestimmt haben? Hofmeister —

Die Unbek. Keine, Mylord! denn ich bin nicht die Entführte, ich bin die Entführerin! Ich kann es beweisen, und die Gesetze werden uns frey sprechen. (ihm näher tretend) Wollten Sie Mylord, grausamer, als die Gesetze seyn! Nur gerecht dürfen Sie seyn, um unsrer Entfernung kein Hinderniß entgegen zu stellen, wenn Sie denn nun nicht gütig seyn wollen!

Der

Der Lord. So, alſo eine Verführerin! ſo eine, wie die meinen Eduard — Es iſt entſezlich, daß euch die Geſetze nicht züchtigen, ihr Sirenen! Verführt uns die jungen Männer und entlauft mit ihnen! Mein Freund! laſſen Sie ſich ja rathen und bleiben Sie hier! Ich meins wahrhaftig nicht böſe — aber laſſen Sie ſie laufen! kehren Sie zu Ihrem Vater zurück — Haben ſie denn einen Vater? Aber, zum Henker, Hofmeiſter! wie lan e ſoll ich denn fragen, ob er —

(Mylord Blakmoore, Beſizer eines benachbarten Landguths, tritt herein).

Willkommen, Willkommen Mylord! Nun woher des Wegs?

M. Blakm. Guten Tag! — Ich war auf der Jagd, ward müde, und will nun bei Dir eſſen!

Lord North. Das iſt mir lieb!

(Der Unbekannte hat ſich zurückgezogen, ſeiner Begleiterinn ein Wort ins Ohr geraunt und beide wollen zur Thür hinaus).

Ei ei! meine jungen Freunde, ohne Abſchied? Nun, das will ich mir verbeten haben! Kommen Sie nur her, ohne alle Ziererein! wo wollen Sie jezt hin? bleiben Sie über Nacht hier und vollenden Sie Ihr Abendtheuer, wenn anders Mylady nicht etwa Luſt hat, Sie weiter zu entführen — (Er hat ihnen unter dem Reden die Thür verrennt.)

Die Unbek. Mylord, wir bitten, wir beſchwören Sie, erlauben Sie uns ſogleich —

L. North. Hab ichs nicht geſagt? — Mylord, das iſt die drolligſte Geſchichte unter der Sonne. Blei-

ben

ben Sie nur, das iſt mein guter Freund, der Mylord da — eine verteufelte Geſchichte! — weiſt du's ſchon von meinem Jungen? Da hat mir der weiſe Doktor da einen andern dafür gebracht, und meiner iſt über alle Berge!

Der Unbek. (Mit Heftigkeit will er hinaus) — Komm Julie!

L. Blakm. Was iſt denn das, Mylord? Haſt Du Gäſte?

L. North. Wie Du ſiehſt! (Dreht den Unbekannten auf L. Blakm. zu) Und das ſehr drolligte!

L. Blakm. Was? — Wie kommſt Du hieher Jak?

Der Unbek. (fällt ihm mit ſeiner Begleiterinn zu Füßen) Verzeihung mein Vater!

L. North. Da werd' ein andrer klug daraus! Hofmeiſter! — (er ſpricht ſacht mit ihm)

L. Bl. Biſt du toll, Junge? was willſt du hier? Steh auf!

Der Sohn. Mein Vater — ich habe gefehlt —

L. Bl. Narrheit! Steht vom Boden auf!

Die Unbek. Nicht eher Mylord, bis Sie uns verziehen haben, zürnen Sie nicht auf ihn; mich allein treffe ihr Zorn: ich war es, die ihn zum Fliehen verleitete —

L. Bl. Was? Fliehen?

Die Unbek. Wir liebten uns! wir wünſchten unſre Vereinigung —

L. Bl. So ſo! ich errathe!

L. North.

L. North. (zum Hofmeister) Und das haben Sie ſchon vorhin gewuſt? — I zum Henker, warum ſperrten Sie denn das gelehrte Maul nicht eher auf? Hab' ich nicht hundertmal danach gefragt?

Hofmeiſter. Ew. Herrlichkeit — —

L. North. Herzensbruder! das iſt derſelbe Streich, den ich erlebe! Mein Junge iſt über alle Berge! — (zum jungen L. Blakm.) Nun guter Freund, iſt man kirre geworden? Wirds ſchon noch mehr werden! Herzensbruder! Du muſt ihn nach aller Strenge Züchtigen —

L. Bl. Nun hab ich das Liegen ſatt! (Mit Nachdruck) Steht auf!

(Sie ſtehn auf)

L. North. Die jungen Leute ſind wahrhaftig jezt alle toll, laufen davon und machen ihren Eltern Sorge und Kummer. Aber man ſollte ſie nur laufen laſſen! Sie würden wohl wieder kommen und geſchmeidig werden! — Wenn Du Deinen Jungen willſt einſperren laſſen, Herzensbruder, ſo ſteh ich gern mit einem Zimmer zu Dienſten! Hörſt Du?

L. Bl. Wie du von Oxfort kommen biſt, das ſeh ich wohl ein, aber wie kommt ihr hieher?

L. North. Der Hofmeiſter da, hat mir ihn ſtatt meines Eduards gebracht! er hat ihn eingefangen! Dir hat er einen großen Dienſt geleiſtet, aber mir wahrhaftig einen ſehr geringen!

L. Bl. (zu der Unbekannten) Und wer ſind Sie?

Die

Die Unbek. Der Vater meines Geliebten verdient mein ganzes Zutrauen! Ich bin die einzige Tochter des Lord Robertson, deſſen Güther 2 Meilen von Oxfort liegen —

L. Bl. Ich kenne ihn — er iſt mein alter Freund! —

Miß Rob. Ihr Sohn, Mylord, beſuchte meinen Vater, Ihre Empfehlung führte ihn in unſer Haus ein, und ſeine Verdienſte in mein Herz. Er kam öfter, wir geſtanden uns unſre Liebe, ich bekam einen Heurathsantrag, den mein Vater annahm, ohne mich zu befragen. Es reute ihn, da er meinen Widerwillen ſah, aber er mochte ſein Wort nicht zurück rufen. Wir waren unaufhörlich darüber, und in der Heftigkeit der Leidenſchaft, aus Furcht, aus Liebe, beſchloſſen wir zu entfliehen. — Es gelang uns, und wir wären glücklich nach Schottland gekommen, wenn nicht durch ein Mißverſtändniß dieſer Mann da, in Begleitung von Gerichtsdienern uns angefallen hätte. Wir glaubten uns entdeckt, waren unbewaffnet, und wir fuhren geduldig mit ihnen zurück, um uns Ihnen in die Arme zu werfen. Ihr Sohn hat mir die Güte Ihres Herzens ſo gerühmt, daß ich ungeduldig war, Sie auch meinen Vater nennen zu dürfen! und ich habe noch jezt zu Ihrem Herzen das Vertrauen, daß Sie uns verzeihen werden!

L. North. Das thu nicht, Bruder! — Es iſt ja der dümſte Streich unter der Sonne! — Hätt ich nur erſt meinen Jungen!

L. Bl.

L. Bl. Du haſt recht Bruder! es iſt ein dummer Streich! Aber das wundert mich nicht! Jeder Menſch macht in ſeinem Leben einen recht erzdummen Streich; aber wenn er nicht ganz toll iſt, läſt ers bei dem Einen bewenden! Es iſt recht gut, Jak, daß Du ihn in den Jahren gemacht haſt, wo Dir ihn die Welt noch verzeihen kann! —

(Beide fallen ihm im Uebermaß ihrer Freude um den Hals, nennen ihn ihren gütigen Vater, und umarmen ſich einander.)

Nun nun! es iſt gut! — (mit Ernſt) aber nun müſt ihr auch alles anwenden, den Streich wieder gut zu machen!

Der junge L. Bl. Alles, mein gütiger Vater! Befehlen Sie über mich, ich unterwerfe mich allem.

L. Bl. Du biſt, wie du einſehen wirſt, zum Heurathen noch zu jung! Du gehſt alſo noch auf ein Jahr nach Cambridge und ein Jahr nach London! Nach Oxfort ſollſt du nicht mehr, du würdeſt dieſem Geſichtchen da zu nahe ſeyn; und ich will dir auch die Demüthigung erſparen, dich da als einen Entlaufnen wieder zu zeigen. Nach zwei Jahren kommſt du dann zu mir, du kannſt deine Lebensart erwählen, und mir ſagen, ob du ſie noch liebſt!

Der j. L. Bl. O mein Vater! nur mit meinem Leben, wird meine Liebe erſterben!

L. Bl. Und Sie, meine Tochter, müſſen zu Ihrem Vater zurück! Ich werde Sie ſelbſt hinbegleiten, und die Sache ins Gleis bringen! Ihrem Liebhaber wird ohnedies der Appetit vergangen ſeyn: denn eine

Ent-

Entlaufne heurathet man nicht gern! Das thut nur Einer, und zwar der, mit dem ſie entlaufen iſt! — Das iſt meine Meinung, und damit Punktum!

Miß Rob. (küßt ihm die Hand) O guter, treflicher Mann! ich überlaſſe mich ganz Ihrer Leitung! Meinen Dank will ich durch Thaten zeigen, ich will Sie wie eine Tochter ehren und lieben; es ſoll Sie nie gereuen, daß Sie mich zu Ihrer Tochter angenommen haben!

L. Bl. Nun nun! — Ich brauche ohnehin eine Tochter, da ich ſchon eine verloren habe!

L. North. Ich ſtehe wie aus den Wolken gefallen! Ich glaube, du ſagſt ihnen kein böſes Wort! Mein Eduard ſoll es ganz anders büßen! — Es iſt ja entſezlich, Bruder! Laß ihn doch wenigſtens einen Monath einſperren!

L. Bl. Ein jeder hat ſo ſeine Weiſe! thu mit deinem Sohne, was du willſt: biſt du aber klug, ſo wählſt du meine Art! —

L. North. Erſt haben, Herzensbruder! erſt haben! Doch laß das! Wir wollen heut fröhlich ſeyn: bleibt alle bei mir, und — wenns denn ſchon nicht anders ſeyn ſoll, ſo könnt ihr heut bei mir Verlobung halten. — Nun aber kommt, wir wollen auf unſre Geſundheit trinken! —

Lord William, der aus Bruderliebe ſich entſchloſſen hatte, ſeinen Sir Eduard mit Miß Belly allein zu laſſen,

und

und aus Erinnerung der kindlichen Pflicht, die Grenzen Schottlands verlassen hatte, um zu seinem Vater zurück zu kehren, kam nach einer sehr kurzen Reise wieder in London an. Auf dem Wege, da ihn noch das Schütteln des Wagens, der nicht langsam gieng, in seinem Enthusiasmus erhalten hatte, war er mit sich selbst und seiner That so zufrieden, als ein junger Dichter, wenn es ihm endlich gelungen ist, seine erhabnen Sentiments in eine Ode, sapphischer Versart, zu zwingen: aber da er in seinem Wirthshause zu London saß, und nichts ihn hinderte, die Vorzeit und Zukunft ruhig zu überschauen, da veränderte sich die heroisch-freundliche Miene nach und nach in eine bedenkliche, und statt der Freude, die bisher seine Brust hob, fiengen nun böse Sorgen an, ihn nieder zu drücken. Daß seine Liebe ihm diese Sorgen nicht machte, werden wir ohnedis vermuthen: sie war nichts als ein vorübergehendes Gefühl gewesen, das einen gesezten Mann, seiner Neuheit wegen, wohl zu einer kleinen Thorheit verleiten, aber nicht lange darin verharren lassen konnte. Die Liebe, und der Verlust des Mädchens, war es also nicht, — die seine Stirn in Falten legte: sondern vielmehr die Aussicht auf die noch bevorstehende Reise, die Reise zu seinem Vater.

„Ich kehre also wieder zu einem Vater zurück, so sagte er bei sich selbst, der die Strenge und Härte gegen Vergehungen für eine seiner ersten Pflichten hält. Er wird all' seinen Zorn auf mich ausschütten, weil ich nur der einzige Gegenstand bin, über den er ihn ausschütten kann;

kann; ich werde seine Liebe verloren haben, und mit jedem Tage werden sich seine Vorwürfe über meinen Fehltritt erneuen! Ich bin schuldig, es ist wahr! ich habe mich unbesonnen dem ersten Eindruck überlassen: allein, ich bin nun auch von meiner Thorheit geheilt, ich habe sie durch meinen lezten Entschluß wieder gut gemacht, und es ist das grausamste, über einen Fehltritt die Strafe der Vorwürfe leiden zu müssen, den man schon mit Selbstüberwindung verbessert hat. — Und dürft' ich auch deshalb nicht besorgt seyn, muß ich mich nicht fürchten, ohne meinen Bruder zu kommen? Ich sah seinen Zorn über ihn, aber ich fühlte auch seine Besorgnisse! Er hörte nicht auf, Vater zu seyn, ob er gleich ein erzürnter Vater war! Weiß er nun, daß ich ihn getroffen habe, daß ich vielleicht ihn zur Rükkehr bewegen konnte: so wird sein Zorn von ihm abgeleitet, auf mich mit doppelter Kraft einbrechen! — O! vielleicht ist meine lezte Handlung, die ich für den Triumph der brüderlichen Liebe hielt, schlimmer als meine erste Unbesonnenheit!" —

So quälten ihn tausend Sorgen und Bedenklichkeiten, er wuste nicht was er thun sollte, und blieb unschlüssig auf dem Zimmer seines Wirthshauses. „Wenn ich nur wüste, wie es zu Hause stände? ob mich mein Vater gern aufnehmen, ob er mir ganz verzeihen würde?" so dachte er eines Tages, und faßte den Entschluß insgeheim an den Hofmeister zu schreiben, und durch ihn die Lage der Sachen zu erfahren.

Indeß

Indeß hatte Sir Eduard, der mit noch größerer Schnelligkeit, als ſein Bruder, den Ort ihrer ungefähren Zuſammenkunft verlaſſen hatte, auch wieder den engliſchen Boden betreten. In der Hoffnung, ſein Bruder werde nun, zwar mit großer Rührung den Werth des Opfers erkennen, das er ihm gebracht hatte, aber doch das Opfer ſelbſt nicht verſchmähen, und in ſeiner Liebe gegen Miß Belly, die er ſich ſehr ſtark vorſtellte, glücklich ſeyn! Der Enthuſiasmus, der in ſeinem Herzen glühte, verloſch nicht ſobald als in dem Herzen ſeines Bruders. Er war ein junger feuriger Mann, der von ſeinem Hofmeiſter gehört hatte: ſich ſelbſt beſiegen ſey die erſte und ſchwerſte aller Tugenden, und dieſe Tugend hatte er nun in ihrem ganzen Umfange ausgeübt, denn er liebte Miß Belly würklich aufs ſtärkſte. Er hatte nun ſtatt eines Mädchens eine Dulcinee bekommen, und er war ſo glücklich mit dieſer Dulcinee, war ſo bereit, für ſie zu thun und zu leiden, als der Ritter von Mancha für ſeine Prinzeſſin von Tobeſo.*) —

Die That war begonnen, und es reute ihn nicht, daß er im Kampf mit der Liebe, die Ehre und die Tugend habe ſiegen laſſen; aber er wollte es nun auch vollenden. „Mein Bruder wird unwillig ſeyn, daß ich ihn an Großmuth übertreffen ſoll, dachte er, er wird mich aufſuchen, mir alle ſeine Anſprüche abtreten wollen:

*) Einer unſerer erſten Dichter nannte in einem Gedichte die Tugend eine Dulcinee und rechtfertigte nachher dieſen Ausdruck in einem philoſophiſchen Exkurſus in ſeinem bekannten Journal.

len: — nein! ich liebe ihn zu sehr, als, daß ich ihm nicht diesen Kampf ersparen sollte! Er muß mich nicht eher wieder sehen, als bis sie ganz die Seinige ist! Sie mögen glücklich seyn! Mich wird der Gedanke in meinem Unglück trösten, daß ich der Schöpfer ihres Glückes bin!" So beschloß er, von ihnen entfernt zu leben, und England auf einige Zeit zu verlassen; — und er war stolz auf diesen Vorsatz! — Wenn er aber an seinen Vater dachte, an ihn, den er durch seine Flucht so beleidigt hatte, wenn er sich ihn dachte, wie der Gedanke an seinen verlornen Eduard seine alten Tage verkümmern würde: — dann wurde sein Herz weich, und sein Entschluß schwankte. Aber konnte Heroismus über die Liebe siegen: wie sollt' ers auch nicht über Kindespflicht vermögen? Sein Vorsatz wurde erneuert; aber eh' er seine vaterländische Insel verließe, wollt' er noch einmal seinen theuren Vater sehen, noch einmal sich unerkannt an seinem Anblick laben, und dann dem Rufe seiner heroischen Tugend folgen. Er hofte in verstellter Kleidung seinen Vater auf einem seiner Spaziergänge beobachten zu können, er sehnte sich nach dieser bittersüßen Freude, und eilte, seinen Weg nach dem väterlichen Landguthe anzutreten.

Lord Blakmoore hatte indeß, als ein Muster für Väter erwachsener Söhne und Töchter, alles, wie er oben gesagt hatte, in Richtigkeit gebracht. Sein alter Freund Robertson war erfreut, ihn bei sich zu sehen, und

in dieſer erſten Freude, ſtellte er nach ſeiner graden Manier, ihm die verlorne Tochter und ſeinen Sohn vor; der Lord wurde überraſcht, ſah aber ſogleich ein, daß der einzige Weg, ſeine Tochter glücklich zu machen eben der ſey, den ſie eingeſchlagen hatte; und ſträubte ſich alſo nicht länger, ihr ſeine Verzeihung, und die Einwilligung zur Verbindung zu ſchenken. Die wenigen Tage, die ſie nun in Robertſonshall mit einander lebten, waren die fröhlichſten und ſeligſten; die Alten erinnerten ſich an ihre Jugendfreuden, an ihre alte Freundſchaft, die ſchon im Jünglingsalter geknüpft wurde, und konnten nicht aufhören, die vergangnen Zeiten, auf Koſten der gegenwärtigen zu preiſen; die Liebenden waren glücklich im Genuß einer reinen, von keiner bangen Furcht geſtörten Liebe und in der fröhlichen Ausſicht auf künftige, noch frohere Tage; und ſegneten den Vorfall, der ſie in die Arme liebender Väter zurückgeführt hatte. — Die Trennung war ſchmerzlich, aber doch der erſte Schritt zur Wiedervereinigung! —

Da nun Lord Northingham mit dem ehrlichen Hofmeiſter wieder allein war, ſo erwachte in ihnen deſto ſtärker die Sorge für ihre Verlornen. Eigentlich wuſte der alte Lord nicht, daß ſein William eben ſo ſtrafbar, als Eduard war: der Hofmeiſter hatte ihm dies verhelen zu müſſen geglaubt, um ſeinen Zorn nicht zu vermehren. Den Fehltritt des Jüngeren wuſte er einmal, und auf dem ruhte ſein Zorn; den älteren glaubte er blos, mit der Aufſuchung ſeines Bruders beſchäftigt. Aber er

hatte

hatte von Beiden keine Kunde, und diese wünschte er doch sehr. Er ward täglich unruhiger über das Schicksal seiner Söhne; bald wünschte er, Eduard möchte nur da seyn, um ihm alles vergeben zu können, bald schalt er auf William, daß er nicht eifriger im Aufsuchen seines Bruders sey und ihn noch nicht gefunden hätte, bald entschuldigte er ihn wieder und bedaurte ihn, daß er eines ausgearteten Bruders wegen, sich solchen Beschwerlichkeiten und Gefahren aussetzen müsse; sah dann diesen Eduard als die erste Ursach des ganzen Unglücks an und wünschte nur ihn zu haben, blos um ihm das ganze Gewicht seines Zorns empfinden lassen zu können. Aber mit all' diesem Wünschen und Klagen brachte' er seine Söhne nicht zurück, er beschloß also, neue Anstalten dazu zu treffen. Anfangs wollte er sich selbst aufmachen, und die Städte und Flecken des Landes durchreisen, um selbst die sichersten Nachrichten einzuziehen und allen etwanigen Irrungen vorzubeugen: allein der treue Hofmeister stellte ihm vor: daß er die Beschwerlichkeiten der Reise nicht aushalten würde, daß er sich ohne großen Schaden nicht von seinen Gütern entfernen dürfe, und versprach, wenn er ihn allein aussenden wollte, alle mögliche Vorsichtigkeit und allen Fleiß in Ausforschung seiner Söhne anzuwenden. — „Es ist wahr, Hofmeister! sagte der Lord, ich muß den Jungens zeigen, daß ich mir nichts aus ihnen mache; sie würden stolz werden, wenn sie hörten, ihr Vater ziehe nach ihnen im Lande herum; aber Sie können reisen! Nur reisen Sie ganz

incognito, seyn Sie schlau und suchen Sie, sie auszukundschaften. Ich werde dankbar seyn!." Und so sezte sich unser Hofmeister am folgenden Morgen, abermals von den Guineen Seiner Herrlichkeit und einigen Bedienten begleitet, in den Reisewagen um nach London zu kutschen.

Was schmiedete er nicht unterwegs für herrliche Plane! Fast auf jeder Meile erfand er einen neuen, um auf der folgenden an ihm tausenderlei Mängel und unübersteigliche Schwierigkeiten zu entdecken. Bald wollte er eine dunkle Nachricht, die nur für seine ehemaligen Eleven nicht dunkel wäre, in die Zeitungen rücken lassen, sie darinn der Verzeihung des Vaters versichern und ihnen sichre Rükkehr und goldne Berge versprechen: aber diese Zeitungen, wie sollten sie ihnen vor die Augen kommen? bald wollt' er sich obrigkeitlichen Beistand erbitten, bald wollte er sich keinem Menschen entdecken und in eigner Person sie in allen Winkeln von Großbritannien aufsuchen; aber würden dazu nicht Jahre gehört haben? — Mit jeder Verwerfung eines neuen untauglichen Plans ward ihm bänger ums Herz, und auf der lezten Meile vor London war seine Bangigkeit auf den höchsten Grad gestiegen.

Er kam an, und da Lord William, das einzige ihm bekannte Wirthshaus in der Nachbarschaft von der ehemaligen Wohnung seines Bruders wieder gewählt hatte, und der Hofmeister aus ähnlichen Gründen auch hier vorfuhr, so kam es ganz natürlich, daß beide, ohne es

zu

zu wiſſen, unter einem Dache wohnten. Der eine wünſchte ſehnlich, Nachrichten von Hauſe zu haben, um ſich dort ſeinen Empfang vorſtellen zu können; der andre hielt es für das Ziel ſeiner Wünſche, wenigſtens Einen Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen wieder zu ſehen. Da Lord William ſowohl, als der unſchlüſſige Hofmeiſter ihre Zimmer wenig verließen, ſo wäre es ſehr möglich geweſen, daß beide mit ihren Sorgen in zwei anſtoßenden Zimmern gewohnt hätten, ohne in einander die Beruhigung ihrer Bekümmerniſſe zu finden, die ſie ſich doch allein geben konnten, wenn nicht durch ein Ungefähr, einer der Northinghamſchen Bedienten, am zweiten Tage, ſeinen jungen Herrn über die Flur hätte ſpazieren ſehen. Bediente kennen den Zweck der Reiſen ihrer Herren gewöhnlich genau, und nicht ſelten beſſer, als ihre Herren ſelbſt, und ſo wuſte denn auch dieſer, daß der Herr Hofmeiſter ausgereiſt ſey, die jungen Herren zu ſuchen. Kaum traute er ſeinen Augen, als er Williams Geſtalt erblickte, er ſah ihn an, rieb ſich die Augen, und da er erſt recht ſeiner Sache gewiß werden wollte, war die Geſtalt in die Thüre, neben dem Zimmer ſeines Herrn, verſchwunden.

Faſt wäre er ihr nachgelaufen, aber zum Glück beſann er ſich noch, daß er eine groſſe Sünde gegen das Decorum begehen würde, wenn unglücklicherweiſe ihn ſeine Augen getäuſcht hätten; er ſtürzte alſo ins anſtoßende Zimmer, wohin er ohne Gefahr kommen konnte, und referirte, zum höchlichen Erſtaunen des Hofmeiſters:

er

er habe einen Herrn geſehen, der ihrem Lord William auf ein Haar gliche. Der Hofmeiſter begriff anfangs vor Verwunderung die ganze Sache nicht, aber da er hörte, daß die bezeichnete Perſon im Zimmer neben an wohne, ſo war er auch ſchon in Bewegung in dieſes Zimmer zu gehn, um den Grund oder Ungrund dieſer Behauptung zu unterſuchen. Er trat hinein und — ſah den, den er ſuchte, leibhaftig vor ſich ſtehen. Ohne Frage: Wie? oder Woher? ſtürzten ſie in ſprachloſem Entzücken einander in die Arme, und drückten ſich ſo feſt ans Herz, als wenn ſie fürchteten, man würde ſie wieder trennen wollen. Sie fühlten anfangs nur das Glück, ſich wieder zu haben, und gedachten weder der Vergangenheit, noch der Zukunft; aber da die erſte Freude ausgeſtrömt war, da begannen die Fragen über ihre Schickſale, Ausſichten und Hoffnungen; da erzählte der eine von den Beſorgniſſen des alten Vaters, von der Sehnſucht nach ſeinen Kindern, von ſeinem untermiſchtem Zorn über ſie, und der andre, von ſeiner aufwallenden Liebe, von dem glücklichen Zuſammentreffen mit ſeinem Bruder, und ſeinem vernünftigen Entſchluſſe zum Vater zurück zu kehren. — Beide wünſchten, daß Eduard mit ſeiner Geliebten glücklich werden möchte, hofften, daß er es wohl ſchon ſeyn würde, und bedauerten nichts, als daß ſie nicht bei ihnen wären. Lord William ſchien dies beſonders bald ſehr heftig zu wünſchen, bald auch ſich nichts ſchrecklicheres als dies denken zu können; denn noch waren nicht alle Spuren des

Wohl-

Wohlwollens gegen die reitzende Miß Belly in seinem Herzen verloschen. Er wollte seinen Bruder glücklich wissen, aber noch traute er sich nicht Stärke genug zu, Augenzeuge dieses Glücks seyn zu können. — Daß sein Vater von seiner Uebereilungssünde nichts wuste, freute ihn, mehr des Gedankens wegen, daß er in seiner Abwesenheit keinen erzürnten Vater gehabt hätte, als deswegen, daß er allen Vorwürfen darüber zu entgehen gehofft hätte. Nein, er wollte seinem Vater sich zu Füßen werfen, und reuevoll sein Vergehen bekennen; und nur die wiederholten Bitten und Vorstellungen des vorsichtigen Hofmeisters, konnten ihn zu dem Entschluß bringen, dies Geständniß bis nach zu hoffender glücklichen Beilegung des ganzen Handels zu verschieben. — Aber noch fehlte ihnen Eduard, und beide warfen zu gleicher Zeit die wichtige Frage auf: Wo er zu finden sey? — Der Lord behauptete, er werde in der Stadt, wo sie sich getroffen hätten, geblieben seyn, Miß Belly zur Heurath bewogen haben, und nun das Glück der Liebe und der Ehe genießen. Auch der Hofmeister fand es wahrscheinlich, daß sie ihn dort treffen würden, auch aus dem wichtigen Grunde: weil sie ja keinen andern Ort wüsten, wo er sich aufhalten könnte! Und so beschlossen sie denn, mit Anbruch des Morgens London zu verlassen, und die alte Reise nach Schottland zu, anzutreten.

Dies Gespräch, davon wir unsern Lesern nur einen sehr magern Auszug geliefert haben, endigte sich erst um

Mit-

Mitternacht; ſie trennten ſich nur, um nach einigen Stunden der Ruhe, ſich reiſefertig wieder zu ſehen. Voll guter Hoffnungen ſtiegen ſie in den Wagen, ſagten ihrer Königsſtadt ein ziemlich kaltes Lebwohl, und fiengen nun von neuem an zu fragen und zu erzählen. In der Vorausſetzung, daß ſie Sir Eduarden gewiß treffen würden — wozu der Hofmeiſter beſonders viel Hoffnung hatte, weil er geradezu von dem glücklichen Finden des Aeltern auf die eben ſo glückliche Auffindung des Jüngern ſchloß — fiengen ſie auch mit unter an, Plane zu machen, wie ſie ſich bei ihrem Vater einführen und für Eduard Verzeihung erhalten wollten. — Der Tag, den ſie mit großer Eil und mit oft abgewechſelten Pferden durchreiſt waren, war ihnen unter dieſen Geſprächen unbemerkt und angenehm verſtrichen, und ſie wollten eben in dem Wirthshauſe, wo ſie am ſpäten Abend, um einige Stunden auszuruhen, einkehrten, ihre gewohnten Unterhaltungen aufs neue anfangen, als der Wirth hereintrat, und ſich nach dem Wege erkundigte, den ſie morgen zu nehmen gedächten. Sie hatten ihm kaum angedeutet, daß ſie den geraden Weg nach der Grenze verfolgen würden, als er ihnen nicht unverholen laſſen konnte, daß Mylords beſſer thäten, einen Umweg von zehn Meilen zu machen, um in dem nahen Walde, der beſonders voll hoher Wege ſey, nicht überfallen und ermordet zu werden. Er belegte ſeine Weißagung ſogleich mit einer Thatſache. Es ſei nehmlich geſtern eine reiſende Herrſchaft, die mit Bedienten wohl verſe-

hen

ben geweſen, in der Mitte des Waldes von einer ſtarken Räuberbande, die ſeit einiger Zeit ſich in dieſer Gegend ſehr furchtbar gemacht habe, überfallen, ausgeplündert und der Kutſcher, der den Wagen nicht habe anhalten wollen, erſchoſſen worden. Die Erzählung eines Bedienten beſagter Herrſchaft, der beim Anblick der Räuber flüchtig geworden, und ins Wirtshaus zurück gekommen war, bekräftigte die Ausſage des Wirths; und alle gegenwärtige Perſonen baten ſie aufs dringendſte, ſich nicht in die augenſcheinlichſte Gefahr zu begeben. Unſern Reiſenden konnte nichts verdrüßlicher ſeyn, als dieſe Verzögerung, aber doch drang der Hofmeiſter mit ſeinem ſehr vernünftigen Grundſatze durch: Ein kleines Uebel ſey dem größeren immer vorzuziehen, und es ſey beſſer, einen Umweg von zehn kleinen Meilen zu machen, als auf geradem Wege in ein ſehr wahrſcheinliches Verderben zu rennen: und ſo ſezten ſie denn am folgenden Morgen, mit einem ziemlich verdrüßlichen Geſichte und geladenen Piſtolen, ihren Weg in einer ſchiefen Richtung fort.

Am zweiten Tage gegen Abend hatten ſie eben ein kleines Gehölz verlaſſen, als ſie am Ende einer langen Allee, die Landkutſche daher kommen ſahen. Es war immer ihre Gewohnheit geweſen, aus einer gewiſſen dunklen Empfindung, vielleicht gar Ahndung, jeden Wagen zu beobachten, und ſo viel als möglich, die Perſonen, die er enthielt in Augenſchein zu nehmen; ſie waren alſo auch ſchon von weitem auf die Landkutſche aufmerk-

merkſam, ſo wenig Aufmerkſamkeit auch eine Landkutſche von ihnen verdienen mochte, da ihre Phyſiognomie, wie die ihrer reſpektiven Beſitzer, immer dieſelbe war. Indeß waren ſie ihr näher gekommen, die Kutſcher grüßten einander und die Paſſagiers von beiden Seiten ſchauten aus dem Wagen, um doch wieder einmal fremde Geſichter zu ſehen, als zu gleicher Zeit, wie auf ein verabredetes Zeichen, unſre beiden Reiſenden aufſprangen, und aus allen Kräften: Halt, um Gottes willen Halt! ſchrien, und aus ihrem Wagen der vorübereilenden Landkutſche nachſtürzten. —

Sir Eduard kam glücklich in der Gegend ſeines Geburtsorts an, den er noch einmal begrüßen, in dem er noch einmal unerkannt, ſeinen geliebten und doch ſo beleidigten Vater ſehen wollte, um ſich ſein Bild, als das Bild eines gütigen, nicht über ſein Vergehen erzürnten Vaters einzudrücken, und zu ſeinem Troſt es mit in ſein freiwilliges Exil zu nehmen. Er wollte ſeine Phantaſie täuſchen, die ihm bisher das Bild ſeines Vaters nicht in freundlicher Geſtalt vorgehalten hatte; er wollte ihn ſo ſehen, wie er vor ſeiner Abreiſe aus ſeiner glücklichen Heimath ihn geſehn hatte, um die Leiden über die Trennung von ſeiner Geliebten, nicht noch durch die Vorſtellung zu vermehren: er verlaſſe einen Vater, den der Kummer über ihn, der Unwille über ſeinen Pflicht-vergeßnen Sohn darniederbeuge. — O er dachte nicht

daran,

bargn, daß ſich die ruhige Miene ſeines Vaters, die er ſo gern ſeiner Seele einprägen wollte, jetzt zu ſeinem Schrecken verändern würde, wenn er ihn entdecken ſollte!

Mit wehmüthig freudigen Empfindungen war er dem Landſitze näher gekommen. — Eine Meile davon kaufte er von einem Hirten eine ſchlechte Bauern Kleidung, — die er in der einſamen Wohnung des Hirten gegen ſeine gewöhnlichen Kleider austauſchte. Dieſe übergab er dem gutmüthigen Landmann zur Aufbewahrung bis er ſie in einigen Tagen wieder fordern würde, und gieng, durch den neuen Anzug ganz entſtellt, auf die Gegend zu, in der er die glückliche Zeit ſeiner Jugend erlebt hatte, und die er nun, vielleicht auf lange Zeit verlaſſen wollte. Mit welchen Empfindungen betrat er die Fluren, die er einſt als Knabe und Jüngling in Geſellſchaft ſeines Vaters und Bruders durchwandelt hatte, auf denen er jeden Fleck, jeden Baum kannte, bei denen er ſich an ſo viele reitzende kleine Begebenheiten erinnern konnte, die er hier in ihrer Geſellſchaft erlebt hatte! Er ſezte ſich unter einen Baum, der frei im Felde ſtand, und der ihnen oft zu einem Ruheplaz auf ihren Wanderungen durch die Saatfelder gedient hatte; vor ihm lag das ganze Dorf, in deſſen Mitte ſich der kleine Thurm von dem Wohnhauſe ſeines Vaters erhob, und um ihn herum waren Gegenſtände, deren Anblick ſeine wehmüthigen Empfindungen nicht zu erheitern vermochte. „Dich ſoll ich verlaſſen, glückliche Gegend, rief er mit

ausgebreiteten Armen, mit Thränen in den Augen, um vielleicht nie dich wieder zu sehen? Es ist zuviel, Geliebte, Vater und Vaterland auf einmal zu verlieren!“ — Eine stille Wehmuth bemächtigte sich seines Herzens, unaufhörlich starrte er die Gegenstände, die ihn umgaben, an, und unaufhörlich füllten sich seine Augen mit Thränen. Aber es war nur die Stärke des ersten Eindrucks, die ihn überraschte, aber nicht überwältigt hatte: seine Kraft kehrte wieder, sein Herz erhob sich von neuem; er wischte sich die Thränen aus den Augen und stand muthig auf, um näher zu gehen. Es war Abend geworden: die Hoffnung seinen Vater noch heut zu sehen, muste er aufgeben, aber doch wollte er sich dessen Wohnung nähern, um vielleicht seine Stimme hören zu können. Er kam hinzu, sah die Fenster des Zimmers, das er ehedem mit seinem Bruder und ihrem Hofmeister bewohnt hatte, sah auf der andern Seite in dem Wohnzimmer seines Vaters Licht brennen — und ach! er durfte sich diesem Lichte nicht, nähern, ob er gleich nur wenige Schritte davon entfernt war. Seine Empfindung überraschte ihn hier aufs neue und er eilte mit der Schnelligkeit eines Gejagten davon, gieng in Düsterheit und Wehmuth versenkt, die Meile zu der einsamen Hütte seines Landmanns zurück, um in ihr die Nacht zuzubringen. — Sein theilnehmender Wirth erschrack sehr, als er ihn so ganz verstört und in sich gekehrt sahe, und die Fragen: Wo er gewesen, was die Ursach seiner Betrübniß sey? erstarben ihm auf der

Zun-

Zunge. Eduard warf ſich auf das Lager, das ihm ſein Wirth, neben dem ſeinigen auf der Erde bereitete; aber der Schlaf floh ihn, und die Sonne ſchien ſchon ſeine matten Augen wieder wach, als ſie eben in einen kleinen Schlummer gefallen waren. Er ſprang ſogleich auf, griff nach ſeinem Hute, nahm freundlich von ſeinem Freunde Abſchied, ſagte ihm nur: Er würde auf den Abend wieder kommen und eilte, um ſeinen neugierigen Fragen, die ſchon ſeine Mienen nicht undeutlich ankündigten, zu entgehen, aus der Hütte.

Dies ſollte der lezte Tag ſeyn, den er in dieſer Gegend zubrächte, und er wollte ihn ganz der Rückerinnerung weihen. — Er beſuchte alle Environs von Nottinghamshall, und gieng noch am Morgen auf ein entferntes Landhaus, das ſie ſonſt in den Sommermonathen einige Wochen bewohnt hatten. Sein Herz litt bei all' den mannigfaltigen Gegenſtänden, die ſo viele angenehme Erinnerungen in ihm erweckten; aber doch war er ſtark genug, ſeinem heroiſchen Entſchluſſe treu zu bleiben, und ſich zum Wohl ſeines Bruders von dieſen ſo reizenden Gegenden zu entfernen.

Am Mittag, da er eben über ein Feld, ſchon ziemlich müde, daher wandelte, und ſchon eine Begierde nach Speis und Trank verſpürte, ſah er einen Hirten, der ruhig und mit vielem Appetit ſein Mittagsbrod ſpeiſte. Unſer Pilgrimm grüßte ihn freundlich und bat ſich bei ihm zu Gaſte. Der Hirt theilte mit ihm ſein frugales Mahl, und ließ ihn aus ſeiner Flaſche trinken. Eduard

lenkte

lenkte das Geſpräch auf ſeinen Herrn, und er erzählte ihm viel vom alten Lord und ſeinen verlornen Söhnen, die aber nun wieder kommen würden, „weil der Herr Hofmeiſter mit John und Tobias nach ihnen abgereiſt ſey.“ — Eduard wollte nichts weiter hören, dankte dem Hirten für ſein Brod und eilte davon, um ſeiner Empfindung Luft zu machen. „So muß ich auf dem Felde meines Vaters bei einem Hirten mein Mittagsbrod betteln? rief er aus. O er iſt glücklicher als ich! Mein Vater hat ihm ſein Brod gegeben!“

Noch hatte er ſeinen Vater nicht geſehen, er wollte dies am Nachmittag, und dann in ſeine Hütte zurück eilen, um noch dieſen Abend die Gegend zu verlaſſen. Nahe durfte er ſich nicht wagen: er ſuchte alſo eine Allee auf, worin der Lord gewöhnlich zu ſpazieren pflegte, die zu beiden Seiten mit dickem Buſchwerk beſetzt war, aus dem er ihn unbemerkt ſehen konnte. Der Lord kam auch heute, Eduard ſah ihn; ſeine Empfindungen mag ich nicht beſchreiben. Er gieng ihm faſt immer zur Seite, und konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen. Bald glaubte er einen geheimen Kummer in ſeinem Geſicht zu leſen, und er erſchrack, wenn er ſich, als die Urſach dieſes Kummers dachte, bald aber fand er ihn unverändert, und er wünſchte, ihn eben ſo einſt wieder zu finden. Der Spaziergang war geendigt und Eduard wollte zurück gehen, aber er kam nur bis zu dem Baum, unter dem er ſich geſtern gelagert hatte, warf ſich unter ihm hin, dachte noch einmal an alles, was ſeinem Her-

zu theuer war, und befestigte seinen alten Entschluß. Der Abend übereilte ihn. Noch einmal muß ich mein väterliches Haus sehen, sprach er, und gieng ins Dorf zurück. Er achtete nicht auf seine Schritte und er kam dem Hause näher, als er sollte; gieng auf der entgegengesetzten Seite des Hofes hin und her, und sah unaufhörlich nach den Fenstern des Hauses hin, deren Erleuchtung ihm die Gegenwart seines Vaters andeutete. Der Wächter des Hofs sah ihn, wie einen Schatten hin und her wandeln, wußte, daß alle Bewohner der nahen Häuser in ihren Stuben waren, und ahndete eine Verrätherei. Er zeigte diese Bemerkung dem Verwalter seines Herrn an; dieser überzeugte sich selbst von der Wahrheit der Sache, rief einige Knechte herbei, und gieng mit diesen auf Eduard los, der eben in seinen Betrachtungen verloren, sich auf einen großen Stein gesetzt hatte. Die Ankunft dieser Leute weckte ihn aus seinen Betrachtungen; er sprang auf, zitterte vor einer Entdeckung, und suchte sich zu verbergen. Es entgieng ihnen keine seiner Bewegungen, sie glaubten nun gewiß einen Dieb zu erhaschen, und machten alle Anstalten, daß er nicht entkommen konnte. Er sah mit Entsetzen diese Anstalten, und war aufs ernstlichste auf seine Flucht bedacht; er suchte mit schnellen Schritten das Thor zu gewinnen, aber man war ihm zuvorgekommen, man umringte ihn, und schnitt ihm alle Auswege ab. Das einzige Mittel, sich durchzuschlagen, war ihm noch übrig, und er ergriff es mit einem Löwenmuth. Nun schien

ihr

ihr Verdacht ganz gerechtfertigt zu seyn, sie wollten ihn greifen, aber er wehrte sich so stark, daß der erste, der ihn fassen wollte, zurückstürzte; und er hätte sich glücklich durchgeschlagen, wenn nicht einige das Thor versammelt und Hülfe gerufen hätten. Er ward von der Menge überwältigt, und all' seines Flehens und hartnäckigen Sträubens ohngeachtet, band man ihn und schleppte ihn aufs Wohnhaus zu. Der Verwalter gieng voraus, dem Lord den Vorfall zu melden, und befahl, den Dieb auf die Flur zu bringen. Da stand nun der arme Eduard in zerrißner, armseliger Kleidung in dem Hause seines Vaters, als ein Verbrecher angeklagt, und sollte in dieser Lage seinem Vater unter die Augen treten! — Der Lord, da er die Geschichte hörte, wollte den Gefangnen selbst sehen, der Verwalter öfnete die Thüren mit einem Licht in der Hand. Er gieng voraus, leuchtete ihm ins Gesicht, und fuhr mit einem lauten Schrei: Um Gotteswillen! Sir Eduard! — zurück. Der Lord war eben in die Thür getreten, als er diesen Ausruf hörte; Erstaunen ergrif ihn, er blieb in der Thür stehen, sah mit starrem Blick ihn an, erkannte ihn, und gieng zurück. Eduard stand, wie ein Verbrecher, seiner Sinne beraubt. Der Verwalter ließ' ihm sogleich die Bande abnehmen, mit denen sie seine Hände gebunden hatten, und bezeugte ihm seine Freude über die glückliche Rückkehr. Eduard sprach kein Wort, und starrte in dumpfer Empfindung den Boden an.

Mit der Rückkehr seiner Fassung, war auch der ganze Zorn des Lords wieder erwacht. Er ließ den Verwalter rufen, und befahl ihm, mit grausamer Strenge, Eduarden auf ein hinteres, mobilverwahrtes Zimmer zu bringen, und ihn genau bewachen zu lassen. Die Bitten des guten Mannes, der diese Härte nicht begreifen konnte, vermochten nichts: der Lord wiederholte seinen Befehl, und Eduard wurde als Gefangener seines Vaters, ohne sich vorher zu seinen Füßen werfen und Vergebung flehen zu dürfen, in das sie ihn bestimmte Zimmer geführt, mehr gemartert durch die Vorstellung seines fehlgeschlagenen Plans, als durch diese unwürdige Gefangenschaft.

Am andern Tage brachte der Hirt, der von der Gefangennehmung seines Gastes gehört hatte, Eduards Kleider, die dieser gestern mit seinem niedrigen Anzuge und nicht mit dem Verluste seiner Freiheit zu vertauschen gedachte.

Die Personen, die die Landkutsche erfüllten, wunderten sich sehr über das Halt! das zwei wohlgekleidete Herren ihrem Kutscher so ernstlich geriefen. Aber eine Person, die an der Oeffnung des Wagens saß, und die auf der ganzen Reise kaum drei Wörtchen gesprochen hatte, schrie mit einemmale: „Um Gotteswillen! William!“ — und suchte sich hinter ihrer Nachbarinn zu verbergen. Lord William, und der Hofmeister standen am Wagen, riefen und baten sie aufzusteigen und sich zu ihnen zu setzen, aber sie vermeinte es durch Winke:

der Fuhrmann flachte über die Verzögerung, und so entſchloſſen ſich unſere Reiſenden umzukehren und der Kutſche bis ins nächſte Wirthshaus zu folgen, wo ſich denn das Weitere ergeben würde. Und die ergab ſich denn auch; denn Miß Betty — daß ſie es war, die obigen Schrei von ſich gab, werden unſre Leſer wohl errathen haben — konnte unmöglich dem Bitten ihrer alten Freunde widerſtehen, die ſie ſelbſt ſogern wieder geſehen hätte, und ſich länger weigern, von ihrer Geſellſchaft zu ſeyn. Nach der erſten Freude des Wiederſehens, fragen alle drei zugleich nach ihrem geliebten Edward, und erſtaunten von beiden Seiten, als niemand von ihm Kunde zu geben wuſte. Sie erzählte von ihrer Abreiſe, ſtellte ihnen ſehr edel ihre Bewegungsgründe dazu vor, und hatte immer geglaubt, daß die beiden Brüder bei einander wären. Sie hatte die Landkutſche gewählt, um vor aller Entdeckung deſto ſicherer zu ſeyn. Es war ihr nicht gelungen, denn auf dem graden Wege nach der Grenze lauerte eine Räuberbande! Dieſe ſaubre Geſellſchaft fiel auch dem Hofmeiſter jetzt in den Sinn, und er konnte nicht umhin, ſeine Furcht zu äußern, Edward ſei von ihnen vielleicht erſchlagen worden. Der Lord glaubte es nicht, aber Miß Betty, die nur zu zärtlich für ihren geliebten Edward beſorgt war, zitterte bei dem Gedanken der Möglichkeit. William ſprach ihr Muth ein, hatte tauſend Gründe für die Unwahrſcheinlichkeit der Sache, und trug dagegen ſeinen Vorſchlag vor, nach London zurück zu gehen. Es ſei wahrlich gewiß,

daß

daß er in der schottischen Stadt nicht geblieben sey, da er sich allein gesehen; und es sey höchst wahrscheinlich, daß er nach London gegangen sei, weil er dort am ersten Nachricht von seinen Verlornen zu erhalten hoffen konnte. Der Vorschlag wurde genehmigt und sie reißten zusammen in der besten Gesellschaft ab, der, nach aller Wünschen, nichts als des Vierten Gegenwart fehlte. In Williams Herz erwachten alle seine Vorsätze. Durch die Reitze, den treflichen Verstand, das edle Herz und besonders durch die lezte große That der Miß Belly bezaubert, beschloß er, entweder seinen Bruder oder sich, durch sie glücklich zu machen; er sann also auf Plane, wie es einzurichten sei, daß er sie behielte, um sie, sobald sein Bruder sich wiederfinden sollte, ihm in die Arme zu liefern. Ein Plan war bald gemacht; aber doch war es noch eine große Frage, ob sie in seinen Plan einwilligen würde. Dies machte ihm große Sorge, und er versank in ein tiefes Nachdenken. Miß Belly hatte nicht minder große Sorgen, als er, und sie saß bald an seiner Seite so stumm und in sich gekehrt da, als er. Bei der Verlegenheit stieg, je näher sie der Hauptstadt kamen, und sie hielten ihren Einzug mit ziemlich trüben Mienen. In ihrem Logis faßte Miß Belly, gleich am zweiten Tage, den Entschluß, ihm zu eröffnen, daß sie sich trennen müßten. Sie hielt dies für nothwendig, ob sie gleich nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte; — denn in London wollte sie sich nicht mehr öffentlich zeigen, auch fürchtete sie eine Entdeckung von ihren ehmaligen Bekann-

kannten; — und ob sie gleich heimlich wünschte, nicht außer Verbindung mit dem Lord zu kommen, weil sie durch ihn die sicherste Nachricht von ihrem Eduard, nach der sie sehr seufzte, zu erhalten hoffte. Die Aeußerung ihres Entschlusses sezte William in großes Schrecken, er bat sie flehentlich, nicht mehr daran zu denken, und der Hofmeister, den er in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, vereinigte sein Bitten mit dem seinigen. Gemeinschaftlich legten sie ihr nun des Lords Plan vor. Sie solle mit ihm reisen nach den Gütern seines Vaters, er wolle sie von da zu einer alten Tante von ihm bringen, die ihn, und noch mehr seinen Bruder, von ihrer Kindheit an, sehr geliebt hätte; dieser wolle er sich entdecken, sie würde sie freundschaftlich aufnehmen, sie würde ihre Gesellschafterin seyn, und ihm zuweilen erlauben, sie zu besuchen, bis er so glücklich wäre, ihr Nachricht von seinem Bruder zu bringen: dann könne, durch der Tante Vermittelung alles beigelegt, und die Heurath, die gewiß seines Bruders höchster Wunsch wäre, zu Stande gebracht werden. Doch, sezte er hinzu, hätte er sie, wenn innerhalb drei Jahren von seinem Bruder keine Nachricht einlaufen sollte, daß sie dann seinen eigenen Bewerbungen um sie, Gehör geben möchte. — Es kostete ungeheure Mühe, die Miß zu Annehmung des ganzen Plans zu bewegen: ihre Delikatesse hatte hunderterlei gegen jeden einzelnen Punkt einzuwenden, und von dem lezten Punkte wollte sie ganz und gar nichts hören. Aber der Lord bot alle seine Beredsamkeit auf, beschwor

sie,

ſie, ſtellte ihr die Verzweiflung ſeines Bruders vor, wenn er ſie für verloren halten ſollte, ſagte ihr, er müſſe hier in ſeinem Namen ſo handeln, und ſie thue alles nur für ihn, wenn ſie ſeinen Bitten nachgäbe, — ſo daß ihr endlich alle Ausflüchte abgeſchnitten waren, und ſie ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben muſte. Kaum hatte ſie mit halben Worten ihre Einwilligung gegeben, als Freude und Heiterkeit in die Geſellſchaft zurückkehrte und ſogleich die Abreiſe beſchloſſen wurde, vor der ſich Lord William, aus einem kleinen Gedächtnißfehler, aber auch ſehr begreiflichen Urſachen, nicht mehr fürchtete. Nur der Hofmeiſter hatte noch einen großen Scrupel: Sie könnten, meinte er, doch unmöglich eher zur Tante als zum Vater reiſen, und ſie würden gewiß entdeckt werden, da der Weg über den Landſitz ihres Vaters gienge, deſſen Equipage man überdies in der ganzen Gegend kenne. Wollten ſie aber die Miß gradezu mit zu ihrem Vater nehmen, ſo wäre ſehr zu beſorgen, daß er ſich etwas unhöflich gegen ſie betragen möchte. — Der Lord machte dem beſorglichen Hofmeiſter das Kompliment, daß er ſeine Furcht ſehr gegründet fände; hatte aber ſogleich ein Gegenmittel gefunden." O meine theure Miß, ſprach er, wie wärs, wenn Sie in Mannskleidern mit uns reiſten? dann könnten ſie unter dem Charakter meines Freunds ganz frei mich begleiten." Belly's Züchtigkeit ſträubte ſich gegen den Vorſchlag, aber ihre Eitelkeit fand ihn nicht uneben. Man weiß ja, wie ſehr ſich Mädchen in Kleidern unſers Geſchlechts gefallen

und

und wie reizend ſie darin ausſehen; ſo wie im Gegentheil jeder Mann ſich mit Vergnügen einmal in ſeinem Leben hat als Mädchen ausputzen laſſen, er mochte auch noch ſo wenig reizend darin ausſehen! Sie gab nach, unter der Bedingung, daß ſie blos als Durchreiſender eingeführt würde, und daß er ſie gleich am folgenden Tage zu ſeiner Tante brächte. Der Habit war bald im Stande und Miß Belly erſchien darinn doppelt reitzend. Ich muß geſtehn, die Lage war für William und ſie gefährlich, aber ihre Tugend konnte wohl noch über größere Gefahren ſiegen. Sie fuhren ab, und der Hofmeiſter freute ſich auf das Lob, das er über ſeine Klugheit vom Lord Northingham erhalten würde.

Mylord Blakmoore beſuchte nach ſeiner Weiſe ſeinen alten Freund, und erzählte ihm vom Glück ſeiner Kinder. Lord Northingham ſchalt ſeine Nachgiebigkeit und Affenliebe, und meinte: da wiſſe er anders ſeine Autorität zu brauchen, er habe ſeinen Jungen, der ihm gerade zu in die Hände gelaufen, gefangen und ihn einſperren laſſen. Mylord erſtaunte höchlich, da er hörte, Eduard ſitze als Gefangner in einem entlegenen Zimmer, und habe das Antlitz ſeines Vaters noch nicht geſehen. Er konnte nicht begreifen, warum das geſchähe! ließ ſich die ganze Geſchichte noch einmal erzählen, und fand es unerhört, daß ein Vater ſo an ſeinem Sohne handeln könne; er wollte ihn bewegen, ſeinen Gefangnen auf freien

setzen Fuß zu stellen, aber er predigte tauben Ohren, und der alte Norbingham blieb dabei, er wolle für ungerathene Söhne und unvernünftige Väter ein Exempel statuiren! Da Lord Blakmoore sahe, daß er auf alle Weise nichts ausrichten würde, so befolgte er seinen alten Grundsatz: Man müsse jeden bei seiner Weise lassen, und brach ganz von dem Gespräch ab, das für beide nicht angenehm war. — Indem sie noch so sprachen, fuhr ein Wagen vor, aus dem Lord William, Miß Betty und der Hofmeister stiegen. Der alte Lord traute seinen Augen nicht, als er auf einmal seinen Sohn wieder sah. Er wurde ganz Freude, und eilte die Treppe hinunter, seinen William zu empfangen. Dieser stürzte ihm in die Arme, fühlte ganz das Glück, seinen theuren Vater wieder zu sehen, aber auch seine Unwürdigkeit. Das Gefühl der Reue und der Wehmuth bemeisterte ihn so, daß er schon im Begriff war, seinem Vater zu Füßen zu fallen und seinen Fehltritt zu gestehen, wenn ihn dieser nicht durch Bezeugungen der Freude über seine Rückkehr und die untermischten Ausbrüche des Unwillens über Eduard daran gehindert hätte. Lord Blakmoore nahm an ihrer Freude Theil und gab seinem Freunde nicht unzweideutige Winke, es läge blos an ihm, ein ganz glücklicher Vater zu werden. William mußte nun sogleich anfangen zu erzählen, wo er gewesen sey, wo er seinen Bruder aufgesucht hätte, warum er nicht Nachricht von sich gegeben, und wie ihn der Hofmeister gefunden habe! Der Bericht war freilich nicht ganz der Wahrheit gemäß, der Er-

Erzähler gerieth nicht selten in Verlegenheit, aber der Lord rettete ihn gewöhnlich durch eine neue Frage daraus.

Indeß hatte Lord Blakmoore unsere Miß, die als Williams vertrauter Freund eingeführt war, unaufhörlich betrachtet. Bald bei ihrem Eintritt war ihm etwas an ihr aufgefallen, das er sich nicht zu erklären wußte und das sein Herz zu ihr hinriß. Er spann sogleich ein Gespräch mit ihr an, aber er brach plötzlich darin ab, weil er mit angestrengter Aufmerksamkeit, einen Ring besah, den sie am Finger trug. Er bat sich mit Hast den Ring aus, und noch ehe Miß Belly ihre andre Hand zu Hülfe rufen konnte, hatte er ihn ihr vom Finger gezogen. Er besah lang den Ring von allen Seiten, besonders ruhte seine Aufmerksamkeit auf dem Porträte, das in ihn gefaßt war. „Ja, wahrhaftig, er ists!“ rief er, drückte an einer verborgnen Feder, daß sich der Obertheil öffnete und sich in der Mitte ein andres Porträt zeigte; sprang dann auf einmal auf, lief zum Lord und schrie: Bruder! Bruder! sieh, das ist sie, das ist meine Belly! dann lief er zur Besitzerin des Rings und frug hastig: wie kommen Sie zu dem Ringe?

„Es ist ein Erbstück — antwortete Miß Belly.

Der Lord. Unmöglich, mein Herr! sehen Sie doch, das Bild —

Miß Belly. Ist das Bild meiner Mutter! das obere, das meines Vaters!

Der

Der Lord. Meine Betty iſt Ihre Mutter? — O Bruder! das iſt meine Betty, die ich ſchon ſo oft beweint habe! — Nein, mein Herr! das iſt nicht möglich! Sie können nicht mein Sohn ſeyn, meine Betty hatte nur eine Tochter!

Miß Betty erbebete, das Herz pochte ihr, die Sinne verließen ſie, ſie ward ohnmächtig. Man öffnete ihr das Kleid, und erkannte ihr Geſchlecht. „Sie iſt meine Tochter!“ ſchrie der entzückte Lord, fiel über ſie her, küßte und ſchrie ſie wach, noch ehe man andre Mittel zur ihrer Erholung anwenden konnte.

Wer beſchreibt das Entzücken des Vaters, der ſeine verlorne Tochter ſo unvermuthet wieder findet! wer das Entzücken der Tochter, die einen Vater, den ihr Auge noch nicht geſehen, auf einmal mit ihren Armen umfaßt? — Sie konnten die geliebten Namen: Vater und Tochter nicht oft genug ausſprechen, gleich als wenn ſie ſich an dieſe fremden Töne erſt gewöhnen müßten; ſie konnten ſich nicht genug anſehen, ſie, um die Aehnlichkeit ihres gefundnen Vaters mit dem Porträt ihres Ringes zu finden; er, um ſich an der Aehnlichkeit der Miß mit ſeiner geliebten Betty zu weiden. Lord Rockingham ſtand vor dieſer Scene, ſtaunte, und bald überraſchte ihn eine Thräne, die ſeine Augen füllte; Williams Freude glich dem Entzücken des glücklichen Vaters und der glücklichen Tochter. In dieſem Augenblick fiel er ſeinem Vater zu Füßen, und flehte Verzeihung für ſeinen Bruder.

„Das

„Das muß der Junge mit anſehen, rief der alte Lord, indem er auf die herrliche Scene der kindlichen Liebe hinzeigte; lauft und holt ihn!“ Sogleich ſprangen einige Bedienten fort, den Gefangenen herbei zu führen. „Doch ſagt ihm kein Wort von dem, was hier vorgeht“ ſchrie ihnen der Lord nach.

Nun erzählte der glückliche Vater, die Geſchichte der Tochter und ihrer Mutter: Ich war in den Jahren wie nun dein William, ſprach er zu ſeinem Freunde, und lernte das herrlichſte, ſchönſte Mädchen von der Welt kennen, ich liebte ſie unausſprechlich, und ſie mich! O was waren das für Tage, die ich mit ihr verlebte! Aber ſie iſt todt! — O daß ſie an meinem Glück Theil nehmen könnte! — Mitten in dieſem Glück bekam ich von meinem Vater den Befehl, nach Haus zu kommen und zu heurathen. — Das war mir ein Donnerſchlag; aber ich entſchloß mich ſchnell und entführte meine Betty. Wir ließen uns trauen, und dieſe Tochter iſt das einzige Pfand unſrer Liebe! Mein Vater war ergrimmt und ließ mich aufſuchen; im Taumel meiner Freude hatte ich wenig auf meine Sicherheit gedacht, ich konnte kaum meine Gattin retten und mußte fliehen, ohne ſie mitnehmen zu können, denn ſie war krank. In meiner Abweſenheit gebahr ſie — und ſtarb. O Gott! auf dem Todtenbette hatte ſie mir noch einen Brief geſchrieben, worin ſie mir ihre Tochter empfahl. Ich eilte, mich ihrer anzunehmen, aber ſie war verſchwunden, und ich bin alt geworden und habe nichts von ihr gehört! da

ich nun von allem verlassen war, kehrte ich zu meinem Vater zurück, söhnte mich mit ihm aus, und heurathete zum zweitenmal. Ich war auch glücklich, aber glücklicher wäre ich gewesen, wenn mein Vater gütiger gewesen wäre. O Northingham! hättest du auch so gehandelt! — Sei ein glücklicher Vater, wie ich, und vergebe deinem Sohne!"

„Auch mir, mein Vater, rief William, und warf sich ihm zu Füßen: auch in bin schuldig! Mein Fehltritt ist so groß, wie der meines Bruders! — Vergeben Sie uns beiden!"

Der alte Lord erstaunte, und konnte kaum sagen er begreife nicht, was ihn anwandle, als Eduard in die Thür trat und seinem Vater zu Füßen fiel. Der Lord war überrascht, seine Empfindung war rege geworden, er hob seine Kinder auf, umarmte sie mit Thränen, und sprach: Alles vergessen und vergeben! dann führte er Eduard auf Betty zu, er erkannte sie in ihrer Verkleidung, und fiel ihr mit dem Ausruf: Meine Betty! in die Arme.

Lord Blakmoore erklärte sie für seine Tochter und Erbin, und sagte: Laß uns unsre Kinder und uns ganz glücklich machen, und nimm sie zu deiner Tochter an! dein Eduard liebt sie, laß sie sein Weib werden!

Da ermannte sich Eduard, riß sich aus den Armen seiner Betty und rief: Nein, mein Vater! Mein Bruder liebt sie, lassen sie ihn mit ihr glücklich seyn! Und dabei stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Wil-

William erſtaunte über die Großmuth ſeines Bruders: Nein, rief er, ich verdiene ſie nicht! Mein Eduard hat ältere, gerechtere Anſprüche auf ſie; ihm muß ſie werden. Ich liebe ſie, aber mit der Liebe eines Bruders, ich bin überſchwenglich glücklich, wenn ſie meine Schweſter iſt!

Noch lange daurte der edle Streit zwiſchen den großmüthigen Brüdern, aber William kämpfte immer ſtärker, Eduard ſchwächer. Es kam zur Erklärung. William hörte, warum auch ſein Bruder ſie verlaſſen hätte, und fühlte das Große in ſeiner That mit Bewunderung und Erſtaunen; der Vater hörte, warum er in verſtellter Kleidung zu ihm gekommen wäre, und er fiel im Uebermaß ſeines Vaterglücks ihm um den Hals und weinte. Lord Blakmoore rief: Edelmüthige, treffliche Kinder, und umarmte ſie und nannte ſie ſeine Kinder, ſeinen Stolz.

Belly ſollte endlich den Streit entſcheiden, und ſich für einen von beiden erklären. Mit reitzendem Erröthen und mit niedergeſchlagnen Augen, reichte ſie ihrem Eduard die Hand, und ſie ſanken ſich einander in die Arme. Die Zuſchauer dieſer Engelſcene weinten Freudenthränen. Dann umarmte Belly den Bruder ihres Geliebten, und ſchwur ihm ewige Schweſterliebe zu; ſie umarmte den Vater ihres Eduards und ihren Vater, und die Laute ihrer Worte floſſen in ſtumme Zähren über.

Glücklicher Tag, riefen alle, geſegnet ſei unſer Kummer, der ſich zu dieſer Wonne verklärt hat!“ —

K.